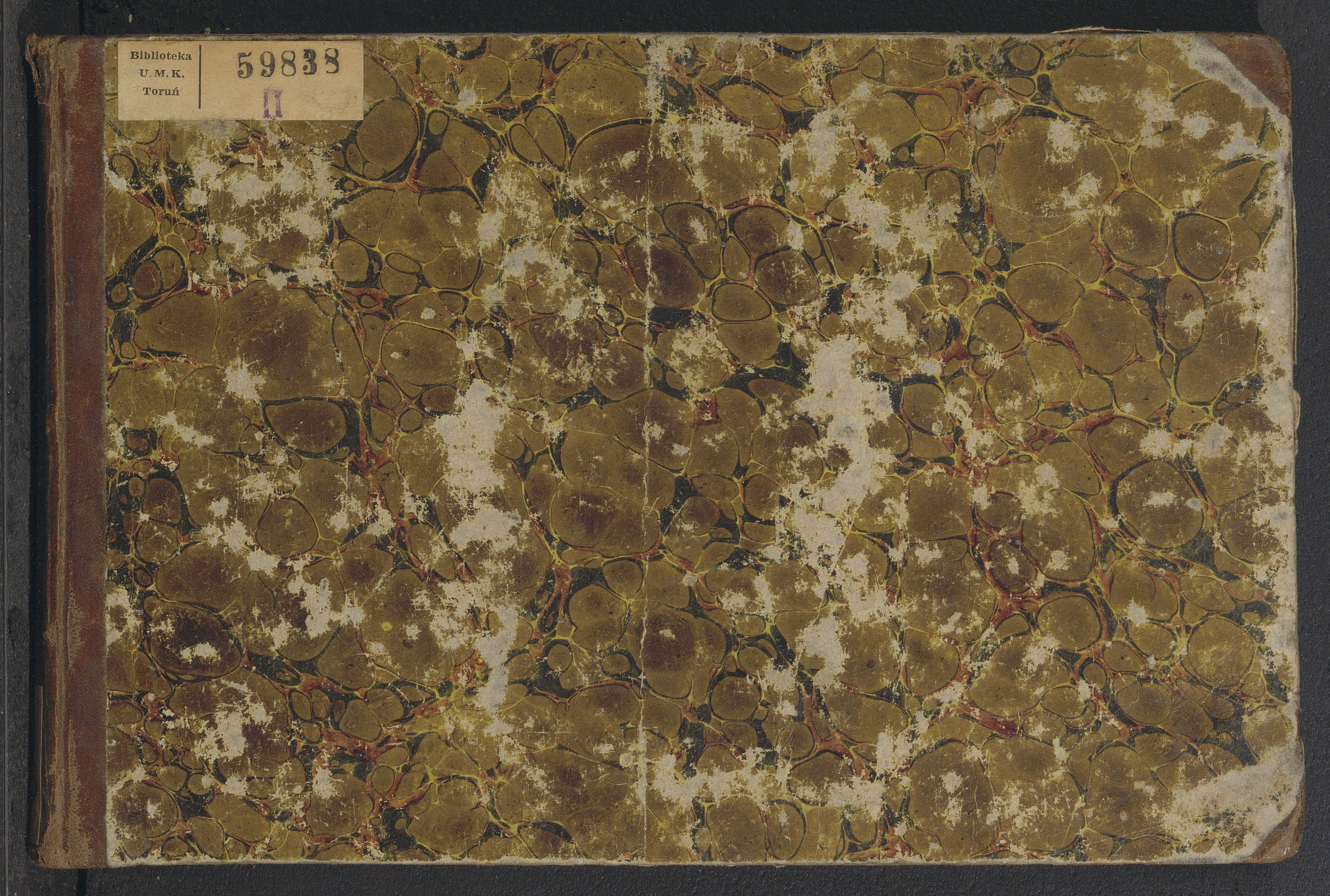

Biblioteka
U.M.K.
Toruń
59838
II

30.10.1917.

Hg 413

~~Cl Ld 3~~

Stadt-
bücherei
Elbing

Ex libris
Leonhard Neubaur.





MEYER'S UNIVERSUM

DIE
BILDER
VOM
KÜNSTLER-VEREINE
DES
Bibliogr. Institut's

DIE
BESCHREIBUNG
VON
JOSEPH MEYER,
CHEF DES
Bibliogr. Institut's

MDCCCXXXVI

III BAND

DIE PETERS-KIRCHE IN ROM

VERLAG
DES
BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT'S
in Hildburghausen, Amsterdam & New-York

1917 : 1356


Stadt-
bücherei
Elbing

Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Vierter Band.

Hildburghausen, Amsterdam und New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1837.

1917:B52



3108

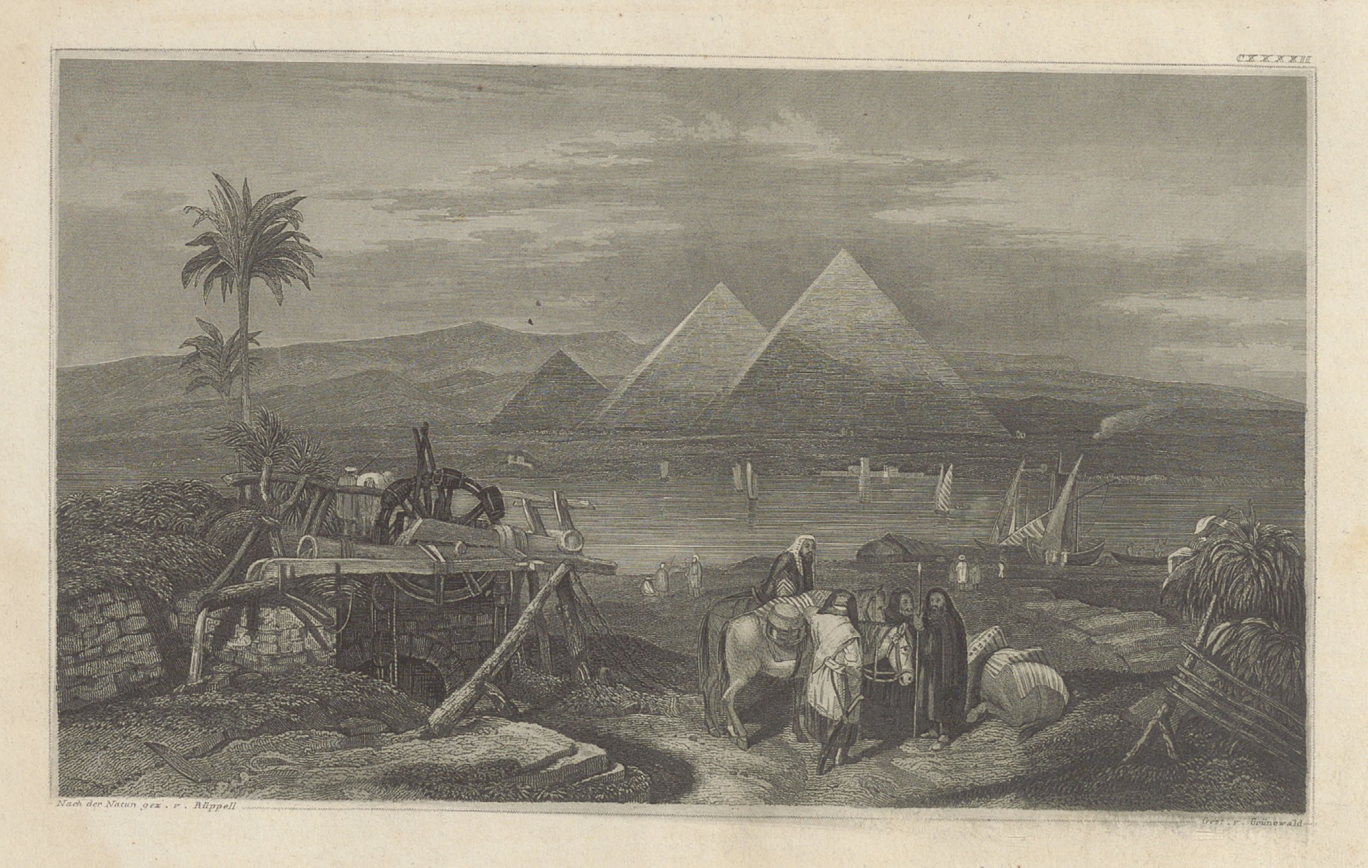




59838

II


Stadt-
bücherei
Elbing



Nach der Natur gez. v. Rüppell

Gest. v. Grünewald

DIE PYRAMIDEN BEY GIZEH

in Aegypten

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CXXXXII. Die Pyramiden von Gizeh.

Langsam, unserm sterblichen Auge kaum bemerkbar, führt die ewige Allmacht die Menschheit von Stufe zu Stufe. An der unendlichen Himmelsleiter der Bildung ist jede Sprosse ein Jahrhundert, und ihre breiten Ruhestaffeln stehen Jahrtausende aus einander. Zwar dünken sie uns, schauen wir an der Leiter hinan, eng zusammengerückt; aber der Blick rückwärts zeigt uns ihrer großen Entfernung wahres Maas.

Denkmäler und Sage weisen nach, daß die Menschheit das zwölfte Jahrtausend noch nicht erlebt hat. Der Lichtstrahl also, welcher von fernen Gestirnen in dein Auge dringt*), ist älter als dein Geschlecht. Dennoch halten Manche die Menschheit für alt; sie nehmen das Kind für den Greis.

Wir klimmen noch in der Bildung untern Regionen. Kaum drang durch die Nacht der Rohheit ein Dämmerungsstrahl der fernen Sonne. Aber so niedrig auch die von uns erreichte Bildungsstufe noch ist, so stehen wir doch viele Sprossen höher, als die Menschheit von gestern, als die Völker des Alterthums. Zweifelst du, so lese in der Weltgeschichte, in ihren Monumenten die Zeugnisse ihres Lebens.

Betrachte diese Pyramiden. Sie sind die Wunder der alten Welt und unter allen Werken von Menschenhand die allergrößten. Wenn du aber das Erstaunen bezwungen hast, welches die Masse dir abnöthigte, (und leicht kannst du es, wenn du diese von Menschen aufgeschichteten Berge mit denen der Natur vergleichst), so kannst du Betrachtungen nicht entgehen, die das Aufwärtsrücken dir klar machen, welches die Menschheit in ihrem Kulturgange seit der Gründung dieser Denkmäler gewonnen hat. Erwäge nur, Leser! welche Denkart, welche Verfassung, welche höhnende Rohheit der Herrscher und welches Thierthum der Völker dazu gehörte, um hier Steine zu Bergen auf einander zu häufen, dort Berge auszuhöhlen zum Behälter einer — — Leiche, oder Felsen in

*) Das Licht der meisten unsern Augen sichtbaren Gestirne braucht, um im Weltraume die Strecke zu durchlaufen, welche sie von der Erde trennt, länger als 30,000 Jahre.

Bildwerke umzuschaffen, deren colossale Größe eben so in Erstaunen setzt, als ihr ewiges Einerlei der Form, in dem die Armuth der Idee, die Kindheit des Verstandes, die geistige Rohheit ihrer Verfertiger der Nachwelt sich offenbart! Zwanzig Jahre lang arbeiteten, so berichtet Herodot, 200,000 Menschen an der einzigen Pyramide des Cheops, und zur Ausgrabung des Labyrinths wurden 450,000 Menschen 16 Jahre lang verwendet. Ueberall mußte das unglückliche Volk, in Aegypten wie in Indien, in Aethiopien wie am Euphrat, zusammengetrieben wie eine Heerde Lastthiere, seine Lebenstage am Bau von Monumenten verzehren, welche, völlig nutzlos, der wahnsinnige Stolz seiner Treiber hervorrief. Daß Hunderttausende darüber elendiglich verdarben, wie konnte dies auffallen? denn das Leben des einzelnen Menschen gilt nichts, wo die Gesellschaft keine Individuen kennt, sondern nur Kasten, Zünfte und Stämme. — So mögen wir diese stolzen Bauten immerhin bewundern; aber vergessen wir nicht, daß sie Erinnerungsmale sind eines grausenhaften Zustandes, gegen dessen Wiederkehr das Fortschreiten der Civilisation einen ewigen Damm zog.

Die ägyptischen Pyramiden hatten alle nur einen Zweck: — den, Grabstätten zu seyn den ägyptischen Königen. Sie sind meistens von winkelrecht und glatt behauenen Werkstücken, ohne die Anwendung eines Cements aufgeführt, und ihre Höhe kömmt fünf Siebenteln ihrer Breite gleich. Die Mehrzahl hat glatte Außenseiten; nur bei wenigen sind sie treppenartig. Fast alle sind massiv; doch einige von gebrannten Ziegeln. Gegenwärtig stehen etwa 40 aufrecht. Alle sind in der Nähe von Cairo, bei der Stätte des alten Memphis, auf einer vom Sande der lybischen Wüste haushoch bedeckten Ebene von etwa 2 Meilen Länge und von geringer Breite versammelt. Ihre Errichtung fällt in den Zeitraum von 1000 bis 1200 vor Christus. In andern Theilen Aegypten's werden keine gefunden.

Die größten und besterhaltenen Pyramiden sind die der Gruppe bei dem Dorfe Gizeh. Es sind ihrer drei, welche rechtwinklich neben einander stehen. Die mittlere ist die des Cheops, das höchste Bauwerk auf der ganzen Erde. — An ihrer Base (so weit dieselbe im tiefen Sande, der sie umgibt, erforscht werden kann) mißt sie 716 Fuß an jeder Seite; doch ist sie wahrscheinlich gegen 800 breit, wie auch Herodot angibt. Ihre jetzige Höhe erreicht nicht ganz 600 Fuß. Sie ist folglich höher als alle sonst bekannten Werke, um die Hälfte höher als die Kuppel der Peterskirche, die Thürme der Cathedralen von Straßburg, von Antwerpen, von Wien. Ihre Seiten sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Eine Art Treppe, aus vier Fuß hohen und eben so breiten Stufen, die unten 30 Fuß Länge haben, nach oben aber verloren zulaufen, führt von Außen zum Gipfel. Die Begräbnißhalle ist

genau im Centrum des Gebäudes angebracht. Ein offener Sarkophag aus Jaspis steht in ihrer Mitte: der Sarg des Cheops.

Der Besuch dieser Monumente der Eitelkeit und des Stolzes herzloser Despoten und der Dummheit knechtischer Völker, ist, seitdem unter dem eisernen Scepter Mehemed Ali's die Reisenden in diesen Gegenden Sicherheit gegen die raubgierigen Araber gewonnen haben, etwas Gewöhnliches. Folgende Schilderung, die ich dem Tagebuche eines Engländers entnehme, wird mit Interesse gelesen werden.

„Für den 20. August hatten wir eine Parthie nach den Pyramiden verabredet. Noch den Abend vorher meldeten sich bei unserm Consul zwei unserer Damen, welche an der Gefahr und Ehre der Fahrt Theil zu nehmen wünschten. Mit ihrem Vater, Lord L., waren sie die frühesten am andern Morgen; sie empfingen die Herren in geschmackvoller Amazonentracht, und die Säumigen hörten manches scherzhafte Wort. Es fehlte Niemand, und um 4 Uhr brachen wir von Cairo auf. — Das heiterste Wetter begünstigte unsern Ausflug. Die Yacht des Consuls trug uns schnell über die in den Strahlen der Frühsonne rauchende Wasserwüste hin zu dem bestimmten Landungsplatze, zur Anhöhe, auf welcher das Dorf Gizeh, von 3 Seiten von den Ueberschwemmungsfluthen umgeben, wie auf einer Erdzunge vor uns lag. Ein Diener des Consuls mit einigen Arabern, welche als Führer dienen und uns bei'm Aufsteigen zur Hand seyn sollten, erwarteten uns hier.

Wir gedachten von Gizeh die kurze, viertelstündige Strecke bis zur Pyramide auf Dromedaren zu machen; da wir aber erfuhren, der Weg sey durch die Ueberschwemmung morastig geworden, so gaben wir den Plan auf und beschlossen zu versuchen, ob in einem engen, mit Schilf hoch überwachsenem Kanale, welcher die Ebene zwischen dem Dorfe und den Pyramiden durchschneidet, mit unserm Fahrzeug vorwärts zu kommen sey. Es ging besser, als wir dachten, und unsere Offiziere, rüstige Ruderer, landeten uns in einer kurzen halben Stunde dicht an der Stiege der Pyramide des Cheops, an welcher der Kanal vorbeiläuft.

In der Ferne machte der Anblick dieser kolossalen Bauwerke nicht den Eindruck, den wir erwarteten. Ueberspannte Vorstellungen führen immer Täuschung in ihrem Gefolge: und selten wird ein Reisender ohne überspannte Ideen von der Fernsicht der Pyramiden nach Aegypten kommen. Er glaubt diese Mausoleen müßten schon in vielstündiger Weite ihm wie Gebirgsketten erscheinen, und daß die Wirklichkeit solche Ideen höhnt, ist begreiflich genug. Was aber ihre Fernsicht nicht gewähren kann, das vergütet reichlich ihr Anblick in der Nähe. Je mehr wir vorwärts ruderten, desto mehr schienen ihre Massen sich auszudehnen, desto mehr ihr Riesenkörper in's Ungeheure zu wachsen. Unwillkürlich bemächtigten sich der ganzen Gesellschaft die Gefühle des Erstaunens, und ich glaubte in manchem bärtigen Gesichte — es wäre ungalant an dem Muthe unserer Amazonen zu zweifeln! — eine gewisse Dosis Furcht nicht zu verkennen. Als wir landeten und nun die Treppe hinansahen, welche gegen die ungeheure Masse

wie ein schmaler Gemspfad wird, auf dem ein menschliches Wesen nicht fußen kann, und der schon auf halber Höhe sich dem Blicke spurlos entzieht, schien die ganze Gesellschaft von Entsetzen ergriffen. Doch nur für einen Augenblick war's; denn bald sahen wir 2 oder 3 Pygmäengestalten weiße Tücher von der Höhe schwenken und unsere große Unionflagge, die von der Plattform am Eingange herabflatterte. Wir begrüßten sie mit einem dreifachen Hurrah, und kaum konnte der feurige Muth bei einem köstlichen Frühstück zurückgehalten werden, welches, durch die Vorsorge unseres gastfreien und aufmerksamen Konsuls, in einem luftigen kühlen Zelte, dicht am Fuße des Aufgangs servirt war.

Gestärkt und mit fröhlichem Jauchzen ging's zum Steigewerke. Vielfache Wetten, wer zuerst zum Ziele gelangen werde, machten eine gewisse Ordnung nothwendig, und auf ein gegebenes Signal setzte sich Alles in Bewegung. Unsere beiden Damen, unter der besondern Leitung ihres Vaters, zweier Offiziere und einiger Guiden, bildeten die Arrieregarde. —

Die Weise des Hinansteigens ist folgende. Man stelle sich eine Treppe vor, welche für Riesen gemacht zu seyn scheint: denn jede Stufe ist vier Fuß breit und reicht einem Manne bis zur Hüfte. Eigentliche Gefahr war also, wenn auch ja einmal ein Aufschwingen zur nächsten Stufe nicht gelingen sollte, wegen der Breite der frühern, nicht zu fürchten; nur durch Schwindel konnte welche entstehen, oder wenn der Aufsteigende auf verwitterte Stellen traf, welche kein sicheres Fußen auf dem zerbröckelten Gestein gestatteten. Diese letztere Gefahr entfernten Araber, welche den Weg vorher untersucht hatten und die an jede bedenkliche Stelle postirt waren, um die Gesellschaft zu warnen. Für die Damen hatte man ein kleines, mit Anhaltstäben versehenes Treppenleiterchen mitgenommen, welches von Stufe zu Stufe gestellt den Aufgang erleichterte. Einer unserer Offiziere aber, der Vordersten einer, nachdem er drei Viertel des Wegs und die schwierigsten Theile desselben zurückgelegt hatte, bekam plötzlich so argen Schwindel, daß er sich, um Hülfe rufend, fest klammerte, und durch kein Mittel zu bewegen war, das Ziel zu verfolgen. Er zitterte wie Espenlaub und der Angstschweiß rann stromweise an ihm herab. Zwei der arabischen Guiden brachten ihn, der mit verbundenen Augen rückwärts von Stufe zu Stufe kletterte, nicht ohne eigene Lebensgefahr glücklich wieder hinab auf ebenen Boden.

Nach fast dreiviertelstündigem Steigen, während dessen wir unsern Gefühlen des Erstaunens und der Freude durch häufige Exklamationen Luft machten, hatten wir endlich alle mit einander glücklich die letzte Stufe erklimmt und wir standen am Ziel. Eine ebene Plattform von 32 Quadratfuß bildet den Gipfel dieser und der andern beiden Pyramiden, welche in einiger Entfernung dem Auge zugespitzt erscheinen. Die Steinwürfel, welche die Plattform zusammensetzen, sind vom härtesten Granit, und ohne alle Bindemittel so dicht an einander gefügt, daß wir vergeblich versuchten eine Messerklinge zwischen ihre Fugen zu drängen. Wir schätzten das Gewicht jedes einzelnen Würfels auf mindestens 3000 Pfund. Einige der höchsten Stufen bestanden aus Blöcken, welche

mehr als 6000 Pfund wogen. Welche mechanische Hülfsmittel mochten hier angewendet worden seyn, um so große Lasten auf so ungeheuere Höhe zu schaffen und dort so vollkommen genau zu fügen!

Es wäre vergeblich zu versuchen, dem Gefühle Worte zu geben, welches uns auf dieser Höhe beseligte. — Hier auf der nämlichen Stelle hatte Cambyses, der älteste Eroberer des alten Aegyptens, gestanden; von hier herab hat Alexander der Große den Adlerblick über das neubezwungene Land geworfen, und alle Länderstürmer, welche nach ihm das Nilland plündernd, unterjochend, zerstörend und Volk-austilgend überzogen: Carthager, Römer, Araber, Türken, Franzosen; — eben so jene berühmte Gelehrte und Reisende, welche es wissenschaftlich durchforschten, hatten hier die Spuren ihres Daseyns zurückgelassen. Wir fanden den ganzen Boden mit hieroglyphischen, alt-persischen, griechischen, römischen, arabischen, türkischen Inschriften und mit Namen in allen neuern Sprachen bedeckt. Auch wir waren bald emsig beschäftigt, unsere Namen zu den tausend anderen zu fügen — und mancher ältere, bessere und bedeutendere vielleicht verschwand unter unsern Meiseln. Die Galanterie zweier Offiziere aber faßte mit kunstfertiger Hand die Namen unserer beiden Schönen in einen Lorbeer- und Myrthenkranz ein. —

Die Umsicht von der Plattform übertraf jede Vorstellung, welche wir mitgebracht hatten. Das ganze Nilthal, welches wir 20 Stunden auf- und abwärts übersahen, glich einem ungeheuern Strome, viermal so breit als der Marannon. Ruhig wälzte er sich dem Meere zu, welches unseren Horizont nach Norden begrenzte. — Unzählige Städte und Dörfer erhoben sich aus der Fluth wie Inseln; zunächst Cairo mit seinen tausend Kuppeln und Minarets und den glänzenden Dächern seiner Palläste. Hier und da reckten Ruinen vergangener Zeiten und Völker ihre Häupter heraus und sahen düster auf die schimmernden, wogenden Gewässer hin; unzählige Palmen breiteten ihre Blätterkronen darüber; und Wälder erschienen inmitten des silberspiegelnden Elements wie schwimmende Inseln. — Die grandioseste Parthie des Panorama's aber machte die Pyramidenreihe aus, welche theils näher dem Nil, theils näher dem Gebirge sich bis jenseits Saccara hinzog und welche wir von hier aus Eines Blickes überschauen konnten. Deutlich sah man, was Alterthumsforscher vor uns schon gemuthmaßt haben, daß die unförmlichen Schutthaufen, welche zwischen der Pyramidengruppe von Gizeh und Saccara liegen, nichts weiter sind, als Trümmer *) gleichartiger Monumente, die einst einen symmetrisch geordneten Mausoleenzyklus gebildet haben. — Ostwärts glaubten wir die Gebirge Arabiens deutlich zu erkennen, und westwärts schweifte unser Blick über den Sandozean der lybischen Wüste hin, über eine traurige, endlose, wellenförmige, lichtgraue Fläche, auf der dunkele Wolkenschatten wie Gespenster hinzogen. —

---

*) Bei der so häufigen Umkehr des Landes durch Krieg und Eroberung, welche das wiederholte Zerstören und Neubauen der Städte zur Folge hatten, dienten jene Pyramiden, von deren Daseyn die erwähnten Schutthaufen zeugen, zum Neubau der nächstgelegenen Orte, oder zur Aufführung und Ausbesserung der Wasserbauten. Die dem Strome nahe gelegenen Trümmer werden noch jetzt so benutzt.

Der Vorsatz, heute noch nach Hause zu kehren, trieb uns, bevor wir uns noch an dem herrlichen Umblick gesättigt hatten, wieder abwärts zu steigen. Es war weit schwieriger, als wir uns vorgestellt hatten; und nicht ohne Gefahr und vielfache Besorgniß, daß dem Einen oder Andern ein Unglück zustoßen möchte, kamen wir an die Stelle zurück, von wo aus man zu dem Eingang gelangt, welcher in das Innere des Wunderwerks führt. Eine kleine Plattform vor der Pforte gewährt einen sicheren und bequemen Ruhepunkt mit entzückender Aussicht. Hier blieben unsere Damen zurück.

Der Gang, welcher in's Innere des Todtenhauses führt, steigt erst ab-, dann aufwärts, zuletzt wird er eben. Er gleicht vollkommen einem etwa 3 Fuß weiten Schlote, in welchem man auf Händen und Füßen vorwärts kriechen muß. Die Ausdünstung so vieler Personen, das Fackellicht und die eingeschlossene, dumpfige Luft, verursachten eine erdrückende Hitze, die uns äußerst beschwerlich fiel und große Fledermäuse, welche aus ihren Schlupfwinkeln aufgejagt uns schwirrend an die Köpfe fuhren, halfen das Schauerliche der Fahrt vermehren. — Nach halbstündiger mühseliger Arbeit traten wir durch eine kleine Pforte in die Halle, in deren Mittelpunkt, auf einem Piedestal, der letzte Zweck des ungeheuern Gebäudes, der Sarkophag des Cheops steht. Er ist aus einem Stück Jaspis gehöhlt, mit Hieroglyphen verziert, leer und ohne Deckel. Wahrscheinlich ward die Mumie des königlichen Leichnams nebst seinem vielleicht kostbar verzierten Deckel von dem Kalifen Almamon, auf dessen Befehl die Pyramide vor 1000 Jahren geöffnet wurde, weggenommen.

Die Grufthalle ist etwa 20 Fuß hoch und weit, ein viereckiger Saal aus orientalischem Marmor, einfach, aber doch mit Geschmack verziert. Außer dieser Halle befinden sich noch einige kleinere in der Pyramide, und diese haben wahrscheinlich den Wächtern zum Aufenthalt gedient. Auf der Mitte des Weges aber ist ein Brunnen höchst merkwürdig, der wohl 400 Fuß tief zum Grund hinabdringt, auf welchem die Pyramide steht. Wir warfen mehre Steine hinein, welche anfänglich schon in der Tiefe von 30 Fuß den Boden erreichten; als wir aber einen etwas abgerundeten, sehr schweren hinabschleuderten, hörten wir ihn deutlich über einen Absatz des Mauerwerks rollen und dann lange mit donnerähnlichem Getöse, satzweise, die Wände des Brunnens hinab springen, bis er mit lautem Platschen den Spiegel des Wassers erreichte. Nach einer guten Sekundenuhr, die wir bei dem Experimente gebrauchten, mußte die Tiefe des Brunnens, welche Plinius irrig nur zu 200 Fuß angibt, fast das Doppelte betragen. —

Ganz erschöpft erreichten wir nach anderthalbstündigem Ausbleiben den Eingang wieder und begrüßten mit unvergeßlichem Wohlgefallen die freie Luft. Aber unsere Damen empfingen uns mit lautem Gelächter. Denn die rußigen, feuchten Wände der schlotähnlichen Gänge hatten ihren färbenden Stoff unsern Hemden und Nankingbeinkleidern mitgetheilt, und der glänzend-schwarze Anstrich der Hände und Gesichter trug dazu bei, unsere Kohlenbrennermetamorphose zu vervollständigen."

CXXXXIII. Der Königsbau in München.

Nach der Wanderung durch das dreitausendjährige Todtenhaus eines Herrschers der Vergangenheit begleite mich der Leser in die Wohnung eines lebenden Königs.

Schon der äußere Vergleich dieses Pallastes mit jenem Wunderwerke der alten Welt läßt uns den Kultur-Unterschied der Zeiten ahnen, in denen beide entstanden. Die Civilisation hat der Majestät das Eisenscepter der rohen Willkühr aus den Händen gewunden, und die Pracht- und Verschwendungsliebe der Fürsten nahmen von der allgemeinen Bildung und der öffentlichen Meinung Gesetz und Richtung an. Die Inhaber der Gewalt haben ihren Herrn gefunden, und sie huldigen ihm, wenn auch hie und da sie ihm die öffentliche Anerkennung noch versagen. Ihr Wink schaart nicht mehr Hunderttausende zusammen, denen man die Erde zur Lagerstätte anweisen, und die man mit den rohesten Nahrungsmitteln befriedigen kann, damit sie viele Jahre lang unter der Peitsche der Treiber willig Berge ebnen, oder zusammen tragen, wie es eben die Laune des Gebieters befiehlt. Könige errichten ihren Leichnamen keine Pyramiden mehr auf dieser Erde. —

Sich und dem Volke baut der Bayernkönig Ludwig das hieneben abgebildete Haus, in welchem Majestät und Pracht in heiterem und edlem Gewande sich zeigen. — „Bauen Sie mir einen Pallast" — also beauftragte er seinen Architekten, v. Klenze, — „wo nichts, weder im Aeußern noch im Innern, ein dem Wechsel unterworfenes Interesse darbietet; einen Pallast, der eben sowohl für meine Nachfolger und mein Volk, als für mich bestimmt sey, und dessen Schmuck nach Jahrhunderten noch eben so sehr gefalle, wie heute."

Die Lösung dieser Aufgabe ist hinlänglich vorgeschritten, um im Stande zu seyn, den Plan des Ganzen zu erkennen und über dasselbe ein Urtheil zu fällen. Kein anderer Pallast in der Welt wird das Ideal des Schönen so vollkommen verwirklichen, keiner ein so wahres und so würdiges Zeugniß geben von der Stufe, welche Kunst und Kultur in unserer Zeit erstiegen haben.

Treten wir näher. — Durch eins der drei an einander stehenden Thore schreitend, empfängt uns zuerst die Eingangshalle, welche von mächtigen, hellgrauen Granitsäulen, mit Kapitälern von weißem Marmor, getragen wird. Ihre Wände sind mit gelbem Stuck belegt, und ihre Decke ist mit halberhabenen Bildwerken von Alabaster verziert. Rechts und links öffnen sich weite Sääle und die Räume für die Hofhaltung; erstere von

Julius Schnorr, mit den Hauptbegebenheiten des Nibelungenlieds in cyklischem Zusammenhange al Fresco geschmückt. Zwei Marmortreppen führen von der Mitte der Thorhallen aufwärts in die erste Etage. Dort breiten sich die Wohnzimmer des Königs (gegen Süden) und die der Königin (gegen Westen) aus. Den Eingang zu denen des Monarchen bildet eine großartige Säulenhalle, mit Ornamenten von weißem und gelbem Marmor herrlich ausgeschmückt, und zwei colossale Cariatyden, die Gerechtigkeit und Beharrlichkeit, Werke Schwanthaler's, sagen, zugleich mit der Inschrift des Architravs: Gerecht und Beharrlich! — daß man sich vor der Wohnung des Regenten der Bayern befindet. Die Vorsäle und die Dienstzimmer sind sämmtlich, theils im antiken Style, theils in dem der Raphael'schen Wandmalerei, verziert. Eben so die eigentlichen Wohnzimmer des Königs und die der Königin. Diese schmücken Gemälde aus den vorzüglichsten, ältern wie neuern, deutschen Dichterwerken (als Wolframs von Eschenbach, Walters von der Vogelweide, Klopstock's, Göthe's, Wieland's, Schiller's, Tiek's), jene des Königs aber Bilder aus den griechischen Classikern. Alle sind von den Händen der gefeiertsten Künstler München's, fast sämmtlich Schüler von Cornelius, von denen wir nur Neureuther, Zimmermann, Kaulbach, Hermann, Schwind rc. rc. als allbekannte Namen erwähnen. Aus dem Saale der Adjutanten tritt man unmittelbar in den Raum, der, bis zur Vollendung des größern im westlichen Flügel, als Thronsaal zu feierlichen Staatshandlungen dient. Er ist ganz vergoldet. Wohin auch das Auge sich wendet, blenden die reichsten Dekorationen in Gold und Blau und Purpur. Die Kunst hat sich erschöpft, Herrliches zu schaffen; kein Raum ist von ihr unbenutzt gelassen worden, und auch der geringste erhielt durch sie Bedeutung. Die kostbarste der Dekorationen macht ein rings um den Saal laufender Fries, ein Marmorrelief von Schwanthaler, Darstellungen der olympischen Festspiele. Der anstoßende Speisesaal ist weniger blendend, aber kaum minder prachtvoll verziert. Zimmermann schmückte ihn aus mit reizenden Fresken. Sie stellen das Leben Anakreon's vor. Wieder folgen eine Reihe Zimmer — alle mit Wand- und Deckenmalereien und Sculpturen von gefeierter Künstlerhand ausgestattet — und das Kabinet des Königs, welches unmittelbar an einen zu Privataudienzen bestimmten Saal stößt, und das Schlafgemach des Fürsten beschließen dessen Wohnung.

Die zweite Etage erhebt sich nur theilweise, etwa 220 Fuß lang über die Mitte der Hauptfronte, in korinthischer Ordnung und von einem reichen Consolengesimse gekrönt. Sie enthält einen Festsaal von runder Form, der, nebst den anstoßenden Spiel- und Erfrischungszimmern, dazu bestimmt ist, den kleinern Hoffesten, Bällen, Conzerten u. s. w. ganz außerhalb den Wohnzimmern Raum zu gewähren. Auch hier hat die Kunst ihren Schmuck mit reicher Hand ausgebreitet, und das Spielzimmer z. B. bewahrt eines der schönsten Basreliefs von Schwanthaler, den Mythos der Aphrodite in seinen wichtigsten Momenten. —

Dieser so prachtvolle „Königsbau," der eine Façade von 600 Fuß zeigt, ist doch nur ein kleiner Theil in dem Pallast-Cyklus, welcher nach seiner einstigen Vollendung die herrlichste der Königsresidenzen in der Welt aus-

machen wird. Nicht nur daß das, vom prachtliebenden Maximilian dem Ersten, nach Peter Candido's Plane gebaute, alte Schloß zum Theil umgebaut wird, damit es zum Ganzen harmonisch sich füge, ein zweiter Anbau erhebt sich seit zwei Jahren in nördlicher Richtung, gegen den Hofgarten hin, in so imposanten Verhältnissen und Formen, daß er alles Aeltere verdunkelt und in Schatten stellt. Er wird die Hauptfaçade der Residenz bilden. Obschon ihr Ausbau noch 3 volle Jahre erfordern wird, so ist doch der Plan in allen seinen Theilen deutlich zu erkennen. Schon das Aeußere zeigt, daß es sich hier nicht um ein fürstliches Wohnhaus, sondern um ein Prachtgebäude handle, Zwecken gewidmet, welche mehr die Majestät des Staats, als das Vergnügen des Hofes betreffen. — In der Mitte der über 700 Fuß breiten Façade tritt ein von gewölbter Halle getragener Balkon von 148 Fuß Breite hervor. Zehn colossale Säulen jonischer Ordnung stützen seine Verdachung; auf dieser werden zwischen den Wappenthieren Bayerns 8 Statuen von Schwanthaler, Sinnbilder der acht Kreise des Reichs, als schönste Krone prangen. Der ganze innere Raum des ungeheuern Pallastes ist fast ausschließlich in vier Riesensääle vertheilt, worunter der größte, der eigentliche Thronsaal, zu den feierlichsten Staatshandlungen ausschließlich bestimmt, alles übertreffen wird, was jemals Kunst und Pracht Herrliches in einen Raum zusammendrängten. Die Werkstätte Schwanthaler's bereitet für ihn einen Kunstschmuck von unschätzbarem Werthe: vierzehn weit überlebensgroße Statuen bayerischer Fürsten, von Otto von Wittelsbach bis auf Maximilian, dem ersten Könige. Für die andern großen Festsääle sind Gemälde bestimmt, mit deren Ausführung Schnorr beauftragt ist: Cyklische Darstellungen aus den großen Epochen der deutschen Geschichte, die Thaten Karl's des Großen, Friedrich Barbarossa's und des großen Habsburger's. — Aber nicht allein der griechische Mythos und die deutsche Heldensage, nicht allein die Poesie und die Geschichte, auch die Religion reicht hier der Kunst die geweihete Hand. In der neuen Schloßkirche (der Allerheiligen-Kapelle), am Ostende der Residenz, hat die christliche Malerei ihre schönsten Blüthen entfaltet. Die Kirche ist im reinsten byzantinischen (altchristlichen) Geschmack gebaut, einem Style, der den höchsten Reichthum innerer Dekoration, ohne Vorwurf der Ueberladung, zuläßt. Der geniale Heß erhielt vom Könige Auftrag, Wände und Decke dieser Kapelle mit einem Cyklus ächtchristlicher Gemälde zu überziehen, und im Verein mit seinen Schülern führte er sie vortrefflich aus. Keine Handbreit in diesem Tempel ist ohne Kunstschmuck. Alle Gründe der Gemälde strahlen von Gold, und tiefsinnige Arabesken durchziehen und verknüpfen alle zu einem harmonischen Ganzen. Wer jemals diese Kapelle betrat, mit einem einigermaßen empfänglichen Gemüthe, nimmt einen Eindruck mit hinweg, den keine Zeit wieder auslöscht.

Vieles andere Herrliche wird im Umfange der Residenz in den nächsten Jahren erstehen, und tausend Kunst-Thätigkeiten sind ihr unausgesetzt gewidmet.

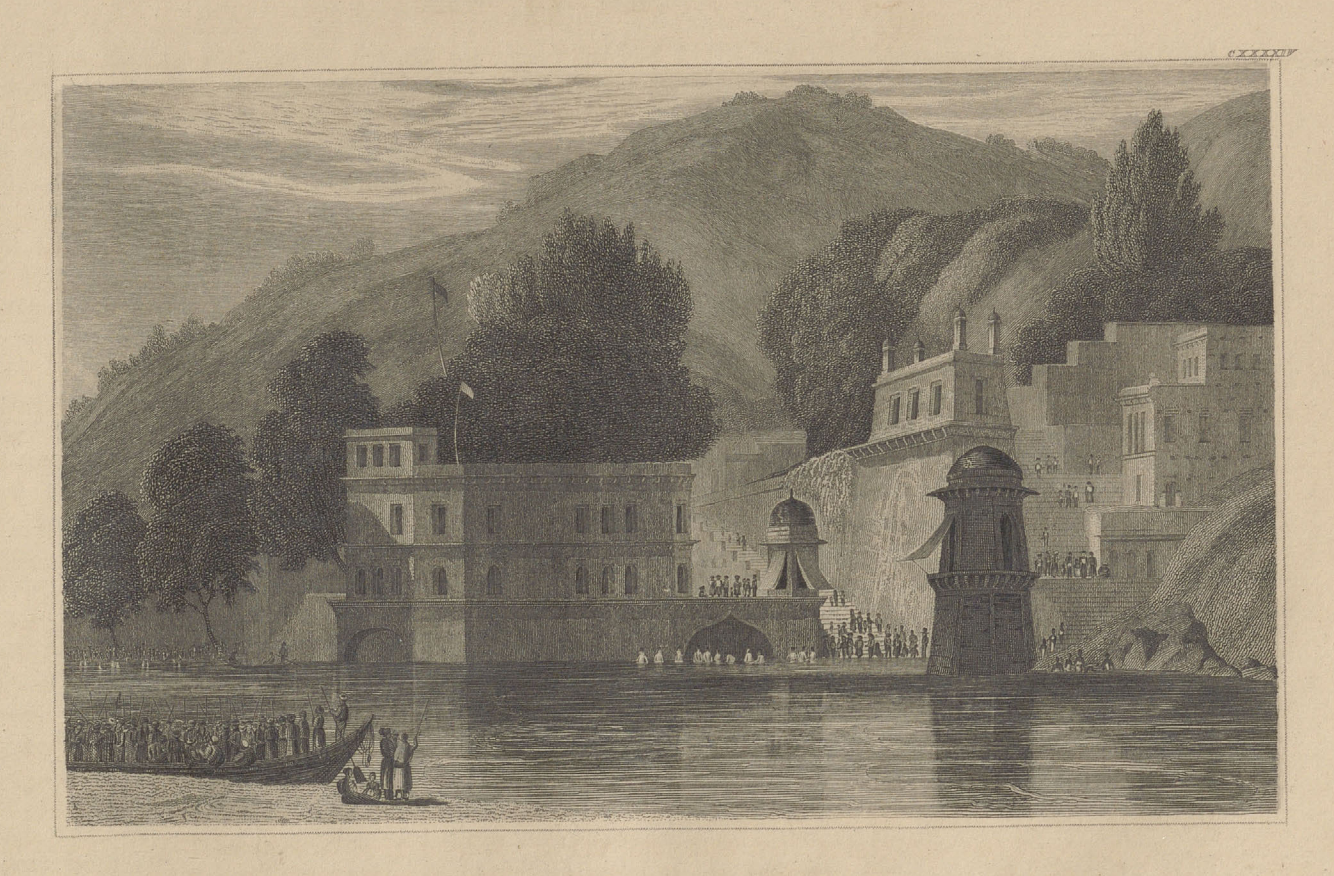
CXXXXIV. Hurduwar.

Es ist leider! eine unleugbare Wahrheit, daß viele Religionen nichts sind, als Erzeugnisse der Schwankungen und Verirrungen des menschlichen Geistes. Dem unbefangenen Forscher stellen sie sich, in ihrer Ausartung, als die schwersten, fluchwürdigsten Ketten dar, welche die Menschheit trägt, und die sie am raschern Fortschreiten auf der Leiter der Bildung hindern. In hohem Grade gilt dieß von den Glaubenssystemen, unter deren Herrschaft die meisten Völker des Orients verkümmern.

In jenen Zeiträumen, während welcher die ältesten Völker Asien's und Ostafrika's in der Mythe und Fabel finsterem Labyrinthe irrten, gelangten ihre naturforschenden Priester, bei der Fortsetzung ihrer Studien und Untersuchungen über die Ordnung und Einrichtung der Welt, allmählich zu Resultaten, welche den Begriff vom Daseyn eines allmächtigen Schöpfers und Regierers anbahnten. Sie hatten gefunden, daß nichts in der Welt untergeht. Sie hatten die Unzerstörbarkeit der Elemente entdeckt, und erkannt, daß wohl deren Zusammensetzung, nie aber deren Natur sich ändere. Die Wahrheit, daß Leben und Tod nur veränderte Modifikationen derselben Atome sind, war ihnen kein Geheimniß geblieben, und daß die Welt ewig, d. h. ohne Schranken des Raums und der Zeit sey, wurde ein, durch tausend Beweise unterstütztes, allgemein angenommenes Axiom.

Aus der Unvergänglichkeit der Atome und Unzerstörbarkeit der Elemente deduzirten die Priester die des ätherischen Wesens, dessen Daseyn das Leben bedingt; aus der Unvergänglichkeit der Materie leiteten sie die Unsterblichkeit der Seele ab. Aber wie in der physischen Welt die Atome sich trennen und anders fügen, und zu andern Formen sich ausprägen, so dachte man sich auch eine Wanderung der Lebensgeister von einem Körper zum andern: — die Seelenwanderung. — Man bemerkte in der ganzen Natur einen ewigen Kreislauf: dem befangenen Auge stellte die Welt als Maschine sich dar. Eine solche, so schloß man weiter, baut sich nicht selbst, sie muß einen Urheber haben; also entstand der Begriff vom alleinigen, allmächtigen Gott.

An den Ufern des Indus, des Euphrats und des Nils wurden diese Vorstellungen zuerst wach, und sie bildeten die Grundlage der Geheimlehre der Geweiheten. Als aber im Laufe der Zeiten in dem Schooße der Priestercollegien über die Natur der Gottheit Meinungsverschiedenheiten entstanden, und diese zu Streitigkeiten und Spaltungen führten; als in Folge politischer Umwälzungen sich Völker und Meinungen gewaltsam vermengten: da ging der Faden der Ideen verloren; in's Chaos sank die Gotteslehre und war nichts mehr, als ein Worträthsel, zusammengesetzt aus Traditionen, die Niemand mehr verstand. Jetzt wurde die Religion Verbündete, oder Werk-



HURDUWAR

in Ostindien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

zeug der politischen Macht, oder sie bot sich als ein immer bereites Mittel dar, die leichtgläubige Menge zu leiten, dessen sich bald leichtgläubige Menschen selbst, von ihren eigenen Träumen betrogen, bald kühne Menschen, von starker Seele, zu ehrsüchtigen Zwecken, bald tugendhafte und wahrhaft große Menschen für ihre Pläne zur Veredlung ihres Geschlechts mit mächtigem Erfolge bedienten.

Moses, der Gesetzgeber der Israeliten; fünf Jahrhunderte später Zoroaster, und, vor diesem und Moses, Menu, der indische Glaubensfürst, waren solche Menschen. Dieser, wahrscheinlich ein aus Aethiopien geflüchteter Schismatiker, führte an den Ufern des Ganges die Lehre von den drei Urkräften, oder der Dreigottheit ein; die nämliche, welche auch später aus Aegypten an die Griechen, nur mit einigen Modifikationen, überging. Diese indische Dreieinigkeit nennt Brahma (Jupiter) den Urheber aller Erzeugung (der Schöpfung), Schiwa (Pluto) den Geist der Zerstörung; und als Gott-Erhalter Wischnuh (den Neptun). Pythagoras und Plato haben dieses System verfeinert, und in den jüngsten Religionen begegnen wir ihm unter andern Formen wieder.

Menu war ein eben so glücklicher als schlauer Betrüger. Nie ist aus dem Kopfe eines Sterblichen eine Religion hervorgegangen, welche, wie die Seinige, über die Menschen eine so unumschränkte Herrschaft übt, und der Priesterkaste eine so erhabene Stellung einräumt. Der Charakter, die Sitten, die Lebensart des Volkes bis auf die kleinsten Verrichtungen ist ihr Werk, und der vollkommenste Despotismus, der je auf Menschen drückte, erhält die unglücklichen Völker, welche ihr huldigen, mit tausend Banden so unauflöslich umschlungen, daß selbst der gewaltige Einfluß andersgläubiger Eroberer bis jetzt wenig an ihr zu ändern vermocht hat. Seit drittehalb Jahrhunderten herrschen mohamedanische, und seit einem halben Jahrhundert christliche Fürsten über die Hindus; aber unerschüttert, als wäre Menu's Werk erhaben über allen irdischen Wechsel, steht noch immer das Ansehen seiner Priester. Sein System, das allen Rangunterschied erblich und persönlich macht, alle Vorrechte und Einschränkungen mit der Geburt verknüpft, und jedem der hundert Millionen seiner Gläubigen verbietet, das zu werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, und das zu bleiben zwingt, wozu ihn die Geburt verdammt hat, — erhebt die Priesterkaste (die Braminen) zur Ebenbürtigkeit mit der lebendigen Gottheit, und umgibt sie mit einem strahlendern Nimbus, als die Götter selbst. Jeder Bramine, sey er auch der roheste, unwissendste und lasterhafteste Mensch, sey er, wie so viele Tausende es sind, ein in Lumpen gehüllter, schmutziger Bettler, ist höher gestellt in der Meinung des Volks, als der König, und wird verehrt als ein unmittelbarer Theil des höchsten Wesens. Seine Person ist unverletzlich unter allen Umständen; und selbst wenn er das Staatsoberhaupt mordet, darf er nur aus dem Lande gewiesen werden. Was er dem menschlichen Geschlecht verkündigt, ist ein Spruch der Allmacht. Geschick und Zufall dienen seinem Willen; und Wohl und Wehe jedes Einzelnen, wie ganzer Reiche, liegt in seiner Gewalt. Und vermöge dieses Glaubens ist der Bramine Herr des Vermögens und der Dienste jedes Hindus. Niemals ward ein großer Theil der Menschheit frecher, schändlicher und dauernder um seine natürlichen Rechte zum Vortheil Weniger betrogen! Alle europäischen

Einrichtungen alter und neuerer Zeit, der politischen wie der kirchlichen, zur leiblichen und Seelenbeherrschung der Massen, sind gegen diese nichts und vergleichen sich ihnen wie schlechte Schülerarbeiten zu denen des Meisters. —

Der Ganges, der Geburtsort dieses an der Menschheit Hochverrath übenden Religionssystems, blieb auch der vornehmste Sitz seiner sogenannten Heiligthümer. Dort, wo jener gefeiertste der Ströme, aus den Gletscherwüsten des Himalaja kommend, mit mächtiger Fluth die Riesenmauer des Sewalukgebirges durchbricht, um sich in die Ebenen von Hindostan zu wälzen, liegt Hurduwar (Hurdi-war, die Pforte Gottes), ein so heiliger Ort, daß die Nennung des bloßen Namens schon im Glauben des Hindus ein Gott wohlgefälliges Gebet ist. Sechs Millionen Hindus pilgern jedes Jahr hierher, und viele kommen von den weitesten Entfernungen, um in den Fluthen des heiligen Stromes ihre Seele von aller Schuld zu reinigen. Hindostan ist reich an solchen Mauthstätten der Dummheit und des Betrugs, aber keine ist größer und einträglicher: — 12,000 Braminen sind hier die Zöllner. Doch nicht allein sie, auch der Wucher und Schacher mit andern Waaren hält, wie in so manchen nichtindischen Wallfahrtsorten, in Hurduwar reiche Aerndte, und Tänzerinnen, Gaukler, gefällige Mädchen, Verkäufer von Waaren aller Art, halten hier zu Tausenden Markt. Die Stadt und ihre Umgebung ist während der Pilgerzeit, im Sommer, ein endloser Bazar, in dem neben den Manufakturen von England, die Parfüms von Paris, die Shawls von Caschemir, die Seidenzeuge China's, die Korallen des rothen Meeres, die Diamanten Golconda's, die Perlen von Zeylon, Rosenöl aus Persien, Schweizer Uhren, arabische Spezereien, Balsam aus Timbuktu und seltene und kostbare Dinge aus allen Erdgürteln zum Kauf ausliegen. Man schätzt den Betrag des jährlichen Waarenumsatzes an diesem Wallfahrtsorte auf mehr als 20 Millionen Gulden. —

Die Hauptstraße der Stadt führt längs dem hohen und steilen Stromufer hin. Sie hat an mehren Stellen Ausgänge, von denen hohe Treppen hinab zum Flusse leiten. Die größte und breiteste dieser Treppen ist die hier abgebildete, und die Stromstelle an ihrem Fuße steht im Rufe, die heiligste und wirksamste im ganzen Ganges zu seyn. Daher ist hieher stets der größte Andrang der Pilger, und es ist schon der Fall gewesen, daß 500,000 an einem einzigen Tage ihre Waschungen daselbst verrichteten. Letzteres geschieht, am Tage, wie in der Nacht, nackt, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, und es bedarf keines scharfen Beobachters, um zu bemerken, daß nicht Frömmigkeit und Aberglaube allein die Badenden zusammen schaart. Von jedem Pilger wird für die Erlaubniß sich zu entsündigen von den Braminen eine Abgabe erhoben, und außerdem gehen immer Tausende dieser indischen Pfaffen unter der wogenden Pilgermasse umher, und fordern mit lauter Stimme zu gottgefälligen Opfern auf. Die Summen sind unglaublich, welche auf diese Weise erhoben werden. Die Einnahme der Priester überstieg an einem Tage einst die Summe von 240,000 Gulden. Unglücksfälle sind so gewöhnlich, daß sie nicht beachtet werden; denn obschon der Strom, wenn ihn nicht Regengüsse anschwellen, für Erwachsene keine lebensgefährliche Tiefe hat, so gibt doch der gränzenlose Unfug zur Nachtzeit, die eine Menge Berauschter in die Fluthen lockt, nur zu häufig Anlaß, daß Viele


Stadt-
bücherei
Elbing



SEIDA (DAS ALTE SIDON)

im Syrien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

im Ganges ihr Grab finden. Noch fürchterlicher sind die Unglücksfälle, welche häufig durch den Mangel an Raum auf der großen Badestiege und in dem engen Zugange zu derselben entstehen. 1820, im Sommer, bei einer Anwesenheit von 700,000 Pilgrims, geschah es einmal, daß das Gedränge nach der Haupttreppe so fürchterlich wurde, daß, als sich nach fünfstündiger Dauer der Menschenknäuel entwickelte, über 3000, meistens Weiber und Kinder, zertreten und todtgedrückt, diese Stiege und die zu ihr führende Straßen bedeckten, und über 10,000 mit zerquetschten Gliedern ihre Frömmigkeit büßten. Unter den Erdrückten befanden sich sogar 120 Soldaten, welche der Gouverneur zur Aufrechthaltung der Ordnung hergesendet hatte. Seit diesem großen Unglücke hat die britische Regierung die Zugänge zu allen Badeplätzen, trotz der Protestation der Braminen, um das Doppelte erweitern lassen, und 2000 Mann Compagnietruppen sind während der Pilgerzeit dazu bestimmt, die Wiederkehr so schrecklicher Fälle zu verhindern. Man hat seitdem bemerkt, daß die Zahl der Pilger, obschon immer noch ungeheuer, alljährlich abnimmt, und der Zeitpunkt ist vielleicht doch so fern nicht mehr, wo England es wagen darf, den Strom europäischer Bildung und europäischen Strebens in weitern Kanälen nach jenen fernen Gegenden seines Weltreichs zu leiten, und an die Uhr des menu-asiatischen Lebens größere Gewichte seines Einflusses zu hängen. Unmöglich kann die von den Braminen unterhaltene Macht des Aberglaubens dem unaufhörlichen Lichtausstrahlen von den Centralpunkten europäischer Sitte, Calcutta, Bombay und Madras dauernd widerstehen, und im Gefolge der Sitten bahnt sich gewiß allmählich auch ein edlerer Glaube Weg in die Herzen der östlichen Völker. Es ist kein Traum des Menschenfreundes, daß im Wechselspiele menschlicher Schicksale Europa zur Regeneration Asien's berufen sey. Nur die Zeit wolle man ihm nicht bemessen.

CXXXXV. Sidon.

Sidon, die älteste Niederlassung jenes von den Gestaden des arabischen Meerbusens unter dem Namen Phönizier nach Syriens unwirthlicher Küste ausgewanderten Volkes, welches später durch Schifffahrt und Handel so groß geworden, die Buchstabenschrift, eine Menge Erfindungen und die Kultur Indiens nach Europa brachte und verbreitete, war schon zur Zeit der Einwanderung der Israeliten mächtig und reich. Moses nennt es „die erstgeborne Tochter Canaans"; und in den Büchern der Könige wird es als „die große Stadt" bezeichnet. — Es blühete 1000

Jahre lang, bis zur Zeit des Assyrers Nebukadnezar, der es mit den meisten andern phönizischen Städten zerstörte. Unter Persischem Schutze kam Sidon von neuem zu Ansehn und zu Xerxes Zeit besaß es wieder über 100,000 Einwohner. In der Schlacht bei Salamis focht die Flotte der Sidonier mit den Persern und Tetremestus, ihr Feldherr, gab sich nach verlornem Treffen selbst den Tod. Später stellte sich Sidon an die Spitze des syrischen Aufstandes, der unter Artaxerxes losbrach; aber das unglückliche Ende desselben führte zu seinem Untergang. Als den belagernden Persern unter Ochus die starken Außenwerke durch Verrath in die Hände fielen, und die Einwohner keine Möglichkeit sahen, die Stadt zu retten, verbrannten sie, heldenmüthiger noch als in unsern Tagen die Russen Moskau, mit der Stadt sich selbst und alle ihre Schätze. — Zwar erstand nach langer Zeit ein neues Sidon auf dem Aschenhaufen des alten; aber weder unter den Römern, noch unter den Griechen, noch unter den Arabern und den Türken gelangte es zu mehr als einem Schatten seiner ehemaligen Bedeutung. —

Das heutige Seyda liegt malerisch auf einem erhöhten Punkte am Meere und macht mit seiner alten Citadelle, einem Werk aus der Kreuzfahrerzeit, und den Ruinen eines Römerkastells, eine der schönsten Vista's der syrischen Küste. Der Einwohner sind ungefähr 8800, worunter 1000 Christen und 500 Juden seyn mögen. Haupterwerbzweige sind die Seidenzucht und die Ausfuhr von Südfrüchten (getrockneten Feigen rc.), welche an den sonnigen Abhängen des Libanon in erstaunlicher Menge und von vorzüglicher Güte wachsen. — Eine besondere Merkwürdigkeit erhielt Seyda als Winterresidenz der „Königin des Nordens," wie sie die syrische Bevölkerung nennt, der Lady Esther Stanhope, jener exzentrischen Brittin, welche durch die Macht ihres Reichthums und ihrer Reize bis auf die neueste Zeit so großen Einfluß auf die Machthaber Syriens geübt hat. Bekanntlich lebt diese geistreiche Dame, welche den höchsten Familien Britanniens verwandt ist, in einem nahe bei Seyda gelegenen ehemaligen Kloster (Mar-Elias) ganz nach orientalischen Sitten, mäßig wie eine Pythagoräerin, nach allen Seiten hin Keime der Aufklärung und Wohlthaten spendend, und vom Volke fast vergöttert. Niemals läßt sie einen Engländer vor sich, nie beantwortet sie Briefe aus der Heimath; aber jeder gebildete Fremde ist ihr ein willkommner Gast und wird festlich empfangen. Ein Schloß in einer Hochebene des Libanons ist ihr Aufenthalt im Sommer.


Stadt-
bücherei
Elbing



DER JORDAN

an der Stelle des Uebergangs der Israeliten unter Josua

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CXXXXVI. Der Jordan.

Dort, wo des Antilibanons hohe Felsenmauer Palästina vom nördlichen Syrien scheidet, beim Flecken Dan, windet sich aus tiefer, schauerlicher Schlucht der neugeborne Jor=dan (Dan=Bach) murmelnd hervor. Weit und breit ist keine Quelle so herrlich, sowohl wegen der Klarheit ihres Wassers, als dessen Fülle. Schon in halbstündiger Entfernung von ihrem Ursprung hat sie das Ansehn eines Bachs, der, rasch und schäumend, über felsige, dünnbeforstete Abhänge hinab einem von hohen Bergen eingeschlossenen Trichter zueilt, wo seine Fluthen sich stemmen und einen kleinen, aber tiefen See bilden. Bäche, welche aus den östlichen Gebirgen kommen, verstärken ihn, und er bildet weiter abwärts einen zweiten, größern See, den Merom, in einsamer Landschaft. Aus diesem schlängelt er sich durch ein 3 Meilen langes Thal dem See von Tiberias (Genezareth) zu. Dieses herrliche Wasserbecken, in Galiläa das größte, von 16stündigem Umfange, an dessen Ufern der Heiland mit seinen Jüngern so oft verweilte und lehrte, erinnert durch die Reize seiner landschaftlichen Umgebung an die schönsten Seen der Schweiz. Es wird in seiner ganzen Länge vom Jordan durchströmt, welcher bei seinem Austritt am südlichen Ende, ähnlich dem Rhein, wenn er den Bodensee verläßt, an Mächtigkeit das Doppelte gewonnen hat. Als ein nun ansehnlicher Strom, der eine Breite von 140 bis 200 Fuß und eine Tiefe von 3 bis 10 Fuß hat, wälzt er sich zwischen meistens hohem Boden durch eine felsige, abwechselnd kahle und bewaldete Landschaft. Nach dreißigstündigem Laufe von Nord nach Süd findet er im sogenannten todten Meere sein Ziel.

Die Gestade des Jordans, einst prangend mit volkreichen Städten und reichen Fluren, sind seit sechzehn Jahrhunderten schon, seit der schrecklichen Vernichtung des jüdischen Volks und Staates unter Titus und Vespasian, fast ohne Anbau. Sie haben keine blühenden Gärten, keine Erndten, keine Reben mehr. Einige schmutzige Dörfer und verfallene Flecken, des Elends und der Armuth Aufenthaltsorte, und einzelne Zelte streifender Beduinen, mildern den Eindruck des Oeden und Einsamen nicht, und häufige Trümmer mächtiger Konstruktionen aus und vor der Römerzeit, von Tempeln und Kastellen, blicken traurig auf die klaren, schnell dahin rauschenden Fluthen des heiligen Flusses hernieder. Noch vor einem Jahrhundert war die Gegend am Jordan besser kultivirt und nicht so ganz menschenleer. Aber der Druck habsüchtiger Pascha's, der den armen Bewohnern Das nahm, was sie mit ihrer Arbeit der Erde abgewannen, tilgte die Lust an der Kultur eines dankbaren Bodens aus, und die Furcht vor den

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

räuberischen Arabern aus der östlichen Wüste, denen, bei der Zerrüttung des Reichs, die geringe, wehrlose Bevölkerung sich ganz Preis gegeben sah, hat den bessern Theil derselben vollends verscheucht. Nur Solche sind geblieben, denen nichts zu nehmen ist, und so sehen wir jetzt das Land, welches ein fleißiges Volk vor 2 Jahrtausenden zu einem irdischen Paradiese umzuschaffen verstand und geschickt machte, eine unglaubliche Anzahl von Menschen zu ernähren, — ein Land, dessen Herrlichkeit die Propheten und heiligen Sänger priesen, als entvölkerte Wüste.

Nur zur Zeit des Osterfestes, wann die christlichen Pilger aus allen Theilen des Orients Palästina's heilige Stätten besuchen, führt die Frömmigkeit das Geräusch des Lebens an die stillen, verlassenen Gestade des Jordan's für einige Tage zurück. Es ist nämlich Gebrauch seit undenklicher Zeit, die Wallfahrt nach dem gelobten Lande mit sündenreinigenden Abwaschungen, einer Art zweiten Taufe, in dem nämlichen Strome zu beschließen, in welchem der Heiland selbst die symbolische Weihe zu seinem Berufe als der Menschen Lehrer und Erlöser empfing. Die Züge der Pilger erhalten zum Schutze gegen die Beduinen militärische Bedeckung und die Haupt-Karawane, gemeinlich einige tausend Köpfe stark, wird vom Militair-Kommandanten von Jerusalem in Person geleitet. Sie setzt sich am Montag nach Ostern in Marsch. Ihr Weg führt durch das Gebirge über Bethania, wo man rastet und in mitternächtlicher Stunde, unter Fackelbeleuchtung, am Grabe des Lazarus eine Hymne absingt. Von da geht es durch tiefe, romantische Felsthäler in die Ebne von Jericho, einst das Eden Palästina's, jetzt ein von Wölfen heimgesuchter Ort, gegen deren Anfälle die Hirten ihre Heerden bei nächtlicher Weile durch große Feuer schützen. Dort, auf erhöhetem Grunde, von dem sich eine prächtige Aussicht eröffnet, schlägt die Karawane ihr Lager auf. Man übersieht das todte Meer, und, bis in achtstündige Ferne, den Jordan, der wie ein breites Silberband aus einer Ebene herabkömmt und sich, näher dem See, zwischen Hügeln, Wald und Baumgruppen verliert.

Nachdem gerastet worden ist und man sich erquickt hat, sammeln sich die Pilger der verschiedenen Nationen und Sekten unter ihren Fahnen und jede Abtheilung zieht nun, angeführt von Priestern, Gesänge anstimmend, durch ein Gehölz von hohen Platanen und Oelbäumen nach dem Jordan, zu der hier abgebildeten Stelle, der nämlichen, wo, der Sage nach, die Israeliten durchwadeten, als sie, unter Josua, das Land der Verheißung einnahmen. Es ist ein romantisches Plätzchen. Zwischen hohen Felsenborden, welche Weiden und Buschwerk überschatten, wälzt sich der silberklare Strom raschen Laufs dem See zu. Der gewöhnliche Wasserstand übersteigt nicht 4 Fuß; seine Breite ist hier etwa 100 Schritte und eine bequeme Furth leitet zum Strome hinab.

Hier baden die Pilger, die armen nackt, die reichern in eigends dazu bestimmten weißen Gewändern, welche in Jerusalem feilgeboten werden. Die meisten füllen Flaschen mit dem für heilig gehaltenen Wasser und sammeln Steinchen aus dem Strombette in lederne Beutel, zum Geschenk für die Freunde in der fernen Heimath. Andere wieder tauchen in die geweihten Fluthen mitgebrachte Zeuge, bestimmt zu Sterbegewändern für sich und die Ihrigen; denn

es herrscht der fromme Glaube, daß der Christ, angethan mit denselben, sanfter im Grabe schlummere. Nach den Abwaschungen besuchen die Pilgerschaaren gewöhnlich den Elisah=Brunnen am Fuße eines nahen Berges, dieselbe Quelle, welche der Prophet (2. Kön. 2, 19.), nach alt=testamentlichem Zeugniß, trinkbar machte. Auf dem Berg (Quarantanai) hielt sich, der Tradition nach, der Heiland auf während seiner 40tägigen Fasten und hier versuchte ihn der Vater alles Bösen. Ein altes, halb verfallenes Kapellchen krönt den Gipfel des Berges, und an dessem Fuße sind eine Menge Höhlen, früher die Wohnungen christlicher Einsiedler, aber verlassen seit Jahrhunderten.

Die Wallfahrt beschließt eine Wanderung nach dem todten Meere. Der Weg dahin führt zuerst durch eine sandige, baumlose Ebene, dann durch ein, zu tiefen Schluchten gewaltsam aufgerissenes, felsiges Terrain, und ist sehr beschwerlich. Der Pflanzenwuchs wird, je näher man dem todten Gewässer kömmt, immer ärmlicher; niedrige, krüppelhafte Sträuche treten an die Stelle der hohen Pappeln und Platanen, und ein binsenartiges, dürres Gras an die der saftigern, in bunten Farben blühenden Gewächse. Auch die organische Welt flieht den unheimlichen Boden: am See singt kein Vogel, springt die Gazelle nicht, summt kein Käfer, flattert kein Schmetterling. Die Ufer bilden auf der Seite von Jericho einen hohen Damm von übereinander geworfenen Felsstücken, der in der Nähe die Aussicht verhindert. Erst wenn man jenen erstiegen hat, übersieht man das stille Gewässer, welches in der beträchtlichen Länge von 11 Meilen und 4 bis 5 Meilen Breite das herrliche Thal deckt, wo Sodom und die Schwesterstädte durch ihre Ueppigkeit einst den Zorn des Herrn erregten. Sein Anblick ist schaudererregend. Es breitet sich wie eine ungeheuere Tafel von schwarzblauem Lasurstein aus, und eine in's Graue und Gelbe schillernde Steinölhaut hindert, daß der Luftzug die Oberfläche in Wellen furche. Auch nicht das kleinste Moos lebt am Ufer; nichts mildert den Gedanken an Zerstörung und ewigen Tod. Die Felsblöcke, die am Rande liegen, sind mit einem übelriechenden, schwarzen, klebrigen Schlamm bedeckt, und eben so Baumstämme, die, vom Jordan eingeschwemmt, längst blätterlos, wie schwarze Gespenster der Pflanzenwelt sich auf der Oberfläche umhertreiben. Hie und da liegen Gerippe von Fischen, welche aus dem Jordan in die See verschlagen wurden, und in demselben, wo alles Leben erstirbt, umkamen. Zahlreiche Naphta= und Schwefelquellen entspringen in der Umgebung des Sees, und am nordöstlichen Ende findet man, einige Fuß tief unter der Erde, jene bernsteinartige, schwarze Masse, aus der man die Kreuze macht, welche in Jerusalem zu Tausenden an Wallfahrende verkauft werden, und von denen in frühern Zeiten ganze Schiffsladungen voll in die Abendländer geführt wurden. — Niemand besucht dieses Gestade des Todes, als der christliche Pilger und der räuberische, wandernde Araber, der es mit abergläubischer Furcht betrachtet, und die tiefen Höhlen am Ufer zuweilen zu seinem nächtlichen, sichern Aufenthalt wählt, wenn er, mit dem Schakal der Wüste, auf räuberischen Ueberfall der in den nahen Thälern weidenden Heerden ausgeht.

CXXXXVII. Carrik-o-Reede.

Ireland's Gestade sind der classische Boden der schauerlich wilden Natur. Dort findet man jene großartigen Szenerien, welche die eigenthümliche Art schwermüthiger Begeisterung erwecken, von der die alt-irischen Weisen wiedertönen, die Gesänge Ossian's.

Die Küste von Antrim im Nordwesten Ireland's ist besonders reich an Schätzen wunderbarer Schönheit. Sie sind außerhalb England wenig bekannt; denn fremde Touristen werden selten in diesen verlassenen Winkel der Erde verschlagen, welcher Eulen und Seemöven mehr als den Menschen angehört, dessen wilde Herrlichkeit aber seines Gleichen nicht hat. Man denke sich ein Gestade, 400 bis 800 Fuß hoch, eine Riesenmauer von schwarzem Basalt, welche in ungeheuerm Halbkreise das Meer umgürtet. Ihre Zinnen sind verfallen, und das schäumende Element hat ihren Fuß ausgehöhlt zu tiefen Grotten, oder ihn auf die seltsamste Weise zerklüftet. Hie und da sind ganze Strecken eingestürzt, und gewundene, zerrissene, kohlschwarze Felsen, voll tiefer Höhlen, in welche das Meer unaufhörlich hineinbricht, ragen, als ihre letzten Trümmer, hoch aus den Fluthen, welche mit unbeschreiblicher Kraft Schaumwolken bis auf die höchsten Gipfel schleudern. Reiht man dazu das klägliche, gellend den Sturm durchtönende Geschrei der ängstlich umherflatternden Seevögel und die gänzliche Abgeschiedenheit, welche noch unheimlicher wird durch eine endlose Fernsicht auf das Meer, wo dann und wann ein weißes Segel wie ein Geist vorüber schwebt: so wird man eine schwache Vorstellung von einer Naturszene haben, von der man sich nicht leicht einen genügenden Begriff machen kann.

Carrik-o-Reede ist der Name des Felsen, welcher, durch eine 100 Fuß breite Schlucht von der Küste getrennt, den Vordergrund unseres schönen Stahlstichs ausfüllt. Er hat eine Viertelstunde im Umfang, und eine Seilbrücke dient, um vom Lande hinüber zu kommen, wenn die Fischer während des hier reichen Lachsfangs in den Höhlen und Grotten ihre Netze legen, oder um die Nester der Seevögel aufzusuchen, die in großer Menge hier horsten. Immergrüne Matten bedecken die Oberfläche der Felsen und einige Schaafe finden den ganzen Sommer über reiche Nahrung. An einer vor Wind und Wetter geschützten Stelle steht eine kleine Hütte; sie dient dem Hirten zur einsamen Wohnung. —



CARRICK – A – REDE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing

CXXXXVIII. Leipzig.

Es gibt welthistorische Namen, welche wie Signal-Feuerthürme aufgerichtet stehen in der Sahara der Vergangenheit, und die, wenn der Odem der Zeit Alles verweht, und der Staub der Jahrtausende Alles in Nacht und Vergessenheit begräbt, dem Forscher den Pfad bezeichnen, welchen die Menschheit wandelte. Ein solcher Name ist Leipzig. Gleich Marathon und Salamis ist er der Erbe der Ewigkeit.

Und wer, in Dem ein Herz für's Herrlichste schlägt, welcher Deutsche zumal, könnte ohne innere Bewegung der Zeit denken, die Leipzig's Namen die Weihe für alle Zukunft gab? Wohl ein arger Zauberer ist der Laut für Viele. Wetterwolken jagt er über männliche Stirnen, und manches bleiche Antlitz überzieht er glühend roth und mit finsterm Ernste: die Feuer auf den Bergen sind ja erloschen und verflogen sind die Jugendträume vom Wiederfinden eines verlornen Paradieses. — Aber wenn auch! Er bleibt doch der größte Tag Deutschland's durch alle Zeiten, der große Säetag zukünftiger Aerndte.

Leipzig, der Ort Leipzig, ist neueren Ursprungs. In dem sumpfigen Winkel, der die Flüßchen Barde und Pleiße vor ihrer Vereinigung trennt, hatten die Sorben-Wenden, welche diese Gegend bewohnten, im zehnten Jahrhundert ein schlechtes Dörfchen, das sie, nach den vielen Linden, die da wuchsen, Lipia (Lindenhain) nannten. Heinrich der Vogler, der die wendischen Stämme unterwarf, und eine Menge Burgen im Sachsenlande erbaute, hat wahrscheinlich auch hier eine solche errichtet, und man führt, jedoch nicht mit Sicherheit, den Besitz städtischer Rechte auf diese Zeit zurück. Als Stadt mit Mauer und Thoren erscheint sie in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts; auch mit Marktrecht; doch war sie damals, und blieb es noch längere Zeit, nur kleine Landstadt. Erst im vierzehnten Jahrhundert, als sie bei dem veränderten Gange des Handels für den Verkehr zwischen Nord und Süd als Speditions- und Niederlagsort Wichtigkeit bekam, als Erfurt's Größe sank, und sie mit einwandernden Erfurter Kaufleuten einen großen Theil der über jenen Platz gegangenen Geschäfte an sich zog: nahm Leipzig rasch zu an

Volk, Umfang und Wohlstand. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bekam es (den günstigen Umstand der Religionsverfolgungen in Böhmen, weshalb 3000 Studenten auswanderten, benutzend) Universität, bald darauf Meßrecht, und als die Grundpfeiler der alten Hansa niederstürzten, als das Band, welches die ältern deutschen Handelsstädte zusammengehalten hatte, sich auflöste, gelang es Leipzig, von den Trümmern so viel zu erhaschen, als seine geographische Lage, in der Mitte Deutschland's und von schiffbaren Strömen fern, nur irgend gestattete. Seit dem dreißigjährigen Kriege, von dessen Drangsalen es seinen guten Theil trug, hat sich Leipzig stets im Aufblühen erhalten. Nach dem siebenjährigen Kriege ebnete es seine Festungswerke, Mauern und Wälle, und wandelte sie in einen weiten und prächtigen Kranz der herrlichsten Gartenanlagen um. Die Begüterten und Reichen suchten nun häufig für ihre Wohnungen das Freie, und in den Vorstädten, welche noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts meistens aus unansehnlichen, barackenähnlichen Häusern bestanden, stiegen Palläste auf, und reiheten sich die stattlichsten Wohnungen allmählich zu prächtigen Straßen an einander. Auch im Innern der Stadt trat gleichzeitig vortheilhafte Aenderung ein. An die Stelle der alten Häuser von Fachwerk entstanden nach und nach große, steinerne Gebäude, und so groß war die Umwandlung binnen einem halben Jahrhundert, daß zu Anfang des jetzigen mit Recht Leipzig als eine der schönsten Städte Deutschland's gepriesen wurde, welche mit dem königlichen Dresden rivalisirte.

Auch in neuester Zeit hat Leipzig mit dem Verschönerungsstreben, welches ein charakteristisches Zeichen der Gegenwart ist und in allen größern deutschen Städten gleichsam Wunder schafft, Schritt gehalten und kein Jahr vergeht, ohne daß nicht die Stadt durch Neu= und Umbau an Größe und Glanz ansehnlich gewänne. Die Vermehrung des Wohlstandes und der Volksmenge steht damit auf die erfreulichste Weise in Wechselwirkung, unähnlich manchen Erscheinungen, namentlich in einigen Städten des südlichen Deutschlands, deren Großwachsen an Treibhauskünste erinnert. Leipzig, das vor 50 Jahren 1200 Häuser und 35,000 Bewohner zählte, umfaßt jetzt über 1600 meistens große Wohnungen und die Seelenzahl ist über 50,000 gestiegen. Kein Ort in Deutschland, nehmen wir einige Residenzen, wo das Mark von Königreichen die Metropole nährt und groß zieht, aus, und Elberfeld, Triest und Frankfurt etwa, kann des Aufblühens in so großartigem Maasstabe sich rühmen.

Die bedeutendsten Gebäude, großentheils in schönem und großem Style aufgeführt, sind das Rathhaus (noch ein Werk aus dem 16ten Jahrhundert), die Handelsbörse, die Thomas= und Nicolai=Kirche, der Auerbachshof, die Pleißenburg (das Schloß) mit der Sternwarte, das Gewandhaus, das Paulinum, das Theater, die Thomasschule, die neuerbaute Buchhändlerbörse und verschiedene andere. Unter den zahlreichen, ausgezeichnet schönen Gärten verdient der Reichelsche, mit seinen schloßähnlichen Gebäuden, Bädern, der Mineralwasseranstalt, und einer Menge als Cottages vermietheter Häuschen mit kleinen Gärten; der botanische

(Trier'sche), der Reimer'sche, der Keil'sche und der sonst Reichenbach'sche (jetzt Gebhardt'sche) in der Rannstädter Vorstadt besondere Erwähnung.

Letzterer war der Schauplatz der Schlußscene des großen Kampfes, durch welchen ein Welttheil sich aus den Eisenarmen des corsischen Eroberers wand. Hier steht das Denkmal Poniatowski's, der Stelle im Elsterflusse gegenüber, wo der Held, nachdem er seine Polen, um Napoleon den Rückzug zu decken, zum letztenmale den heranstürmenden Siegern entgegengeführt hatte, (am 19. October 1813), in dem Versuche, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, ertrank.

Unter den entfernteren Umgebungen ist das anmuthige Rosenthal seit lange berühmt. Eine Menge zum Theil stattlicher Villen, mit parkähnlichen Anlagen, zwischen der Stadt und den nächstgelegenen Dörfern, geben von dem vorherrschenden Sinne der Leipziger für ländliche Vergnügen und ihrer Empfänglichkeit für die Reize der schönen Natur Zeugniß. —

Humanität sitzt seit Jahrhunderten auf Sachsens Fürstenstühlen, und seiner Regenten standhaftes Wirken für die höchsten und vorzüglichsten Güter der Menschen, für geistige Freiheit, für Wissenschaft und Kunst ist ihr unvergänglicher Ruhm. Weit voran schritten die deutschen Stämme unter sächsischer Herrschaft den übrigen germanischen Völkern in der Bildung, und vorzüglich waren Wittenberg und Leipzig die Heerde, auf denen die Flammen der Kultur hoch aufloderten, leuchtende und zündende Funken tragend durch das gesammte Vaterland. Leipzig hat die Ehre, die Wiege unserer Nationalliteratur zu seyn, und zu einer Zeit, als uns die Franzosen noch Barbaren nannten, als der größte der deutschen Monarchen selbst sich noch der Muttersprache schämte und mit Verachtung auf ihre Erzeugnisse herabsah, einen Kreis von Männern erzogen zu haben, großen Geistes und mit starkem Willen, die zuerst des Auslandes Fesseln für immer brachen und Deutschlands Literatur binnen ein paar Jahrzehnten zu einer Höhe führten, zu der wir mit gerechtem Stolze hinweisen, der Fremde mit Neid hinansieht. In vernünftiger Reform des Schulwesens ging Sachsen allen andern deutschen Staaten, als Zugführer, weit voran, und die höheren Unterrichtsanstalten Leipzigs dienten, bis auf die neueste Zeit, für nahe und ferne Länder als Muster zur Nachahmung. Berühmt sind die Thomas- und die Nicolaischule schon seit langen Jahren. Geßner, Ernesti, Fischer, Reiske und vieler anderer ihrer Lehrer sind unsterbliche Namen. Auch für eine liberale, zeitgemäße Bildung des Bürgerstandes gibt die hiesige Rathsfreischule ein noch unübertroffenes Vorbild ab, und eine große Menge blühender Elementar-Unterrichtsanstalten, Sonntags-, Frei- und Handwerksschulen werfen in die niedrigsten und dunkelsten Lebenskreise das segenbringende Licht des Wissens, der Erkenntniß und der Gesittung. Daher ist es gekommen, daß der Masse von Leipzig's Bewohnern ein Grad von Bildung eigen ist, welcher jedem Fremden auffällt und wohlthut.

Unter allen Bildungsanstalten ist aber die Universität diejenige, auf welche Leipzig mit dem gerechtesten Stolze sieht. Sie besitzt, — ein schönes Zeugniß von der Munifizenz seiner Fürsten! — ein eigenthümliches Vermögen, (großentheils Grundbesitz,) das nach jetzigem Werthe fast eine Million Thaler betragen mag, und zieht aus demselben ein jährliches Einkommen von 30,000 Thalern. Ihr Haupt ist der Rektor Magnificus und den 4 Fakultäten stehen 4 Dekane vor, welche aus den 23 ordentlichen Professoren alter Stiftung gewählt werden. Die Gesammtzahl ihrer öffentlichen Lehrer übersteigt gegenwärtig 70.

Seit den vier Jahrhunderten ihres Bestehens hat die Leipziger Hochschule den Ruhm, eine der besten Europa's zu seyn, ungeschmälert behauptet und sie besaß zu jeder Epoche gefeierte Lehrer von europäischem Rufe. Darum ist sie auch jederzeit von Studirenden aus den fernsten Weltgegenden besucht worden. Besonders zeichnet sie sich durch die Pflege der philosophischen und theologischen Wissenschaften aus. Zur Förderung dieser Studien dienen mehre trefflich organisirte Institute, welche mit der Universität in näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Das philologische Seminar z. B., von Hermann geleitet, hat für ein geschmackvolles Studium des klassischen Alterthums Unermeßliches geleistet und ist immer eine Pflanzschule gewesen, aus welcher die höhern Bildungsanstalten des Auslandes, Gymnasien und Universitäten, geschickte Lehrer zogen. Preußen namentlich dankt ihm viel, und seine tüchtigsten Philologen sind geborne Sachsen oder gingen bei den Sachsen in die Schule. — Die Universitätsbibliothek ist etwa 80,000 Bände stark und im Fache der klassischen Litteratur reich.

Für die Kunst ist ein reger, lebendiger Sinn unter den Reichen Leipzigs und wenige Städte von ähnlicher Größe werden so viele und so bedeutende Sammlungen im Privatbesitz nachzuweisen im Stande seyn. Die Speck'sche Gallerie und das Otto'sche Kabinet von Kupferstichen und Handzeichnungen sind weltberühmt. Kleinere, aber durch Meisterwerke reiche und kostbare Sammlungen sind die von Brockhaus, Baumgärtner, Weigel; und an dem Weigel'schen Kunstantiquariat, dessen mit seltener Sachkunde abgefaßte Kataloge einen hohen wissenschaftlichen Werth haben, besitzt Deutschland ein in seiner Art einziges Institut.

Als Fabrikort war Leipzig immer unbedeutend, und Manufakturen haben hier, nehmen wir wenige aus, niemals ein rechtes Gedeihen gefunden.

Als Handelsplatz hingegen ist Leipzig, wenn man alle seine Geschäfte in ihrer Gesammtheit betrachtet, unter den Binnenmärkten in Deutschland der erste und größte. Die Pulsader des hiesigen Verkehrs sind die beiden Hauptmessen, (Jubilate und im Herbste) die bedeutendsten in der Welt, sowohl nach der Menge ihrer Besucher, als nach der Größe ihres Umsatzes. Die Zahl der fremden Kaufleute und Fabrikanten, Verkäufer wie Käufer, welche in der Jubilatemesse hierher kommen, wechselt zwischen 18 bis 24,000. Alle Handelsnationen der alten Kontinente, Europa's und Asien's, finden hier mehr oder weniger Repräsentanten und auch Nordamerikaner stellen sich häufig

ein. Leipzig ist dadurch ein Hauptstapelplatz nicht nur für deutsche Fabrikate, sondern auch für die Englands und Frankreichs geworden, und namentlich ist der Umsatz in wollenen, baumwollenen und seidenen Stuhlwaaren, in Leder, in nordischem Pelzwerk, von einem erstaunlichen Umfang. Im Handel mit Kolonialwaaren rivalisirt es mit Magdeburg, im Wechselhandel mit Frankfurt; der Wollhandel, unterstützt durch einen der wichtigsten Märkte für dieses Produkt, ist ein großes Geschäft, und der Buchhandel, welcher hier, wie nirgends in der Welt, Herz und Mittelpunkt hat, setzt viele Millionen um. Siebenhundert Buchhändler, und unter diesen welche aus fast allen Ländern Europa's, ordnen in der Ostermesse, persönlich oder durch Vollmacht, ihre Jahresrechnungen, und die für dieß wichtige Geschäft hier bestehenden Einrichtungen sind ganz im Geiste eines Weltverkehrs, eben so originell, einfach und zeitersparend, als zweckmäßig. Zugleich sind sie für die Leipziger Buchhändler eine nie versiegende Quelle großer Vortheile, welche von andern Stapelplätzen oft bestritten und immer beneidet, aber noch nicht getheilt worden sind. Verwandte Zweige: Musikalienhandel, Buch- und Notendruckerei, Stereotypengießerei &c. existiren hier in großartigern Anlagen, als — wenn wir einige in London und Paris und unser eigenes Etablissement ausnehmen — irgendwo in Europa. Die Brockhaus'schen Offizinen z. B. beschäftigen nahe an hundert Menschen.

Fassen wir den geistigen und materiellen Verkehr Leipzigs in seiner Gesammtheit auf, so können wir uns eines Gefühls von Staunen und Ehrfurcht nicht entschlagen, das uns, so zu sagen, wider Willen beschleicht. Der berechnende Verstand erschrickt vor der kolossalen Größe der Resultate jenes stillen, vielhundertjährigen Austausches der Erzeugnisse des Bodens und der Industrie, von Kenntnissen und Beobachtungen, von Erfahrungen und Ideen zwischen Völkern und Menschen. Hand in Hand mit Handel und Gewerbfleiß ziehen hier Kunst und Wissenschaft immerfort aus und ein, und auf des Leipziger Verkehrs nie rastender Woge schwimmt die Saat der Kultur und Civilisation von einem Land zum andern. — Gerne legen wir das Bekenntniß nieder: In Betreff der erhabensten und edelsten aller Wirksamkeiten, der Verbreitung der Humanität, kann kein anderer Ort der Welt mit Leipzig sich messen; seine blutgetränkten Fluren aber, auf welchen zweimal*) Entscheidungskämpfe gekämpft wurden, bleiben für die Freiheit des Glaubens und die Unabhängigkeit des Vaterlandes ein ewig classischer Boden.

---

*) Am 7. September 1632 (für die Glaubensfreiheit) durch Gustav Adolph's unsterblichen Sieg über Tilly; und am 16—19. October 1813 in der bekannten Völkerschlacht.

CXXXXIX. Roveredo.

In Roveredo begrüßt der Reisende, der aus Tyrol über den Brenner in Hesperien einzieht, die erste italische Stadt. Sie liegt in der Mitte eines Bergkessels, über dessen Ränder sich die beschneiten Gipfel der Hochalpen amphitheatralisch erheben, an dem kleinen, aber reißenden Leno, der sich weiter abwärts mit der Etsch vereinigt.

Roveredo, mit 9000 Einwohnern, ist ein blühender, wohlhabender Ort. Der Verkehr ist groß, und auf den bedeutenden Märkten tauschen die Bewohner der Gebirge mit denen der lombardischen Ebene ihre Produkte um. Die geschützte Lage des engen Thals gibt ihm schon südliches Klima: an den sonnigen Bergwänden kommen Orangen und Citronen im Freien fort. Maulbeerbäume gedeihen vorzüglich und auch noch in den höhern Thälern, und die Seide der Gegend gehört zu der besten Italiens. Ihre Verarbeitung beschäftigt in der Stadt allein 1500 Menschen. Die Spinnerei Bettini, mit 500 Arbeiterinnen, ist eine der berühmtesten Italiens.

Die Stadt selbst ist offen: aber über derselben, auf einem Felsen, liegt ein uraltes, großes Kastell, welches sie und die Straße vollkommen beherrscht. Die Veste ist merkwürdig wegen ihrer originellen Bauart. Ein ungeheurer Thurm, dessen Seitenmauern bis zum Boden des Thales reichen und die tief in den Felsen eingelassen sind, scheint einer noch ältern als der Römerzeit anzugehören. An ihrer Basis sind die Mauern 16 Fuß dick, und sie versprechen eine eben so unverwüstliche Dauer als der Felsen, auf dem sie ruhen. — Roveredo hat ein hübsches Theater, ein Gymnasium, mehre Wohlthätigkeitsanstalten und 3 Klöster.

Ausflüge von hier aus in die Gebirge sind belohnend, vorzüglich der auf den Monte Baldo. Man macht die Tour bis zum Fuße des Berges bequem zu Wagen; das Ersteigen des siebenthalbtausend Fuß hohen Gipfels geschieht ohne große Beschwerden in 5 Stunden. Die Aussicht ist eine der umfassendsten in ganz Italien. Sie erstreckt sich über die ganze venetianisch-lombardische Ebene, die Kette der Appenninen, die engenäischen Höhen, das adriatische Meer, den Gardasee und seine reizende Umgegend, und nur gegen Norden hemmen ewig beschneite Alpenrücken mit ausgezackten Gipfeln den Fernblick.

Von Roveredo bis Verona (7 Meilen) bleibt die Straße an der Seite der Etsch. Bei St. Marko wird man von dem furchtbar erhabenen Schauspiele eines Bergsturzes (dem Steinmeer) überrascht. Immer zwischen Felsen und dem Strome hingedrängt, öffnet sich hinter Chiusa, 3 Stunden von Verona, die Landschaft plötzlich, die letzte Stufe der Alpen ist verlassen und man betritt die gesegnete, lombardische Ebene.

CXXXIX



L. Daut, sc. Nbg.

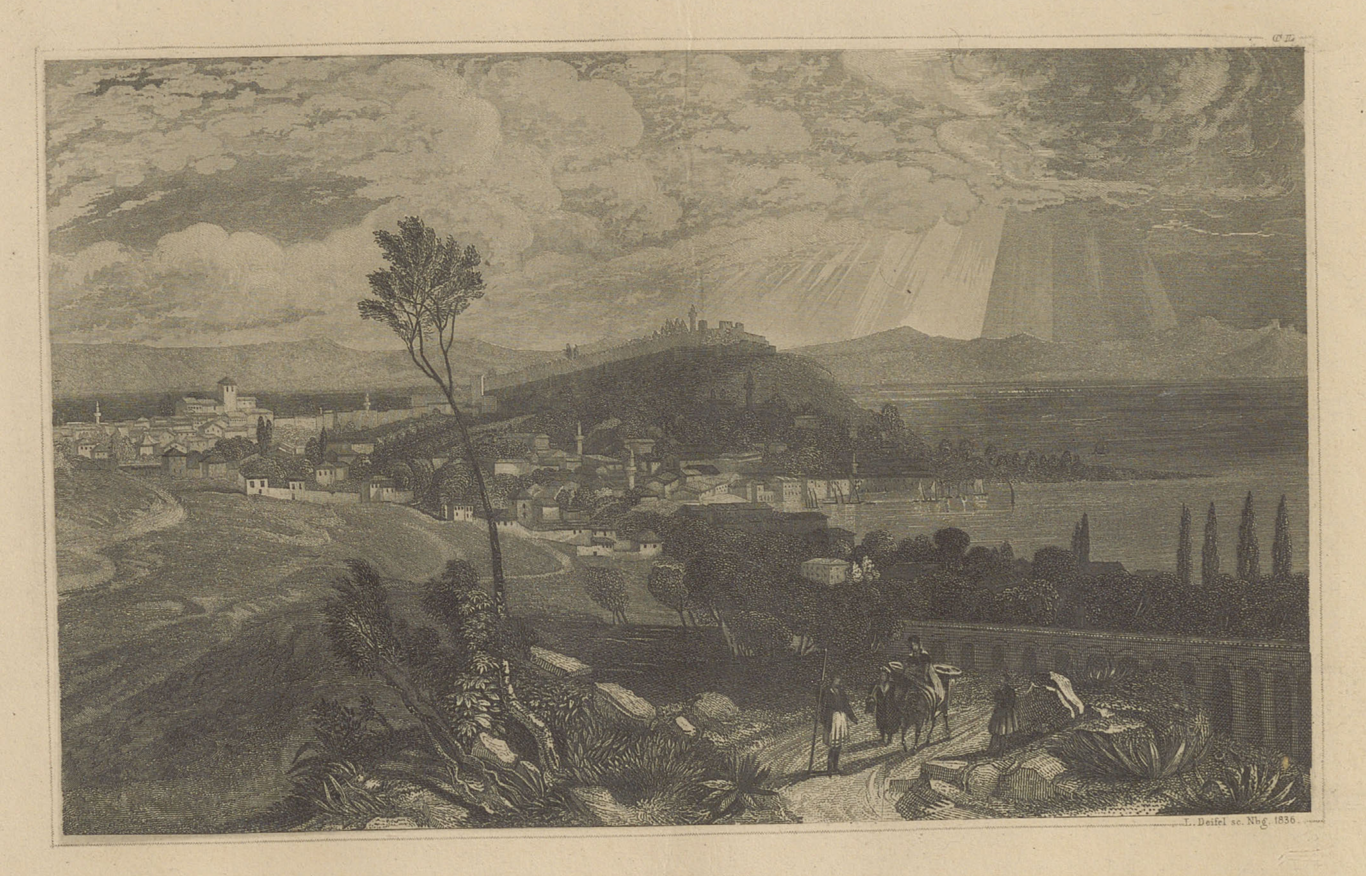
ROVEREDO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing


Stadt-
bücherei
Elbing



MYTILENE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

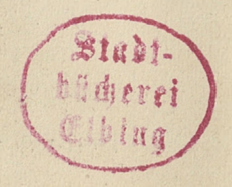
CL. Mitylene.

Unter die Resultate, welche die täglich allgemeiner und ausgedehnter werdende Anwendung der neuen Kommunikationsmittel, Eisenbahnen mit Dampfwägen und die Dampfschifffahrt, begleiten, gehört auch die Wiederaufsuchung und Herstellung der alten, diametrischen Verkehrswege zwischen den europäischen und asiatischen Kontinenten. Bahnen, welche seit vier Jahrhunderten verlassen und verödet waren, beleben sich wieder und auf den Schwingen, womit die wichtigste Erfindung unserer Zeit den Verkehr zwischen Ländern und Völkern beflügelt, dringt europäische Kultur und Gesittung in das Gebiet der asiatischen Bildung und macht da in einem Jahre größere Eroberungen als vordem in fünfzig. Die Dampfschifffahrt auf der Donau z. B., die dadurch hergestellte unmittelbare Verbindung des Herzens von Deutschland mit Konstantinopel, wird in ein Paar Jahrzehnten das schönste Land Europa's der Civilisation sicherer wiedergewinnen, als durch die Gewalt christlicher Waffen geschehen konnte; eben so wird sie die herrlichen Länder der Levante in den Kreis wieder einführen, aus dem sie geschieden sind, seit die Sonne der Bildung untergegangen ist an ihrem Horizonte und der türkische Halbmond am Nacht=Himmel scheint. Schon ist geschehen, was man vor einem Jahrzehent nicht für möglich halten durfte; Konstantinopel legt Kaftan und Turban ab, und es werden europäische Formen und Sitten sichtbar, wo die des Orients so lange Alleinherrschaft behaupteten. Eben so in der Levante und auf den Inseln, wo die Dampfschifffahrt den Verkehr mit Europäern vervielfacht.

Eine Dampfboot=Tour nach der türkischen Hauptstadt von der Donau aus ist fast etwas so Gewöhnliches geworden, wie eine Eilwagenfahrt von Paris nach Berlin. Man kehrt gemeinlich über Smyrna und Triest zurück. Diese Fahrt ist eine der interessantesten Partieen: und die Gegenden, welche man berührt, oder sieht, sind eben so sehr um ihrer Schönheit, als historischen Merkwürdigkeit willen berühmt. Wenn das Dampfschiff der Dardanellen romantische Ufer verlassen hat, wendet es sich, an Tenedos vorbei, der herrlichen Küste von Kleinasien zu, die den Reisenden mehre Stunden lang zur Seite bleibt. Ein grandioser Anblick erwartet ihn an den Ruinen der Alexandria Troas; magisch erheben sich dort die Riesenmauern der öffentlichen Bäder und die imposante Masse entschuldigt den Glauben des Volks, daß sie der Pallast des Priamus gewesen. Die weißen glänzenden Bogen scheinen über einem Eichenwald zu schweben, der die umgebenden Hügel deckt. Hoch über die Trümmer ragt aber des Ida

hoher Rücken, dessen schroffe Gipfel von ewigem Schnee erglänzen. Dieser Theil der asiatischen Küste, bald mit grünenden Höhen geschmückt, bald als kahle Basaltmassen emporragend, beschäftigt das Auge beständig mit höchst malerischen Punkten.

Nachdem man das Kap Baba, dessen Spitze als das äußerste Ende einer Bergkette steil emporsteigt, passirt hat, dem Städtchen Baba, das in hohem, wilden Felsenschooße wie ein Adlernest ruht, links vorbeisegelnd, kommt man in die Meerenge von Mitylene, das alte Lesbos. Welche reiche Erinnerungen aus der klassischen Vorzeit knüpfen sich an diesen Namen! Hier tönte, wie Homer uns erzählt, die äolische Harfe ewig im Winde, und die Namen Sappho, Terpander, Alcäus führen uns in den Kreis der griechischen Dichter und Helden. Es gibt nichts Schöneres, als die Küsten dieser Insel. Die Nordspitze ist steile, tief und wunderbar ausgezackte Felsenwand; aber je weiter man in südlicher Richtung segelt, desto reizender werden die Ufer, und Platanenwälder und Olivenhaine, zwischen welchen üppig-grüne Wiesengründe, von schimmernden Bächen bewässert, sich herabziehen, dehnen nach allen Seiten hin sich aus. Fünf bis sechs Terrassen hoher Berge thürmen in großartigem Verhältniß sich über einander empor und tief in der Bergwelt steigen mächtige Dampfsäulen auf, die, vom Winde bewegt, zu seltsamen Gestalten sich formen. Jene Dämpfe kommen von heißen Quellen, welche im Gebirge anzutreffen sind. Lange sieht man keine menschliche Wohnung, bis man, ein weit hervorspringendes Kap umsegelnd, plötzlich durch den Anblick der Hauptstadt (Mitylene, oder Castro) angenehm überrascht wird, welche sich recht stattlich, auf der Stelle der alten, amphitheatralisch auf hohem Strande ausbreitet. Ein Fort mit Zinnen steht auf einem Felsblock, an dem sich die dunkeln Wogen gewaltsam brechen. Es ist, sammt den übrigen Festungswerken, ein Werk der Genueser und gehört jener großen Zeit an, als Genua's Dreizack in dem levantischen und schwarzen Meere herrschte. Damals war die Verwaltung der Insel ein Erbgut der Familie Catanisi, deren Stamm in der heldenmüthigen Vertheidigung des Eilandes gegen die Türken fiel und erlosch. Das Innere der Stadt, die, außer der türkischen Garnison, etwa 7000 Einwohner zählt (meistens mahomedanische Griechen), entspricht dem Aeußern wenig und wie das aller türkischen Städte, ist's ärmlich und schmutzig. Desto reizender aber sind die Umgebungen, und die Menge freundlicher Landhäuser, welche aus den Gehölzen, Olivenhainen und Weingärten hervorsehen, machen einen angenehmen Eindruck. Das Laub der Platanen, Myrthen und Lorbeeren, der stattlichen Palmen, der hohen Kaktus und der Aloe, spielt in hundert Schattierungen und vermählt sich mit dem düstern Grün der Taxus- und Cypressenarten auf eine höchst reizende Weise. Dazu die aus rankendem Gesträuch hervorblickenden häufigen Trümmer aus der griechischen Altzeit, der Apollotempel mit seinen schlanken Säulen auf der Höhe, grandiose Ruinen einer Wasserleitung und in den Gebirgen die mehrer Bäder; alle aus köstlichem Marmor. Auch in der Stadt selbst trifft man auf manches Merkwürdige. Die Mauern der Festungswerke bestehen großentheils aus antiken Fragmenten und die Säulen in den Kirchen sind


Stadt-
bücherei
Elbing



DAS ABSALONSCHE MAUSOLEUM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbn.

Eigenthum d. Verleger

ohne Ausnahme altgriechischen Ursprungs. Interessant ist in der Metropolitankirche ein herrlich geformter Thronsessel von fast durchsichtigem Marmor, — der Thron des Priamus, wie im Volke die Sage geht.

Gegenwärtig zählt die ganze Insel nicht über 50,000 Bewohner. Ihre Haupterzeugnisse sind Feigen, Trauben und Oel; und diese machen auch den Handel aus, der auf eignen Schiffen nach den Märkten des festen Landes getrieben wird. In neuester Zeit haben sich auch mehre europäische Handelshäuser hier niedergelassen, welche auf das Fortschreiten der Kultur in dem paradiesischen Eilande den wohlthätigsten Einfluß üben. —

CLI. Absalom's Denkmal in der Nekropolis von Jerusalem.

Alles in der großen, weiten Welt wechselt, vergeht und kommt wieder; Alles in ihr ist auf der Flucht, und Leben und Tod, und Bauen und Zerstören lösen sich ab. Auf des Todes eigenem Acker ist der Wechsel die SUPREMA LEX. Heute brichst du Blumen von den geschmückten Grabhügeln deiner Angehörigen und Freunde; kehre nach dreißig Jahren wieder und du suchst vergebens an der bekannten Stätte die alten Namen. Verschwunden sind sie mit den Zeichen, welche die Liebe aufrichtete und deine Füße treten auf der Geliebten verschütteten Staub. Wo du den Vater zur ewigen Ruhe sicher gebettet wähntest im tiefen, dunkeln Kämmerchen, da schläft der Sohn jetzt, um nach einigen Jahren auch herausgeworfen zu werden, Platz zu machen dem Enkel! — Es ist nirgends Beständigkeit auf der Erde zu hoffen. Auch das Grab hat keine. Vergeblich, ihr Gewaltigen, baut ihr euch Mausoleen, höhlt ihr Berge aus, um eurer Asche ein Ruheplätzchen zu gewinnen. Labyrinthe verbergen sie nicht genug und Pyramiden schützen sie nicht vor der Allmacht des Wechsels. Wer noch zweifeln möchte, der sehe, wie nach vier Jahrtausenden die Leiber der Herrscher Aegyptens, Herrscher, einst gewaltiger als die heutigen, von Markt zu Markt geführt und verhandelt werden wie eine schlechte Waare, oder er sehe die irdischen Ueberreste der Gekrönten die seltsamste Metamorphose*) erleiden in jenem neuen Erdtheil, von dem die alte Welt nichts wußte.

*) Vor einigen Jahren konsignirte ein spekulativer Amerikaner in Cairo eine Ladung Mumien, den Inhalt neugeöffneter Königsgräber aus der Nekropolis des alten Theben, nach seiner transatlantischen Heimath. Sie wurden in New-York versteigert; aber die Parthie war

Auch die herrlichen und zahlreichen Mausoleen, welche das große Todtenfeld trägt, das Jerusalem von südlicher und östlicher Seite umgibt, theilten längst das gemeinschaftliche Geschick der Unbeständigkeit alles Irdischen. Nicht ein einziges dieser Gräber ist unerbrochen geblieben, und nicht eins enthält noch Spuren seines Inhalts. Wie könnte es auch anders seyn? Ist doch seit der Zeit, da diese Grabmäler die Könige, Helden und Seher Israel's aufnahmen, Jerusalem selbst dreimal ausgetilgt worden bis auf die leere Stätte, sind doch unzählige Reiche versunken, Throne eingestürzt, Völker mit ihren Namen verschwunden.

Absalom's Mausoleum, das schönste und best erhaltene unter allen jenen Denkmälern, ist aus dem lebendigen Felsen gearbeitet und nur der obere Aufsatz, mit der kuppelförmigen, mit einer Lotosblume geschmückten, Spitze ist massives Mauerwerk. Auf den vier Seiten sind Säulen ausgehauen, die einen Fries mit dorischen Verzierungen tragen. Das Ganze macht einen sehr gefälligen Eindruck und erinnert an den Styl und Charakter der ältesten Bauwerke in den von Joniern und Dorern gegründeten Städten Kleinasiens. Wahrscheinlich waren es, in den Zeiten der Könige und Propheten, griechische Baumeister aus Ephesus und Milet, welchen der Bau dieser Monumente anvertraut wurde; denn bekanntlich war die Kunst für das israelitische Volk selbst immer ein verschlossenes Buch.

In das Innere dieser Gruft führt eine gewaltsam und erst in spätern Zeiten gebrochene unregelmäßige Oeffnung. Es ist eine mit Reliefs von Blumenarabesken einfach verzierte dunkle Todtenkammer; längst leer und der gelegentliche Aufenthalt wilder Thiere, welche in diesem weiten, öden und schauerlichen Todtenfelde ungestört ihr Wesen treiben. In geringer Entfernung von Absalom's Denkmal ist das Grab Zacharia's, eine Felsenhöhle, deren Eingang dorische Säulen und ein Frontispiz schmücken, und die Gruft des Königs Josaphat. —

Noch immer ist die Nekropolis Jerusalem's den Juden die heiligste Stätte und die Sehnsucht, nachdem ausgeträumt ist der schwere Traum des Lebens, da zu ruhen, wo die Helden und Großen ihrer Väter schlummern, ist für viele Israeliten der Beweggrund, am Abend ihres Lebens nach Jerusalem zu ziehen. Die unzähligen Grabhöhlen an der ganzen Seite der felsigen Bergwand hin, welche das Thal Josaphat einschließen und bis in die Nähe von Absalom's Grabmal, dienen noch heute der ihnen vor Jahrtausenden gegebenen Bestimmung und neben den Eingängen befindliche, aufrechtstehende Steinplatten mit hebräischen Inschriften ehren die hier ruhenden Verstorbenen. Jährlich an einem gewissen Tage vereinen sich die jüdische Gemeinde Jerusalem's und alle Israeliten der Ge-

---

zu groß, und sie mußten zu Spottpreisen weggegeben werden. Der Hauptkäufer war ein Apotheker, der auf den barocken Gedanken kam, die mit den köstlichsten Spezereien geschwängerten Leiber zu zermahlen und sie als ächte Königs-Räucherkerzchen den Wohlgeruch-liebenden Republikanern anzubieten. Man lachte über den Einfall; die Kerzen aber waren gut und der Mann machte sein Glück.


Stadt-
bücherei
Elbing



HAVRE

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

gend hier zu einem Allerseelenfeste. Unter allen Feierlichkeiten des unglücklichen Volks macht keine einen tiefern Eindruck. Im Thale Josaphat versammeln sich die Juden mit dem frühen Morgen, von jedem Alter und jedem Geschlecht, angethan mit dem Gewande der Trauer, und mit verhüllten Angesichtern und gebeugten Häuptern ziehen sie dann still und lautlos hinaus in die Todtengefilde, wo sie sich zerstreuen und an den Grabstätten ihrer Angehörigen, oder denen ihrer großen Ahnen, ihr Gebet verrichten. Die meisten kehren dann wieder zur Stadt zurück; aber Tausende bleiben bis zum späten Abend auf den Gräbern sitzen, da ihrer abgeschiedenen Lieben und einer großen Vergangenheit ihres Volks zu denken.

CLII. Havre.

Nicht Größe noch Bevölkerung machen Havre zu einem weltberühmten Ort. Es ist's als Hafen von Paris, als die erste Handelsstadt Frankreichs.

Havre liegt am rechten Ufer der Seinemündung und ist neuen Ursprungs. Die Natur that nichts für seine Bestimmung. Noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts deckte eine Lagune seine Stelle, und ausgenommen einige Fischerhütten auf der Höhe, wo jetzt die reizende Vorstadt Ingouville sich ausbreitet, sah man keine Spur menschlicher Kultur. Bevölkerung und Handel hausten am jenseitigen Strande, im jetzt verödeten Honfleur.

Bei der allmählichen Versandung dieses Hafens, welcher den größern Schiffen den Zugang von Jahr zu Jahr beschwerlicher machte, faßte schon Ludwig der Zwölfte den Plan, am andern Ufer einen sichern Hafen zu bauen, tief und geräumig genug, um die größten Schiffe und eine große Flotte aufnehmen zu können. Der thatkräftige Franz der Erste führte aus, was jener beschlossen hatte. Das Unternehmen war schwer; denn es mußte dem Meere selbst der Raum dazu entrungen werden. Es kam in den Jahren 1515—1521 zu Stande, und neben den schönen Magazinen und prächtigen Kayen blühete eine freundliche Stadt auf. Er nannte den Ort Havre de Grace, Hafen der Gnade. Aber nicht lange war sein Bestehen. In dem nämlichen Jahre, als in der Schlacht von Pavia sein Gründer, Franz der Erste, Reich und Freiheit verlor: am 15. Januar 1525, um Mitternacht,

warf der empörte Ozean, bei Nordsturm, die Dämme nieder, die seine Herrschaft beengten und Stadt, und Volk verschlingend, nahm er schrecklichen Wiederbesitz vom alten Gebiet. In dieser fürchterlichen Nacht kamen viele Tausende um's Leben. Aber mit beharrlichem Geiste richtete Franz der Erste, als er den Thron wieder bestiegen, sein Werk von neuem und nur um so fester auf, und bald war ein zweites Havre erstanden, schöner und größer als das erste. Noch einmal versuchte das Meer das alte Gebiet wieder zu erobern: zwölf Jahre nach der Wiedererbauung brachen bei Nordweststurm die Deiche, und die schrecklichen Wogen wälzten abermals Verwüstung in die unglückliche Stadt. Hundert und zwanzig Schiffe zertrümmerten im Hafen, oder scheiterten, ganze Straßen verschwanden vor der Wuth des erzürnten Elements und Hunderte von Menschen ertranken. Aber von diesem Zeitpunkt an, gleichsam als wenn mit diesem doppelten Sühnopfer das Meer befriedigt wäre, schloß sich die Pforte des Unglücks für Havre, und ein seltenes und beständiges Gedeihen gab für die ausgestandenen Prüfungen reichen Lohn. Franz der Erste errichtete Docks zum Bau der größten Kriegsfahrzeuge, und wenn auch das erste Linienschiff, welches hier gebaut wurde, so schwerfällig war, daß es nicht schwimmen konnte und das Gespött der Welt auf sich zog, so sah man doch sehr bald (1545) eine Kriegsflotte von 200 Segeln entstehen, welche, England mit einer Landung bedrohend, die stolzen Britten beunruhigte. Franz der Erste schlug eine Zeitlang seine Residenz hier auf und gab an Bord der Flotte die glänzendsten Feste. Bei einem solchen gerieth einst das Admiralschiff, auf dem der König eben Tafel hielt, in Brand, bald stand's in vollen Flammen und die hohen Gäste hatten kaum Zeit sich zu retten. Aber der Etikette getreu, salutirte die Flotte bei des Monarchen Abfahrt, und, während 800 Kanonen donnerten, flog der flammende Dreidecker in die Luft. Ueber tausend Menschen büßten damals ihr Leben ein.

In den Kriegen zwischen England und Frankreich wurde Havre mehrmals erobert und wiedererobert; doch zog es aus diesen Wechseln gemeinlich große Vortheile. Kardinal Richelieu erweiterte den Hafen und errichtete eine Menge neuer Werke, Leuchtthürme, Magazine &c. zur Förderung und Erleichterung des Verkehrs. Doch erst Napoleon war der eigentliche Begründer von Havre's jetziger Größe. Bei dessen Besuche im Jahre 1802 reifte in seiner Seele der Plan, Havre zum Emporium des französischen Seehandels zu machen, und Arbeiten wurden nun unternommen, die, bei Napoleon's Sturz leider unvollendet und auch jetzt noch nicht beendigt, in Erstaunen setzen. Eins dieser Werke ist der neue Hafen. Er besteht aus 3 Bassins, tief und weit genug, um die größte Flotte der Welt aufzunehmen, und ist mit Schleusenthoren versehen, durch welche zwei Fregatten neben einander einfahren können. Auf der Rhede können 2000 Schiffe in vollkommener Sicherheit vor Anker liegen. — Festungswerke von uneinnehmbarer Stärke schützen Stadt und Hafen vor jedem Angriff. Napoleon verwendete auf diese Bauten 200 Millionen Franken und hat sich damit ein Denkmal gestiftet, seines Namens würdig.

Havre zählt gegenwärtig etwa 2100 Häuser mit 40,000 Einwohnern, die im Handel, im Schiffbau und in der Rhederei, so wie in den, von diesen Gewerben bedingten, Manufakturen und Beschäftigungen eine Quelle des Reichthums und der allgemeinen Wohlhabenheit finden. Wegen der Beschränktheit und Kostbarkeit des Raums ist die untere, die eigentliche Stadt, in engen Straßen zusammen gedrängt, in denen das unbeschreibliche, nie rastende Gewühl beschäftigter Menschen dem Beobachter ein Bild vor Augen rückt, welches er nur in einer Welthandelsstadt sehen kann. Reizend aber ist die Neustadt — Ingouville — angelegt, auf der Höhe östlich von der Stadt, mit herrlichen und fast unbeschränkten Aussichten über die Ufer der Seine und das von kommenden und gehenden Segeln immer wimmelnde Meer. Hier hat der reiche Kaufmann, oder Schiffeigenthümer, seine Wohnungen mit schönen Gärten, und hier genießt er das Leben in den geschäftsfreien Stunden.

Havre's überseeischer Handel übertrifft den von Marseille und Bourdeaux zusammen genommen, und Frankreichs Verkehr mit Amerika und Westindien gehört ihm fast ganz allein. Am wichtigsten sind die Geschäfte mit den Vereinigten Staaten, denen allein jährlich über 600 Schiffe dienen. Die Gesammtzahl der ankommenden und absegelnden Schiffe war im vorigen Jahre 1700. Den Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr schätzte man über 300 Millionen Franken.

CLIII. Die Kaiser-Gärten bei Nanking in China.

„Sonne des Himmels“ hieß zur Zeit ihres Glanzes Nanking, die Hauptstadt des ältesten Reichs der Erde, und noch gegenwärtig nennt der Chinese sie, wie der Italiener sein Rom, die ewige. Aber ärmlicher als dieses füllt das neue Nanking das Gewand des alten aus, — das Gewand eines Riesen.

Ein und zwanzig Stunden im Umfang messen die Mauern der ungeheuern Stadt. Fast in der Mitte des Raumes, den sie umschließen, ist ein isolirter Felsenhügel. Die Akropolis trug er einst; jetzt Ruinen. Da hinauf muß man steigen, wenn man eine Vorstellung von der einstigen Ausdehnung Nanking's, und dem Verhältniß des heutigen zum Alten, gewinnen will.

In dem reizenden und mannichfaltigen Panorama, welches sich dort dem überraschten Blicke öffnet, fesselt zuerst der majestätische Yang-tse-Kiang, welcher, größer als die Donau bei Wien, mit vielen Armen ein breites und 8 Stunden langes Thal durchströmt und in blühende Inseln zerschneidet. Mehre freundliche, von Flüßchen und Bächen bewässerte Gründe zwischen holzbedeckten Hügeln, ziehen sich dem Hauptthale zu, und fruchtreiche Felder und lachende Gärten wechseln, so weit das Auge reicht, in der angenehmsten Mannichfaltigkeit. Zwischen ihnen blicken zahlreiche Häusergruppen hervor, welche oft Viertelstunden weit auseinander liegen. Mit ihren schlanken Pagodenthürmen geben sie der Scene das Ansehen einer mit Dörfern und Flecken besäeten, volkreichen, hochkultivirten Landschaft. Nichts in der äußern Erscheinung führt den Gedanken herbei, daß man sich in der Nähe, geschweige im Mittelpunkte einer großen Hauptstadt befinde, und nur eine dicke Rauchwolke, welche hinter einem langen Bergrücken am Himmel hängt, deutet die Lage des heutigen, eigentlichen Nanking an. Ein paar Häuserpartieen am Fuße der Bergkette sind Alles, was sich von ihm erkennen läßt. Dann erst wird man über die Bedeutung seines Standpunktes klar, wenn man mit Hülfe eines guten Fernrohrs den kreisförmigen, weißlich-grauen Streifen untersucht, der sich rund am Horizont hinzieht und man in demselben, nicht ohne Erstaunen, die wohlerhaltene Ringmauer Nanking's wiederfindet.

Alle diese Ebenen und Thäler und Höhen waren einst angefüllt mit Wohnungen der Menschen, und diese Felder und Gärten grünen und blühen auf dem Schutt von 200,000 Häusern. Denn jenes, jetzt hinter den Bergen versteckte, kaum den fünften Theil des Mauerkreises im Süden ausfüllende Nanking, war noch vor einigen Jahr-

CLIIII



J. Poppel. sc.

DER KAISERLICHE SOMMERPALLAST

im Namking im China

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

hunderten größer als das heutige London, es übertraf Konstantinopel und Rom dreimal an Umfang. Es war zugleich die volkreichste Stadt auf der ganzen Erde.

Die Verwüstung, welche dieser uralte und prachtvolle Sitz der eingebornen Herrscher China's erfuhr, schreibt sich von den tartarischen Eroberern her, die, im Jahre 1645, in der Wuth des Kriegs, zwei Dritttheile der Stadt in Asche legten und sie völlig ausplünderten. Auch die prächtigen Kaiserpalläste gingen damals in Flammen auf. Viele Hunderttausende ihrer Bewohner kamen um durch das Schwert, oder durch Elend, und da die Eroberer ihren Hof in Peking aufschlugen, so wanderten Hunderttausende ihnen nach. Daß in einer Stadt, wo so lange der Glanz und der Luxus des mächtigsten Reichs konzentrirt war, so wenig großartige Baudenkmäler der Vorzeit sich erhalten haben, kann nicht auffallen, wenn man die Bauart der Chinesen überhaupt betrachtet. Nur die Pagoden (Tempel) bestehen aus Ziegelmauerwerk von einiger Dauer. Alle übrigen Gebäude sind entweder gar nicht, oder nur sehr leicht von Stein aufgeführt, und auch dann sind ihre Ornamente, Gesimse, Säulen und Skulpturen fast immer von Holz. Blos in seinen Festungen und in seinen Werken zum öffentlichen Nutzen, als Brücken, Kanälen, Kayen, zeigt der Chinese, daß ihm die Fähigkeit, Großes auch in der Baukunst zu vollbringen, nicht abgeht. Gegen die Riesenmauer z. B., womit einst China seine Nordgränze zum Schutz gegen die Tartaren umgürtete, der 1000 Stunden langen, erscheinen die größten Werke anderer Völker klein.

Das heutige Nanking, obschon nur ein schwacher Schatten des alten, übertrifft doch noch immer Wien und Berlin an Größe. — Das milde, gesunde Klima, (es liegt unter dem Breitengrade Rom's,) und seine vortreffliche Handelslage an einem schiffbaren Strome, hat, ungeachtet furchtbarer Verwüstungsstürme, welchen es erlag, immer eine beträchtliche Volksmenge hier festgehalten, und man schätzt diese wohl nicht zu gering noch auf 400,000. Das Leben ist, begünstigt von der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, seit der Entfernung des Hofes äußerst wohlfeil geworden, weshalb auch eine große Anzahl von Fabriken hier ein gutes Fortkommen haben. Die Verfertigung des baumwollenen Stoffs, welcher den Namen dieser Stadt führt, beschäftigt allein 16000 Stühle; noch bedeutender aber ist die Fabrikation von Seidenzeugen, deren Ausfuhr man jährlich auf 12 Millionen Piaster schätzt. Die hier verfertigte Tusche ist die beste in der Welt, und die Fabrikation von Porzellain und des chinesischen Seidenpapiers sind für den innern Verkehr von einer kaum glaublichen Wichtigkeit. Durch den Yang-tse-Kiang und die vielen Kanäle hat der Ort die bequemsten Wasserverbindungen mit allen Theilen des Reichs, welche den Verkehr wechselseitig unterstützen und festhalten. Dieser örtlichen Vortheile willen wird und kann Nanking niemals seine Bedeutung verlieren, obschon es aufgehört hat, die Hauptstadt des Reichs zu seyn.

Das Innere der eigentlichen Stadt ist, wie in allen chinesischen Städten, einförmig und keineswegs schön. In diesem Lande, wo alle Formen des Lebens und der Sitten nach einer strengen seit Jahrtausenden unbeweglichen

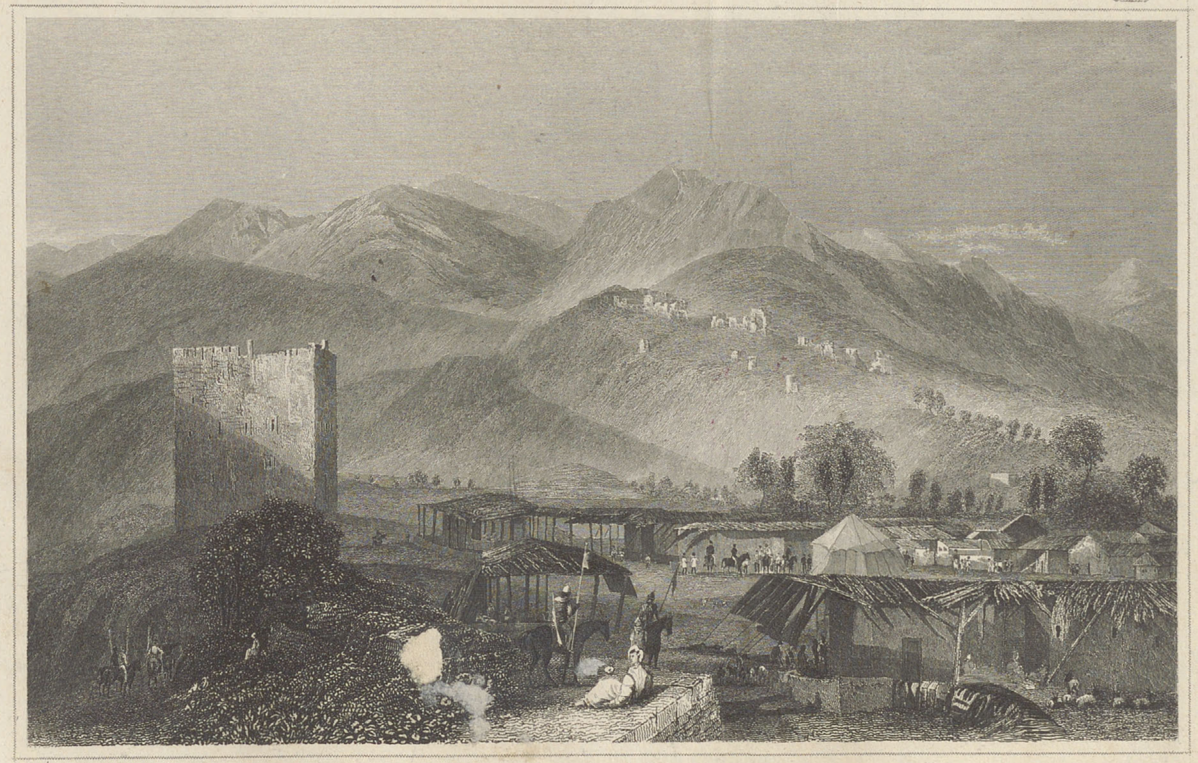
Regel fest bestimmt sind, sank auch die Baukunst zur Sklavin herab, und in Dörfern wie in Flecken, in Landstädten wie in der Metropole, kurz durch das ganze Reich, sind die Wohnungen von einer ermüdenden Gleichförmigkeit. Sie sind klein, niedrig, von bald vergänglichem Material; doch inwendig bequem und bei den Reichen kostbar eingerichtet. Die Straßen sind durchgängig eng, mit flachen Steinen gepflastert und werden reinlich gehalten. — Oeffentliche Plätze sind wenige, und diese von geringem Umfang. Das merkwürdigste Gebäude Nankings ist der Porzellain-Thurm (von einem mit Porzellain gedeckten Dache den Namen führend) in der allgemein bekannten Form, 8 Stockwerke und 200 Fuß hoch.

In den Umgebungen der Stadt zeichnen sich die anmuthigen Gartenanlagen vieler reichen Handelsleute und Mandarinen durch Schönheit und Größe aus. — Die sogenannten Kaisergärten sind eine Privatdomaine der kaiserlichen Familie und sie werden auf das sorgfältigste erhalten, obschon öfters Jahre vergehen, ehe sie der Monarch einmal besucht. Diese Parkanlagen haben, wie die in Peking, etwas Phantastisches; aber sie sind werth dem Beherrscher so vieler Millionen zum Vergnügen zu dienen. Künstlich gegrabene Seen und Flüsse wechseln mit aufgeworfenen Hügeln und aufgeschichteten Felsen, mit kühlen Grotten und unterirdischen Gängen ab, und das Ganze ist ausgestattet mit einer großen Menge Gebäude, bald zum stillen Genuß einer Vista, bald zur bequemen Wohnung eingerichtet. Man kann nicht umhin an die Gärten der Zauberin Armide zu denken.

Alljährlich, am 15. des ersten Monats, (nach unserm Kalender zu Anfang März) wird durch ganz China ein Fest gefeiert, an welchem alle Klassen gleichen Antheil nehmen und an welchem auch die kaiserlichen Gärten dem Publikum geöffnet werden. — Es ist dieß das Laternenfest: der Fasching der Chinesen. — Wer eine Laterne und ein Licht bezahlen und tragen kann, der putzt jene her, sey es als Thiergestalt, oder mit transparenten Inschriften und mengt sich damit in des Volkes buntes Gewimmel, wo Witz und Frohsinn vollen Lauf haben. Schon am Tage zieht man mit den Laternen, die auf hohen Stäben getragen werden, prozessionsartig in Straßen und Gärten umher. Dieser Moment ist in unserm Stahlstich veranschaulicht. Das kostbare Blättchen wird das Interesse der Leser um so mehr fesseln, da es nach einer an Ort und Stelle gemachten sorgfältigen Zeichnung gestochen ist.


Stadt-
bücherei
Elbing

CLIV



JERICHO

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit.in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing



Stahlstich v. I. C. Martini Rudolstadt 1836

THUN am THUNER SEE

im der Schweiz

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLIV. Jericho.

Als der Heiland lebte, war Jericho die zweite Stadt in Palästina; an Häuserzahl, Reichthum, Pracht und Volksmenge nur von Jerusalem übertroffen. Herodes, der Große geheißen, machte sie zu seiner Residenz. Ihr Glanz wurde damals selbst von Rom beneidet. Im letzten unglücklichen Befreiungsversuche der Juden gegen die Römer theilte Jericho das Schicksal der Hauptstadt. Titus erstürmte es, gab es seinen Legionen zur Plünderung und Verheerung, die Einwohner aber dem Schwerte preis. Was die Raubsucht verschonte, fraß das Feuer. Eine zwanzigtägige Brunst ließ von der herrlichen Stadt blos einen Schutthaufen zurück.

Hadrian, der Wiederaufrichter so vieler Städte seines Weltreichs, welche der Krieg verwüstet hatte, erhob auch Jericho aus der Asche; und in das neue zog neues Volk ein, aus fernen Landen zur Niederlassung hergesendet. In der Periode, welche die Geschichte als die von Rom's Verfall bezeichnet, ging Jericho zum zweiten Male zu Grunde. Wüste lag es Jahrhunderte lang unter der arabischen Herrschaft, bis die Kreuzfahrer das Land eroberten. Nun erstand Jericho zum dritten Male. Kirchen und Klöster wurden erbaut, und der Ort zum Sitz eines christlichen Bischofs gemacht. Doch nur kurz war dieses dritte Erblühen. Mit dem Einsturze des Christenreichs im 12ten Jahrhundert fiel Jericho an die Türken, welche es eroberten. Sie mordeten die meisten Bewohner, zerstörten die heiligen Gebäude, und unter dem Drucke des Despotismus hat es sich nie wieder erholen können. Gegenwärtig macht es einen ärmlichen Flecken von 60 bis 70 Hütten. Araber bewohnen es, die, als raubgierig verrufen, der Schrecken der ganzen Gegend sind. Fünf Stunden im Umkreise aber geben unzählige Schutthügel und Mauerüberreste noch Zeugniß von der einstigen Größe der Stadt, an welcher Josua's Fluch zur vollen Wahrheit geworden ist.

CLV. Thun am Thuner See.

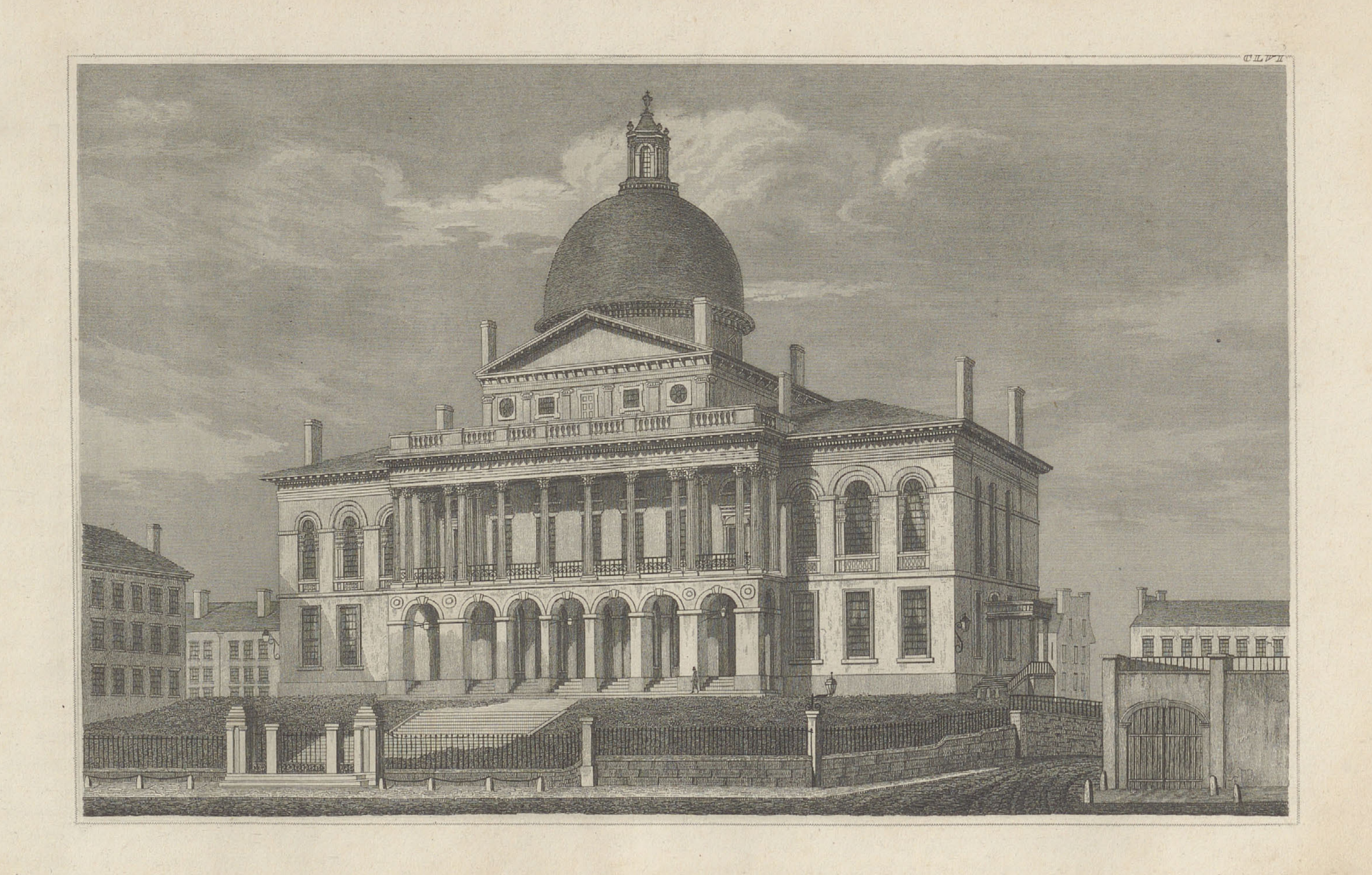
Das freundliche Städtchen Thun, vier Stunden südöstlich von Bern, am Ende des Sees, dem es den Namen gab, hat eine äußerst reizende Lage, welche die Bewunderung aller Reisenden ist. Es bildet den Mittelpunkt einer der reichsten und schönsten Schweizerlandschaften, über welche die Natur ihr Füllhorn ohne Maas ausgoß.

Mit der Natur steht das Aussehn und der Charakter der Einwohner in Einklang. Zierliche Fülle der Formen und blühende Gesundheit sind ihre allgemeine Ausstattung, und Offenheit, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit wird man selten an ihnen vermissen. Dieses und die geringe Entfernung Thuns von den Berner Hochalpen, machen es zu einem Lieblings-Sammelplatz von Reisenden aus allen Völkern, die von hier aus ihren Ausflug nehmen in die romantischen Bergthäler und zu den Wundern der Gletscher.

Eine Fahrt auf dem Thuner See ist allein schon die Herreise werth. An Größe der fünfte der Schweizer Wasserbecken, weicht er an Schönheit der Ansichten keinem. Selbst Byron gestand: eine genügende Beschreibung seiner Szenerien sey eine Unmöglichkeit. Bald ergötzt sich der Blick an dem blendenden Zauberglanze der Hochalpen in ihrer ganzen Majestät; bald an den waldbewachsenen Mittelgebirgen, mit ihren Matten, Sennenhütten und Heerden, den Bildern der stillen, heitern, idyllischen Natur. Hier ragen Ruinen von alten Ritterschlössern und Wallfahrtskapellen von Felsen und Anhöhen; dort ruht das Auge auf freundlichen Dörfern, umkränzt von Rebengärten und den Hainen hoher Kastanien- und Wallnußbäume. — Die Ruderer sind, nach hiesiger Sitte, keine Männer; sondern schmucke, flinke, kraftvolle, hochgeschürzte Dirnen, die den Schlag der Ruder mit harmonischem Gesang nationaler Weisen begleiten. — Diese Rudermädchen, deren gewöhnlich viere zusammen einen Gesellschaftsnachen führen, sind meistens sehr hübsche Geschöpfe, und nicht selten trifft man Schönheiten unter ihnen, welche man vollendet nennen kann. Die Freigebigkeit der Reisenden verlockt sie zu diesem Gewerbe, das allerdings seine zweideutige Seite hat. Sie verlassen es aber gemeiniglich wieder, sobald sie sich ein kleines Vermögen zu ihrer Mitgift gesammelt haben, und kehren, unschuldiger nicht, doch wohlhabender, in die Berge zurück.

CLVI. Boston, das Rathhaus.

Boston ist die älteste Stadt der nordamerikanischen Union, die Capitale des Staates Massachussetts. Sie schließt die Massachussetts-Bay, und wurde auf einer Landzunge erbaut, die etwa eine Stunde lang und halb so breit ist. Ueber den Meerarm, den Charles-River, welcher sie vom festen Lande scheidet, führen fünf 2000 bis 7000 Fuß lange Brücken nach einem weiten Halbkreise freundlicher Vorstädte: Charlestown, Bunkershill, Cambridge, Leachmere-Point, Roxburgh, Dorchester und Southboston, welche mit dem eigentlichen Boston einen Städte-



DAS RATHHAUS in BOSTON
i. d. Verein. Staaten

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

Complex von einem zweistündigen Durchmesser ausmachen. Boston für sich hat 80,000 Einwohner; mit Zuziehung jener sich schnell vergrößernden Nebenorte etwa 110,000.

Boston rühmt sich des besten Hafens in der Union, und 500 beladene Seeschiffe können, geschützt gegen alle Winde, vor den Kayen der Stadt mit vollkommener Sicherheit ankern. Der Eingang ist so schmal, daß kaum 2 Fahrzeuge neben einander in demselben Raum haben; aber er ist tief und gefahrlos. Zwei Forts und mehre Batterien auf den benachbarten Eilanden vertheidigen ihn vollkommen, und so, daß die größte Kriegsflotte den Eingang nicht zu erzwingen vermöchte. In Kriegszeiten gilt daher Boston den nordamerikanischen Kauffahrern und Kreuzern als das sicherste Asyl.

Boston verdankt seine erste Gründung den Vortheilen seiner natürlichen Lage, welche es durch Schifffahrt und Handel früh auszubeuten verstanden hat. Es erhob sich zur ersten Stadt im brittischen Nordamerika, und war bis zur Zeit der Revolution Sitz der obersten Behörden. Groß und reich schon zu einer Zeit, als die meisten der jetzigen Hauptstädte der Vereinstaaten noch nicht gegründet waren, charakterisirten seine Bürger der Geist der Freiheit und das Streben nach Unabhängigkeit schon lange vor der Trennungsperiode. Es wurde zur Wiege der Revolution und die standhafteste Vertheidigerin derselben. Franklin war ein Bostoner; Hancock, Boston's Congreßdeputirter, war der erste, welcher in der ewig denkwürdigen Sitzung am 4. Juli 1776, mit kühnem Federzug, jenen verhängnißvollen Beschluß unterschrieb, durch welchen sich die vereinigten Colonien vor der Welt als einen freien und unabhängigen Staat proklamirten, ein Beschluß, der ihnen hinfort nur die Wahl ließ zwischen Verderben und Herrlichkeit *).

Der ächte Geist der Freiheit und Humanität verleugnete sich auch nicht im Verfassungswerke von Massachussets, welches drei Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung zu Stande kam, und an dem Boston überwiegenden Antheil nahm. „Alle Menschen sind frei und mit gleichen Rechten geboren!“.— so heißt der erste Artikel seiner

---

*) Diese denkwürdige Akte, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, die ich nie ohne innere Erhebung lese, lautet im Wesentlichen also:

Wenn im Laufe der Ereignisse ein Volk genöthigt wird, politische Bande aufzulösen, und Gebrauch zu machen von seinem ihm von Gott und der Natur überkommenen Rechte, sich selbstständig unter die Mächte der Erde zu reihen, dann erfordert's die Achtung vor der Meinung der Menschen, daß es die jene Lösung veranlassenden Ursachen öffentlich verkünde.

Voraus gehe das Bekenntniß, daß wir Folgendes für wahr halten, für ausgemachte und unumstößliche Wahrheit, die keines Beweises bedarf.

1) Daß alle Menschen gleich geboren sind;
2) daß alle von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden, zu welchen gehören: Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit;
3) daß Sicherung dieser Rechte der Zweck sey, warum die Menschen Regierungen unter sich eingeführt haben;
4) daß alle gerechte Gewalt solcher Regierung von der Zustimmung der Regierten ausgehe;
5) daß allemal, wenn eine Staatsgewalt, ihren Zweck verkennend, zerstörend in jene Rechte eingreife, das Volk das Recht habe, jene zu ändern oder abzuschaffen;

Verfassung, und in Folge dessen ist die Sklaverei, jenes noch immer fortdauernde Schandmal der südlichen Unionsstaaten, längst aus Massachussetts verschwunden. Dem hochherzigen Beispiele desselben folgten die meisten der nördlichen, föderirten Republiken.

---

und 6) daß in solchem Falle das Volk das Recht habe eine neue Regierung einzusetzen und dies auf solche Grundlagen und in solcher Form zu thun, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glücke am erforderlichsten scheint.

Die Klugheit zwar gebietet, schon lange bestehende Regierungen nicht um leichter, oder vorübergehender Ursachen willen zu ändern und demgemäß hat alle Erfahrung gezeigt, daß die Menschen geneigter sind, die Leiden zu ertragen, so lange sie zu ertragen sind, als sich durch Vernichtung der Formen, an welche sie sich einmal gewöhnten, selbst Recht zu verschaffen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und Rechts-Eingriffen, welche unabänderlich und immerdar das nämliche Ziel verfolgen, die Absicht beweisen, das Volk allmählich der absoluten Willkürherrschaft zu unterwerfen, so hat dieses das Recht nicht nur, sondern es ist auch seine Pflicht, eine solche Regierung umzustoßen und neue Schutzwehren für seine künftige Sicherheit anzuordnen.

Aus dieser Erkenntniß erklärt sich das bisherige stille Dulden dieser Colonieen, aber auch die jetzige Nothwendigkeit, welche sie zwingt, das bisherige Regierungssystem zu ändern. Die Staatsgeschichte des gegenwärtigen englischen Gouvernements ist, in Bezug auf diese Landstriche, eine Geschichte wiederholter Ungerechtigkeiten und ungebührlicher Anmaßungen, welche die Aufrichtung einer unumschränkten Gewaltherrschaft über diese Staaten erzielten. Zum Beweise dessen führen wir folgende Thatsachen auf.

Es hat das brittische Gouvernement mehren der heilsamsten und nothwendigsten Gesetze für die gemeine Wohlfahrt seine Genehmigung versagt;

Es hat seinem Statthalter verboten, Gesetze von unaufschiebbarer Wichtigkeit rechtskräftig zu machen; oder jenen veranlaßt, ihnen nicht die rechte Ausführung zu geben;

Es hat das Volk versucht, sein verfassungsmäßiges Recht, das der direkten Mitwirkung bei der Gesetzgebung durch seine Vertreter, aufzugeben, — ein Recht, dem Volke unschätzbar, furchtbar nur den Tyrannen;

Es hat die Volksdeputirten an unbequeme, weitentlegene und andere als die üblichen Versammlungsorte citirt, um sie durch Ermüdung seinem Willen geneigter zu machen;

Es hat die Landtagsversammlungen, wenn sie sich mit mannhafter Festigkeit den Gouvernementseingriffen in Volksrechte widersetzten, mehrmals aufgelöst;

Es hat nach solchen Auflösungen die Wahl und Einberufung neuer Repräsentanten über die verfassungsmäßige Zeit verschoben, wodurch das Volk behindert worden, seine gesetzgebende Gewalt, die rechtlich unvernichtbar ist, vollständig auszuüben;

Es hat die Einwanderung, gegen den Willen und den Vortheil dieser Staaten, erschwert;

Es hat die Handhabung unpartheiischer Gerechtigkeitspflege durch seine Einwirkung vielfach gestört;

Es hat die Richter in ihrer, von der Exekutivgewalt nothwendigen Unabhängigkeit beeinträchtigt, indem es willkürlich die Richter-Gehalte verminderte und erhöhete;

Es hat eine Menge neuer, unnöthiger Staatsämter geschaffen, und Schwärme von Beamten angestellt, um das Volk zu belästigen und den Lohn seiner Arbeit aufzuzehren;

Es hat mitten im Frieden stehende Heere gehalten, ohne das Volk darum zu fragen;

Es hat unablässig darauf hingewirkt, sich in der Kriegsmacht ein über die Civilgewalt erhabenes Werkzeug seiner Willkür zu erziehen;

Es hat mit andern Mächten Bündniß geschlossen:

a) Zur Verfälschung unserer Verfassung;
b) zur Beschwerung der Bürger dieses Staats mit der Einquartirung fremder Soldaten;
c) zur Abschneidung unseres Handels;

Nicht blos in politischer Bildung steht Boston unter den Hauptstädten der Union oben an, auch in wissenschaftlicher und artistischer gebührt ihm der Vorrang, und der Amerikaner nennt es gern sein Athen. Der Sinn für Literatur, für wissenschaftliche Forschung, für Musik, Malerei und plastische Kunst, der in manchem Theile

---

d) zur Auflage neuer Zölle und Abgaben ohne Volkszustimmung;
e) zur Beraubung des Geschwornen-Gerichts;
f) zur Verkürzung unserer verfassungsmäßigen Freiheiten;
g) zur Vernichtung unserer werthvollsten Gesetze und zur despotischen Aenderung unserer Regierungsformen; und endlich
h) zur Suspendirung der gesetzgebenden Gewalt unserer Vertreter rc.

Es hat der Regierung über diese Staaten selbst entsagt dadurch, daß es uns außer den Schutz der Gesetze stellte und Krieg gegen uns führte;

Es hat unsere Meere geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte verbrannt und dieß Volk mit Tod und Verderben heimgesucht.

Es hat Heere fremder Soldknechte gekauft und zu uns herübergeschifft, um durchzuführen das Werk des Elends und der Unterdrückung; ja es hat, unwürdig einem civilisirten Volke, unsere eignen gefangenen Brüder genöthigt, die Waffen zu tragen gegen ihr Vaterland und die Mörder zu werden ihrer Freunde und nächsten Verwandte;

Und endlich hat es durch seine Machinationen blutige Zwiste, Aufstand und Empörung unter uns angezettelt und die wilden Völkerschaften an unsern Gränzen zu Einfällen und zu einer Kriegführung gegen uns gereizt, deren Grausamkeit ohne Beispiel in der Geschichte aller Zeiten ist.

Bei jeglicher Stufe dieser lang fortschreitenden Unterdrückung haben wir auf das allerunterthänigste unsere Regierung um Abhülfe gebeten; die Antwort aber war jederzeit: Wiederholung des an uns verübten Unrechts.

Ein Gouvernement aber, dessen Charakter durch solche Handlungen den Stempel der Tyrannei trägt, ist untauglich ein freies Volk zu regieren.

Wir haben es auch nicht fehlen lassen, an's brittische Volk zu appelliren. Wir haben zeitig vor den Folgen solcher Unterdrückung gewarnt. Wir haben an die vertragmäßige Erwerbung unserer Freiheit erinnert. Wir haben appellirt an die brittische Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe, und unsere Mutter beschworen bei den Banden des Bluts, abzulassen von dem unwürdigen Streben nach Willkürherrschaft über ihre Kinder. Auch England blieb taub gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Verwandtschaft. Daher bleibt uns nichts mehr übrig, als nachzugeben der unabweislichen Nothwendigkeit einer Trennung der alten Bande und das brittische Volk fortan für nichts mehr und für nichts weniger zu halten, als das, was uns die übrige Menschheit ist: — für Feinde im Krieg, für Freunde im Frieden.

Wir daher, die im General-Congreß gegenwärtig versammelten Vertreter des Volkes der Vereinigten Staaten von Nordamerika, indem wir für die Reinheit unserer Absichten den höchsten Richter der Welt zum Zeugen anrufen, verkünden hiermit feierlichst und erklären im Namen und aus Machtvollkommenheit des Volkes, das uns erwählt und gesendet hat, daß diese vereinten Colonien fortan freie und unabhängige Staaten sind und bleiben wollen, und kraft jener in uns wohnenden Machtvollkommenheit sprechen wir sie los und ledig von allem Gehorsam gegen die brittische Krone und lösen jegliche bisher bestandene politische Verbindung zwischen ihnen und dem brittischen Reiche gänzlich auf. Als freie und unabhängige Föderativ-Staaten sollen sie fortan volle Gewalt haben Krieg anzufangen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handel zu treiben, und überhaupt alles zu thun und zu lassen, wozu unabhängige Staaten völkerrechtlich befugt sind. Und zur Aufrechterhaltung dieser feierlichen Erklärung verbürgen wir uns mit festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, Einer für Alle und Alle für Einen, mit unserm Leben, unserm Hab und Gut, und unserer unverletzten Ehre.

Unterz. John Hancock, Präsident.
(Die Unterschriften aller Congreßglieder folgen.)

Nordamerika's noch schlummert, belebt und veredelt die hiesige Gesellschaft auf eine, auch dem oberflächlichsten Beobachter bemerkliche Weise, und sein veredelnder Einfluß auf Conversation, Umgang und Denkart ist unverkennbar und thut besonders dem Fremden, der ihn in manchen andern großen Städten schmerzlich vermißt, äußerst wohl. Dieser Sinn, im Verein mit dem Patriotismus, hat eine Menge Institute in's Leben gerufen, die ihn hinwiederum nähren und unterhalten. — Das Athenäum (ein öffentliches Museum) enthält, in einem prächtigen Lokale, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, ein kostbares Medaillen- und Münzkabinet von 16,000 Nummern, Naturalien- und Kunstsammlungen verschiedener Art. Die Kunst-Gallerie, auch in einem schönen und zweckmäßig eingerichteten Lokale, ist nicht blos eine werthvolle Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen und Bildhauerarbeiten, sondern mit ihr ist auch ein Kunstinstitut verknüpft, und in geräumigen Hörsälen halten die angestellten Professoren wöchentliche Vorlesungen über Kunst und Kunstgeschichte, zu denen auch das größere Publikum freien Zutritt genießt. Die Massachussetts-Gesellschaft für Geschichte hat eine Bibliothek von 18,000 Bänden, und kostbare Bücher- und andere Sammlungen besitzen die hiesigen Vereine für Gartenkunst, Botanik, das polytechnische (Mechanik's) Institut, das Collegium der Aerzte 2c. Außerdem bestehen für Zwecke allgemeiner Bildung hier noch 3 große Vereins-Bibliotheken von zusammen über 36,000 Bänden; und man wird in Boston nicht leicht nach einem classischen, oder bedeutenden, Werke in lebenden oder todten Sprachen vergeblich suchen. Von welcher europäischen Handelsstadt ließe sich das Nämliche sagen? —

Das Bostoner Neu-englische Museum für Naturhistorie 2c. 2c. ist eines der reichsten in der Union. Unter den höhern Lehranstalten zeichnen sich mehre Lyzeen aus, ein vortreffliches medizinisches Seminar und die Akademie der Wissenschaften und Künste. Eine Menge mildthätiger Anstalten geben vom Wohlthätigkeitssinn der Bostoner auch schönes Zeugniß! Ich erwähne unter vielen der Irrenanstalt, des allgemeinen Arbeitshauses von South-Boston, des Waisenhauses und des Massachussetts-Hospitals, theils der Großartigkeit ihrer Anlage willen, als wegen der Vortrefflichkeit ihrer Einrichtung. Alle diese Institute bestehen und gedeihen auf demselben Boden, aus dem in jenem Lande alles Große und Gute sproßt, auf dem des Gemeinsinns. Sie besitzen einen Fonds von mehr als 2 Millionen Dollars durch Privat-Dotation, und ein jährliches Gesammt-Einkommen aus freiwilligen Beiträgen von ungefähr 160,000 Dollars. Für Volkserziehung im Allgemeinen geschieht unglaublich viel; aber nicht blos hier, sondern durch ganz Massachussetts. Die Bürger dieses Freistaats, der noch nicht die Größe und Volksmenge von Baden hat, steuern zum Unterhalte der Elementarschulen allein jährlich 200,000 Dollars. Keinen Weiler von 10 Wohnungen gibt es, der nicht seine Schule besäße, kein Dorf ohne eine Druckerei und eine Zeitung.

Das Innere Boston's hat nicht das gewöhnliche Ansehen amerikanischer Städte, sondern mehr das eines Handelsorts in alt-englischem Geschmacke. Die Straßen sind oft eng und winkelig: aber was ihnen an Regelmäßigkeit und Weite abgeht, wird durch die Stattlichkeit und Schönheit ihrer Gebäude, die außen und innen

das untrügliche Gepräge der allgemeinen Opulenz an sich tragen, ersetzt. Eines der schönsten Gebäude ist das Rathhaus, der Gegenstand unsers Bildes. Vor demselben breitet sich die Mall aus, ein schöner Park, auch ein Denkmal des Gemeinsinns eines Mannes, der auf die herrliche Anlage ein großes Vermögen wendete und sie dann der Stadt schenkte, seinen Mitbürgern immerdar zum Genuß und zum Vergnügen. In jenem Gebäude halten die Repräsentanten des Volkes ihre Versammlungen. Ihren Sitzungssaal ziert eine colossale Statue Washington's von Marmor, welche für das schönste Werk der Skulptur in Amerika gilt. Von der Tribüne des Doms hat man einen weiten Umblick auf die Gegend, über den Hafen, in dem Bord an Bord und Mast an Mast sich drängen, und auf die herrliche Bay von Massachussets, die tausend Segel beleben.

Außer dem Rathhause zeichnen sich von öffentlichen Gebäuden noch aus: das Obergericht; das Stadtgericht (Munizipal-Court-House); Fanuel-Hall für die Bürgerversammlungen; die beiden Theater; das Zollhaus; Merchants-Hall (die Börse); das Pantheon, und viele der 60 Kirchen. Die von St. Pauls (Common-Street) bewahrt den Cenotaph des Generals Warren, welcher in dem folgeschweren Kampfe bei Bunkershill den Tod des Helden starb. Franklin's Grabmal schmückt den Todtenacker im Granary-Ground. Da ruhen die Gebeine dieses großen Mannes (jener Wenigen einer, welche das Beiwort groß vor dem Richterstuhle der Vernunft verdienen) zwischen denen seiner Aeltern.

Um Boston ist alles classischer Boden der Freiheit. Der Name Bunkershill ist längst heilig gesprochen in den Annalen der Menschheit, und wenn die Heiligenscheine der alten Welt vergangen sind, wird dieser noch glänzen. Auf der Stätte, wo die erste Schlacht geschlagen wurde für die Freiheit einer halben Welt (und wenn nicht alle Zeichen trügen, nicht für die Freiheit jener halben Welt allein!) erhebt sich jetzt ein Obelisk, 200 Fuß hoch, als Erinnerungsmal für die Gefallenen *). Die neue Welt ist dankbarer gegen die Schatten seiner Heroen, als die alte. Ich habe als Knabe auf dem Lützener Schlachtfelde nach der Stätte gesucht, wo Gustav Adolf unserer Glaubensfreiheit den Sieg errungen und mit seinem Leben bezahlt hat. Ich suchte lange; endlich zeigt mir ein den heiligen Blutacker umpflügender Bauer in wüstem Dorngestrüpp einen unbehauenen Feldstein, das einzige Merkmal. Als ich später, als Jüngling, wieder kam, fand ich um den Stein einige Pappeln gepflanzt, und der Platz war nothdürftig gereinigt. Ein Russe that's — sagte der Führer, und ich setzte mich auf den Stein und weinte, und schämte mich des deutschen Namens. —

*) Trumbull, der größte Maler Nordamerika's, welcher, als der Freiheitskampf losbrach, den Pinsel wegwarf und das Schwert ergriff, hat der Bunkershill-Schlacht, an der er persönlich Theil nahm, durch seine Kunst ein vielleicht noch dauernderes Denkmal gesetzt. Dieses ergreifende Gemälde ziert jetzt das Kapitol in Washington. Im Auftrage des bibliographischen Instituts ist ein talentvoller Künstler schon seit 3 Jahren beschäftigt, solches (im größten Format) auf Stahl zu übertragen. Der Stich wird noch in diesem Jahre erscheinen.

CLVII. Der Johannisberg.

Der Rheingau bleibt doch immer der schönste Fleck Erde in unserm Deutschland, und immer kehren wir zu demselben mit neuem Wohlgefallen zurück. Kein Pinsel, kein Grabstichel, keine Feder gibt ein ganz würdiges Bild von seiner großen und reichen Natur.

Die köstlichste Perle in diesem Schmuck ist der Johannisberg. Schon vor der Pforte des Rheingaus, in der Nähe von Mainz, wird er sichtbar. Bei Winkel fährt man an ihm vorüber. Aus einem weiten Gürtel von Reben, den köstlichsten der Welt, glänzen auf der Höhe Schloß und Kirche.

Ohne Aufenthalt rauscht das Dampfschiff vorüber. Der glücklichere Fußwanderer aber, welchem die Muße Genuß und Freude würzt, steigt hinan, wo, auf dem Balkon des Schlosses, eine der schönsten und reichsten Aussichten im ganzen Rheingau seiner wartet.

Vor Dir, in lachender Tiefe, rauscht der königliche Rhein, der seine hundert grünen und dunkeln Auen schwimmend auf dem schimmernden Rücken trägt. Links siehst Du das liebliche Bieberich, mit seinem zierlichen Pallaste und herrlichem Parke, den Sitz des Nassauer Herzogs; weiter Hochheim; rechts den Niederwald mit seinem Tempel und seinen Ruinen; Du übersiehst das reizende Nahethal; und jenseits schweift der Blick über die fruchtbaren Gefilde der ehemaligen Pfalz bis zum Donnersberge hin.

Das Schloß ist von großem Umfange. Die Gemächer des Fürsten, welche geschmackvoll eingerichtet sind, haben eine entzückende Aussicht nach Süd und nach Ost. Nicht ohne tiefe Bewegung tritt man in das Privat-Kabinet des hochgestellten Staatsmannes, unter dessen, von unerschütterlicher Consequenz geleiteter Hand das Schicksal eines Erdtheils sich gestaltete. Nichts kann einfacher seyn, als dieses Arbeitszimmer. Der schöne, historische Kupferstich Godeffroy's, der Wiener Congreß, ist der einzige, bedeutungsvolle Wandschmuck. Die Gemächer der Fürstin sind auf der andern Seite, und haben die Aussicht nach Abend.

Dieß beneidenswerthe Besitzthum hat mit der Zeit gleichen Schritt gehalten, und seine Besitzer so oft, als viele Figuranten der Gegenwart ihre Grundsätze, und viele Herren ihre Länder gewechselt. In alter Zeit war's ein Kloster, eins von den vielen des Gaues, der auch Mönchen ein Paradies war; denn auf einem Raume von 5 Stunden zählte man nicht weniger als 12 dieser SANS SOUCI's der guten, alten Zeit, und manche Abteien besaßen



DAS SCHLOSS JOHANNISBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

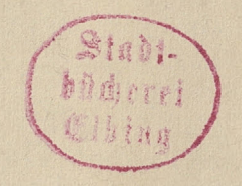

Stadt-
bücherei
Elbing

mehr, als zur Erhaltung eines Fürstenhauses gehört. Als nächste Veranlassung zur Erbauung des Johannisberges erwähnt die Geschichte einer grausamen Judenverfolgung in Mainz durch Erzbischof Ruthard, gegen Ende des 11ten Jahrhunderts. Zur Sühne für die dabei begangenen Freventhaten gelobte der Erzbischof, ein Kloster zu bauen auf dem Bischofsberge im Rheingau, dem heil. Johannes geweiht, weil am Johannistage die Unthaten geschehen waren. — Im Jahr 1130 wurde das Kloster, nachdem es von den letzten Sprößlingen des Rheingrafengeschlechts, die als Mönche daselbst ihr Leben beschlossen, mit Gütern und Zinsen reichlich beschenkt worden war, zur Abtei erhoben, die ihre Besitzung fortwährend zu erweitern verstand. Aber die Reformation kam und warf blendende Lichtstrahlen in das finstere Reich der weltlichen Unterdrückung und der hierarchischen Tyrannei. Da standen, wie fast überall in Deutschland, so auch am Rheine, die Bauern zum blutigen Werke der Selbstbefreiung auf; und über die frommen Väter auf dem Johannisberge kam viel Drangsal. Sie mußten sich anheischig machen, Abgaben zu entrichten von ihren Gütern, wie andere Leute, und geloben, keine Novizen mehr anzunehmen, damit, wenn sie stürben, „des Müssiggangs Hab und Gut an das fleißige Land als Erbe zurückfalle." Als indeß der Bauernbund durch rohe Verwüstungslust, durch Ungeschick und Hader seiner Führer schwach geworden war gegenüber den zum siegreichen Phalanx vereinigten Heeren geistlicher und weltlicher Herrscher, löste er sich wieder auf, und die entfesselten Massen kehrten, halb gezwungen, halb freiwillig, in's altgewohnte Joch zurück. Nach Johannisberg aber kam die alte Herrlichkeit nicht wieder. Viele der Mönche waren geflüchtet, und während der Herrschaft der Bauern waren Schätze und Vorräthe verschwunden. Der Erzbischof von Mainz hob deshalb die Abtei auf, ließ die Güter anfänglich verwalten, und gab sie später (1620) dem Rothschild der damaligen Zeit, dem Reichspfennigmeister Bleymann, für 30,000 Gulden in Erbpfand. Bleymann's Erben verstanden es nicht, wie einst die Fugger, den Reichthum an ihr Geschlecht zu fesseln. Geldbedürftig kündigten sie (1710) Mainz den Pfandschilling auf, und an ihre Stelle trat das Erzstift Fulda, welches die Summe zahlte, und dafür Kloster und Güter als freies Eigenthum erhielt. So blieb es lange, und nur auf den gastfreien Tafeln der lebensfrohen Fuldaer Domherren war noch edler Johannisberger zu kosten. — Es brach die französische Revolution los. Ihre begeisternden Freiheitsideen flogen über den Rhein, und die zügellosen, aber siegreichen Schaaren ihrer Vertheidiger zogen ihnen nach. Die Umwälzung, deren eiserner Tritt mit mancher guten Frucht unsägliches Unkraut vernichtete, warf auch am Rheine das alte, legitime, morsche Gebäude ein und schuf eine Totalveränderung aller Verhältnisse. Die andächtige Stimmung des Volkes, durch nichts mehr genährt und unterhalten, wich, im Vermengen mit andern Völkern, dem Gefallen an fremden Sitten, Gebräuchen und Glaubensmeinungen, und was die Rheingauer unter'm Gewissenszwang früher gehaßt hatten, lernten sie ertragen und lieben. Bald fand man die von den Neufranken bewirkte Metamorphose der Klöster und Abteien in Magazine, Spitäler und Werkstätten für angemessen, und selbst unter den Mönchen blieb die Saat der neuen Ideen nicht ohne

Frucht. Viele kehrten zur Arbeit zurück. — Die Umwandlung, welche der Krieg begonnen hatte, vollendete der Frieden. Die geistlichen Stiftungen wurden für immer aufgehoben, die drei christlichen Confessionen für gleiche Schwestern einer Mutter erklärt, und Völker, Verfassungen, Sprache und Gebräuche an beiden Rheinufern so bunt gemischt, daß man kaum mehr eine Grenze erkennen mochte. Katholische Länder erhielten protestantische Fürsten, und protestantische Völker fanden in katholischen Herrschern die Beschirmer des gereinigten Glaubens.

In dieser Periode, auch bekannt als die Säkularisations- und Entschädigungsepoche, fiel Fulda dem Hause Oranien zu, das jetzt Hollands Thron einnimmt, und der Johannisberg theilte des Stifts Schicksal. — Napoleon kam; da ward's wieder anders. Unter dem Titel eines Beschützers von Deutschland schaltete er in demselben wie ein Eroberer. Er, der seine Feldherren und Verwandte kaiserlich zu belohnen pflegte, verschenkte den Johannisberg an den Marschall Kellermann, welchen er zum Herzog von Valmy erhoben hatte. Dieser ließ ihn verwalten bis zu dem Untergange des Kriegsfürsten, welcher auch seinen Obersten ihre Beute nahm. Der Johannisberg fiel hierauf dem Kaiser von Oesterreich zu, und der machte aus ihm ein Präsent an den Fürsten Metternich.

In den zum Gute gehörigen, das Schloß umgebenden Rebenpflanzungen wächst ein berühmter Rheinwein, der als der beste Deutschlands überall bekannt ist. Der Flächengehalt der Weinberge ist etwa 48 Morgen. Ihre Lage und ihr Boden sind gleich vortrefflich, und diese natürlichen Vorzüge werden durch eine kunstvolle Behandlung und Pflege der Stöcke mit Erfolg unterstützt. Die Gutseigenthümer in den umliegenden Ortschaften, Geisenheim, Rüdesheim, Hattenheim 2c., gleichfalls im Besitz köstlicher Lagen, thun sich nicht minder in der Kultur und Pflege des Weinstockes hervor, und diesem Wetteifer haben die edlen Gewächse des Rheingaus hauptsächlich ihren großen und dauernden Ruf zu verdanken.


Stadt-
bücherei
Elbing

CLVIII



DER DOGENPALLAST
im Venedig

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

CLVIII. Venedig: — Die Piazetta und der Dogenpallast.

Siehe, im Arme Neptun's, die bleiche, herrliche Meerbraut,
Die mit der Römer Gewalt paarte der Tyrier Glück;
Siehe die Herrscherin einst auf allen Meeren und Küsten
Dreier Theile der Welt, die um ihr Gold sie berückt;
Siehe Venetia's Leu, der wider die Heere der Moslims
(Candia bezeugt's und Lepant'!) unser Europa geschirmt.
Zwar ist gestorben der Leu, es horstet im Rachen der Adler;
Doch ist sie Königin noch, wenn auch als Sklavin sie dient.

Die vorliegende Ansicht ist einzig in ihrer Art. Diese den Fluthen entsteigenden Palläste, diese Monumente sind das offene Buch von Venedig's ereignißvoller Geschichte. Sie machen Alles glaublich, was die Historiker des Mittelalters von seiner Pracht gesagt haben, was sie von seiner Macht, seinem Reichthume und der Größe seines Handels erzählen.

Jene lange, dem Meere zugekehrte Fronte, im arabischen Prachtstyl, ist der Pallast des Dogen, der ehemalige Sitz der ausübenden Gewalten der einst so mächtigen Republik. Von da gingen die Beschlüsse des Senats aus, welche im Mittelalter oft die Schicksale der Reiche lenkten. Neben an ist die Piazetta, gleichsam die Staatspforte Venedig's, auf deren breiten, in die Fluthen hinabführenden Marmorstufen die fremden Fürsten und Gesandten landeten, wenn sie kamen, die Freundschaft der Republik zu suchen. Hier hatte diese auch die Zeugnisse ihrer Herrlichkeit aufgestellt. Jene 2 Säulen am Eingang, 40 Fuß hoch und 8 Fuß dick, jede aus einem Stück orientalischen Porphyrs, zierten einst die Einfahrt der Dardanellen, von wo sie die Venetianer weg- und als Trophäen mitnahmen, als sie im 12ten Jahrhundert das griechische Reich gedemüthigt hatten, und Constantinopel selbst ihnen als Eroberer gehuldigt. Auf der einen war die colossale Bronzbildsäule des heiligen Antonius, des ältesten Schutzpatrons Venedig's. Der geflügelte Löwe, Attribut des Evangelisten Markus, des neuen Schutzheiligen der Republik, schmückte die andere. Als die Franzosen, 1797, dem Staate ein Ende machten, nahmen

sie den Löwen herab, und er wanderte als Siegeszeichen nach Paris. Die Verbündeten schickten ihn wieder heim, und seit 1816 überschaut er, wie vordem, das adriatische Meer. Aus dem fürstlichen Gefangenen in der Fremde aber ist nur ein demüthiger Diener in der Heimath geworden. Der Wechsel ist nicht zu beneiden. —

Venedig rühmt sich keines so hohen Alters, als die meisten der italischen Städte; aber der Volksname der Venetianer geht in die ältesten Zeiten zurück. Damals hießen sie Heneter. Sie stammten von Trojanischen Flüchtlingen her, welche Antenor in diese Gegend führte.

Als Attila im Jahre 452 das große Aquileja zerstörte, suchte, was von den unglücklichen Einwohnern dem Schwerte entronnen, in den Sümpfen, welche das Nordende des adriatischen Meers umgürten, ein Asyl. Viele Tausende kamen um durch Noth und Elend. Der Ueberrest baute sich auf den Inselchen an der Mündung des Po an. Dieß war die erste Gründung Venedig's. In den ersten Jahrhunderten trieben die Bewohner desselben die Fischerei als ausschließlichen Erwerb. Aus Fischern wurden allmählich Schiffer, die sich den benachbarten Orten des Festlandes als Frachtfahrer verdingten, — aus diesen Kaufleute. Der kleine Staat, von seiner Gründung an Republik, nahm zu an Macht und an Ansehen, je nachdem sich der Reichthum und die Volksmenge mehrten, welche beide der Handel herführte. Vom neunten Jahrhundert an tritt Venedig in der Weltgeschichte handelnd auf. Seine Geschwader bekämpften die Seeräuber, welche die Gestade Italiens verwüsteten; einzelne Städte und ganze Küstenstrecken begaben sich unter seinen Schutz; es schloß Bündniß mit Genua zum Kriege gegen die Sarazenen.

Als die Kreuzzüge anfingen, besorgten Genua und Venedig gemeinschaftlich die Verproviantirung und Ueberfahrt der christlichen Heere, und ihre Kriegsflotten gaben das Geleit. Mit Hülfe dieser wurden die syrischen Häfen erobert, und bei jeder Eroberung bedangen sie sich besondere Handelsvortheile aus, und eigneten sie sich die für ihre Zwecke passenden Gebäude zu. Mit den Erzeugnissen und den Bedürfnissen des Orients waren sie seit lange vertraut, und sie benutzten die günstigen Verhältnisse zur Ausbreitung ihrer Geschäfte durch ganz Asien und Afrika. Schon zu Ende des 12ten Jahrhunderts traf man venetianische Faktoreien in allen Städten des mittelländischen und schwarzen Meers an, am arabischen Meerbusen und im Golfe von Persien. Im Jahre 1202 führten sie ein Kreuzfahrerheer auf drei hundert Schiffen vor Constantinopel, und unter Anführung ihres Dogen Dandolo griff ihre Kriegsflotte von 50 großen Galeeren, mit dem französischen Geschwader vereinigt, die Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs an und eroberte sie. Klug überließen sie die glänzende, aber gefährliche und unsichere Beute ihren Verbündeten, erwarben sich aber Candia, und behielten von Küstenländern und griechischen Inseln Alles, was ihnen für ihre Zwecke am vortheilhaftesten schien.

Eifersüchtig auf Venedig's fortwachsende Handelsgröße hatte sich bald darauf Genua von dem geschlossenen Bunde gegen die Türken ausgeschieden und mit diesen einen Separatfrieden geschlossen, durch welchen sie sich

den Alleinhandel mit den sarazenischen Staaten zu bewahren gedachten. So treulose Politik trug schlechte Frucht. Venedig verfolgte seine Handelsunternehmungen mit den Waffen in der Hand viel glücklicher, als Genua durch Traktate, welche es in der öffentlichen Meinung Europa's brandmarkten. Jenes machte sich zum Herrn der Küsten des schwarzen Meers, und venetianische Niederlassungen und Comtoire blüheten am kaspischen See, und wurden vorgeschoben bis in das Herz von Persien.

Die schlechtverhaltene Eifersucht der Genueser und Venetianer brach endlich in Krieg aus, in einen Krieg auf Leben und Tod, welchen zwar äußere Verhältnisse, oder Erschöpfung, von Zeit zu Zeit unterbrochen, der aber nicht eher endigte, als bis die veränderte Weltlage den Haderern gebieterisch Ruhe gebot. Venedig, kühn gemacht durch seine Erfolge im schwarzen Meere, gedachte seine Nebenbuhlerin aus ganz Syrien zu vertreiben. Der Streit um den Besitz von Ptolomais (St. JEAN D'ACRE) lieh den Vorwand. Venedig behielt das Feld, und um die Rivalin zu höhnen, hing es die Thore von Ptolomais an den Säulen des Markusplatzes in Ketten auf. Die Genueser hingegen vertrieben die Venetianer von der Küste des euxinischen Pontus, dessen Handel sie eine Zeitlang monopolisirten. Das mittelländische Meer wurde nun für die Flotten der eifersüchtigen Republiken häufig ein Schlachtfeld. Lange wechselte das Kriegsglück. Zuletzt aber triumphirten die Venetianer bei Chiozzo über die Genueser in einem Haupttreffen, und von diesem Ereigniß an zogen sich letztere aus den griechischen und levantischen Gewässern zurück. Genua verlor seine Besitzungen am schwarzen Meere. — Um diese Zeit begann der Norden sich der Kultur und ihren Bedürfnissen und Genüssen zu öffnen. Er führte neue und unermeßliche Geschäfte herbei, als deren Vermittlerin sich die Hansa hergab. Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Braunschweig, Lübeck, Brügge, Cöln, wurden zu Hauptstapelplätzen des venetianischen Handels, wo der Norden um seine Erzeugnisse die Produkte des Südens tauschte. Durch Verträge mit den Sultanen von Aegypten gelang es Venedig, sich in den Alleinbesitz des einzigen damals praktikabeln Handelswegs nach Indien zu setzen. Von der Spitze des adriatischen Meeres an leitete es eine Kette bewaffneter Niederlassungen bis in's schwarze Meer und von Suez aus dem arabischen Meerbusen entlang bis zum Indus. Venedig hatte den Gipfel seiner Größe erreicht. Der Doge Mocenigo gab die venetianische Flotte im Jahre 1420 auf 3000 große Handelsschiffe an, die 30,000 Matrosen beschäftigten. Die Kriegsmacht zählte 300 Schiffe, mit 10,800 Seeleuten, und 45 große Galeeren, mit 12,000 Mann Besatzung. In den Arsenälen und auf den Werften arbeiteten 17,000 Schiffszimmerleute unausgesetzt am Neubau und an der Ausbesserung der Fahrzeuge. Damals war die Seemacht Venedig's für sich allein größer, als die aller andern Staaten Europa's zusammen genommen. Unglaublich wäre es, was gleichzeitige Schriftsteller über den Reichthum und den Luxus dieser Stadt, in welche der Handel Jahrhunderte lang die Schätze der Welt zusammenführte, berichten, stellte nicht das heutige Venedig durch seine Palläste und Denkmäler noch unwiderlegbare Zeugen dafür auf. Wohl konnte man

hier mit dem Propheten wie über Tyrus ausrufen: „Ihre Kaufleute sind Fürsten!" Daß die Ausbeute des hiesigen Handels enorm gewesen seyn müsse, geht aus dem Umstande hervor, daß, ungeachtet des Zusammenflusses aller Reichthümer der Welt, dennoch der laufende Jahreszins bei Vorschüssen auf Handelsunternehmungen, nie unter 30 Prozent, oft über 50 war. Welcher Gewinn mußte also bei Spekulationen locken, für welche das Geld nicht wohlfeiler erlangt werden konnte!

Vom Gipfel des Glücks und der Größe war der nächste Schritt der erste zum Verderben. Als Genua schwach geworden und Venedig keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte, folglich die Nothwendigkeit aufhörte, für die Erhaltung seiner Macht mit Anstrengung zu kämpfen, wendete sich die Ehr= und Herrschsucht der reichen Geschlechter nach innen, und die Regierung, mithin auch die Sorge und das Interesse für das Staatswohl, wurde zum ausschließlichen Monopol der ältesten und vermögendsten Familien. Diese traten, um sich den Besitz der Alleinherrschaft zu sichern, in einen enggeschlossenen Verein zusammen, und die demokratische Regierungsform ging in eine streng aristokratische über. Für Verstand und Einsicht war nur noch in so fern Belohnung vorhanden, als zugleich Geburtsrang damit verknüpft war. Spätere Ausartung stellte auch diesen letzten dem Golde zu Kauf. Für 100,000 Ducaten konnte jeder Tropf sich den Rang eines Nobili erwerben, und seinen Namen in's goldene Buch eintragen lassen. Titel wurden, wie jede andere Waare, nach dem Preiscourant des Senats erworben, die Verbrecher erkauften sich die Freiheit nach dem Tarif, Alles war feil; das persönliche Verdienst, als bloßes Verdienst, war dagegen außer Cours. An seine Stelle trat die Würde, und Geburt, Titel und Amt gaben diese allein. Die Aufrechterhaltung alter Formen ist für solche Verwalter des Gemeinwesens am leichtesten zu begreifen und mit der wenigsten Mühe auszuführen; das Neue zu prüfen und das Gute davon zu behalten, paßt nie für solche Wesen; das Erhabene zu ergründen und zu erkennen, war niemals für die Anbeter des goldenen Kalbes. So war es möglich, daß, als ein armer, aber tiefdenkender Mann Pläne und Wahrheiten offenbarte, die Venedig mehr, als die ganze übrige Welt interessirten, man sie dort als Tollheiten verlachte. Man ahnete nicht, daß durch deren Erfolg die ganze Herrlichkeit Venedig's in den Staub sinken würde.

Jener Mann war Columbus; — dieser Erfolg die Entdeckung Amerika's. Die Umschiffung Afrika's durch Vasco di Gama, ein paar Jahre später, welche dem Handel mit Indien neue Wege wieß, vollendete, was jene Entdeckung der andern Erdhälfte für Venedig's Ruin vorbereitet hatte.

Die weitere Geschichte der Republik ist blos die ihres Verfalls. Aber drei Jahrhunderte gehörten dazu, ehe der von der Kraft dreier Welttheile vollgesogene Staatskörper sich so abzehrte, daß ihn der Stoß eines starken Arms niederwerfen konnte.

Venedig empfing die Nachrichten jener Entdeckungen, welche über seine Zukunft den Stab brachen, mit Schrecken und Entsetzen, um so mehr, da es nun zu spät war, etwas zu thun, um das Uebel abzuwenden. Möglich

ist's, daß es, im Besitz der mächtigsten Flotte, auf dem Wege des Kriegs und der Eroberung das Rad des Schicksals noch gewendet hätte; aber neben der Ueppigkeit waren die Trägheit und die Liebe zur Ruhe groß gewachsen, und statt die Wege offener Gewalt schlug man die Schlangenpfade einer ruhmlosen Politik ein, welche das Unglück nur beschleunigte. 24 Jahre nach der Reise des Vasco blühete schon der portugiesische Handel in unzähligen Häfen, in Afrika und Indien, vom Cap des grünen Vorgebirges an bis nach Canton, auf einer unermeßlichen Küste von 2500 geographischen Meilen. Das eroberte Malacca war der große Stapel dieses ungeheuern Handels. Da trafen die Produkte der ostwärts liegenden Reiche, Japan's, China's, der Molukken, Siam's, des indischen Archipels zusammen, mit denen aus dem Westen, aus Malabar, Ceylon, Coromandel und Bengalen. In Bezug auf den indischen Handel wurde Lissabon binnen kurzen 30 Jahren das, was Venedig gewesen, welches mit dem indischen Verkehr die Nahrungsquelle seines Reichthums verlor. Vergeblich schloß es Bündnisse mit dem ägyptischen Sultan und verschwendete Schätze und Flotten, um diesen in der verabredeten Vertreibung der Portugiesen aus Indien zu unterstützen. Die Flotten wurden durch Sturm und portugiesische Tapferkeit vernichtet. Venedig, das sich noch vor Kurzem in seinem Uebermuth vermessen hatte, sich die Schiedsrichterin der Welt zu nennen, wurde verhöhnt. Vollkommen erniedrigte es sich, als es nach so großer Schmach Unterhändler nach Lissabon schickte, den Portugiesen anzubieten: ihnen alle indischen Produkte für einen gewissen Preis, der Portugal einen großen Gewinn übrig ließe, abzukaufen gegen Bewilligung des ausschließlichen Rechts des Wiederverkaufs an andere Völker! Schnöde, wie sie es verdienten, wurden die Venetianer abgewiesen, und die Welt lachte sie aus.

Alle spätern Versuche, unwiederbringlich Verlorenes wieder zu gewinnen, konnten um so weniger fruchten, da sie mit sinkender Kraft unternommen wurden. Denn an den Verlust des Welthandels knüpfte sich allmählich der der positiven Herrschaft über ein ausgedehntes Reich. Venedig büßte im langwierigen Kampfe gegen seine Erbfeinde, die Türken, — in einem Kampfe, an Großthaten reich und eines bessern Erfolges werth! — zuerst die Küste des schwarzen Meeres und der Levante ein, dann die griechischen Inseln, dann Albanien und Morea, und zuletzt auch Candia und Cypern. Als es 1797 durch Bonaparte den Todesstreich empfing, besaß es nichts mehr, als die dalmatische Küste, Verona und das Gebiet des eigentlichen Herzogthums Venedig. Als Staat hatte es schon lange vorher das Sterbebett gehütet, und die in den Tagen der Macht so bedeutungsvolle Ceremonie am Himmelfahrtstage, die Vermählung der Republik mit dem Meere, war längst zur Posse herabgesunken *).

*) Nach einem uralten Gebrauche, der bis zum Ende der Republik dauerte, fuhr der Doge auf einem prächtigen Schiffe, welches der Bucentaurus hieß, begleitet von den Herren des Raths und den fremden Gesandten, auf das hohe Meer, welches mit zahllosen Gondeln bedeckt war. Er warf dort einen goldnen Ring in die Fluth, mit den Worten: Desponsemus te mare in signum veri perpetuique dominii. (Ich verlobe mich mit dir, o Meer, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft.) Jetzt liegt der Bucentaur im Arsenal und verfault.

CLIX. Die Virginia-Universität in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Zwei große Epochen theilen die historische Zeit des Menschengeschlechts. In der ersteren hat dasselbe den Zustand der Kindheit durchlaufen. Sein Knabenalter wird von der zweiten bezeichnet. Diese ist's, welcher auch unsere Zeit und noch eine lange Zukunft angehört. Sie hat begonnen mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entdeckung von Amerika.

Schon in dem ersten Jahrhundert nach der Erfindung jener Kunst der leichten und unendlichen Ideenvervielfältigung, äußerte sie die auffallendsten Wirkungen auf die Menschen, und schon in den ersten Dezennien verkündigte des Wissens erster Dämmerungsstrahl den Massen, welche bisher in tiefer Nacht der Unwissenheit gelebt, einen kommenden Tag. Der Völker Geist fing an, unveräußerliche Rechte zu ahnen, die Vernunft begann das Terrain zu untersuchen, auf dem ihr künftiges Universalreich sich aufzurichten habe, man begann zu nivelliren und aufzuräumen, die Nothwendigkeit zu ebnen, folglich abzutragen und auszufüllen die Höhen und Tiefen der Gesellschaft, trat hervor und wurde verstanden. Von der Idee erweckt, regten sich Kräfte, welche von Anbeginn des Geschlechts geschlummert, und Wünsche bewegten die Völker, die sie früher selbst nicht ahneten. Die Geschichte hörte auf, ein Schauspiel zu seyn, in welchem die Rollen blos an einzelne Kasten, Familien und Individuen vergeben waren und zu dem die Nationen sich wie stumme Zuschauer verhielten. Die Völker der Erde verlangten selbst-handelnd auf der Bühne zu erscheinen.

Dieß konnte nicht anders als gewaltsam geschehen, denn sie waren gefesselt; auch nicht ohne Widerstand von Jenen, welche die Vortheile der Gesellschaft so lange als Monopol ausgebeutet hatten. Da wurden neue Fesseln geschmiedet und neue Waffen erfunden gegen die Wirkung der beflügelten Ideen. Hohe Zeit war's; denn schon hatten viele Völker die allerdrückendste ihrer Ketten, die der geistlichen Tyrannei, zerrissen, und die Kirchen-Reformation verkündigte der Welt Freiheit des Gewissens. Eins durch Gefahr, traten eifersüchtige Mächte zum Bunde zusammen. In Schlachten warfen sie aufgestandene Völker nieder; doch wurde die Freude des Siegs vereitelt durch die Entdeckung, daß ihr gefährlichster Feind nicht materieller, sondern von unsichtbarer und unaustilgbarer Natur sey, und ein Streit gegen ihn mit Eisen und Blei wenig fruchte. Auch der Thor kann rufen: Steht, ihr



J. Poppel dir.

DIE VIRGINIA – UNIVERSITÆT

(Verein. Staaten v. Nord – America)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

Gestirne und leuchtet nicht mehr! Sie leuchten darum nicht weniger und wandern im Universum nicht langsamer die ihnen von der Allmacht angewiesene Bahnen. — Unabweislich und unabänderlich verkündigt jedes Morgenroth einen kommenden Tag. Was hat es geholfen, daß man Völker ersäuft im Blut, um die alten Formen zu bewahren? Den Geist, der in ihnen wohnte, den Nachtgeist der Unwissenheit, den trieb der erste Strahl des Feuers aus, das Faust und Guttenberg vom Himmel holten; er ist verflogen auf immer. Leserlich allem Volk stehen die Interessen der Wahrheit und der Menschheit am erhellten Horizonte. Wo ist noch Drang in den Nationen, oder nur Willfährigkeit, die Kriege der Könige und ihrer Dynastien zu schlagen? Selbst der Nationalhaß ist der Macht ein unbrauchbares Werkzeug geworden, und an der Stelle jener erkünstelten Mordlust der Völker, welcher das Wort „Vaterlandsliebe" als Folie diente, ist das Nachdenken über der Gesellschaft Zwecke und Rechte, über ihren Zustand, und die Mittel und Wege, diesen zu verbessern, getreten.

Kunst und Wissenschaft, ehedem Sonderbesitz Weniger, ist und wird täglich mehr ein Gemeingut Aller, und die Vereinigung der Menschheit zu einer Familie, deren Glieder durchaus gleiche Rechte und gleiche Ansprüche auf Glückseligkeit haben, mit voller Freiheit, sie auf jede vernünftige Weise zu erstreben, gilt bei jedem Vernünftigen als höchster und letzter irdischer Zweck der Civilisation.

Aber dieses neue Weltreich, dessen Idee schon Pythagoras und so viele Denker nach ihm offenbarten, das aber erst durch Guttenberg's Kunst von Individuen zu Völkern herabstieg, fand bei jedem Versuche zur Ausführung unübersteigliche Hindernisse auf der alten Erdhälfte, Hindernisse, die vor ein paar Jahrhunderten noch entmuthigender waren, als jetzt. Jenes Weltreich bestand in der Vorstellung Vieler; aber es hatte keine Existenz im Raume und in der Zeit. Man war sich unveräußerlicher Rechte bewußt; aber so bald sie sich geltend zu machen strebten, brachen sie an den Privilegien der begünstigten Kasten, wie leichte Schaumwolken am Fels. Umsonst mühten sich ab die Völker; umsonst markteten sie um die Anerkennung einzelner Rechte, und brachten andere zum Opfer; umsonst vergossen sie im verzweifelten Ringen Ströme von Blut; nirgends wollte es recht gelingen. Da ward's Tausenden und Hunderttausenden unheimlich hierhüben, und die Sehnsucht nach einem Asyl führte die Blicke nach dem neuen Continente. Auswanderung nach Nordamerika wurde das Losungswort Aller, welche den Zustand in Europa weder vernünftig, noch erträglich fanden und die für die praktische Anwendung ihrer Ideen Raum und Freiheit suchten. Aber auch die Gegner freuten sich des gefundenen Auswegs, denn er entfernte Diejenigen, deren Anwesenheit ihnen Schrecken, und deren Pläne ihnen immerwährende Furcht einflößten. — Daß die Entdeckung und Ansiedelung Nordamerika's nicht in eine frühere Periode fiel, daß sie nicht den bigotten und trägen Spaniern zu Theil geworden ist, sondern arbeitsfrohen Britten in der Zeit ihrer politischen und religiösen Emancipation, als die höchste Freiheitsbegeisterung die Nation durchdrang; daß endlich auch die Auswanderungs-Kanäle im Lauf der Zeit sich nicht verschlämmten, sondern rein gehalten und so erweitert wurden,

daß sie die Volksfluth eines Welttheils aufnehmen können ohne Furcht vor Ueberströmung; — daß dieses Verhältniß unserer Zeit zu Gute kömmt: — das ist das Werk der Vorsicht Dessen, der die Geschicke der Völker wie der Einzelnen mit Liebe lenkt. Wäre Nordamerika nur ein Jahrhundert früher von Europa kolonisirt worden, so wäre das Feudalsystem, mit allen seinen Volksglück- und Freiheittödtenden Consequenzen auf dasselbe übergegangen, und anstatt ein Reich der Vernunft und des menschlichen Glücks, und die Hoffnung für Millionen zu seyn, spiegelte es jetzt die Schauer-Zustände spanischer Colonien wider; — Nordamerika wäre ein Land:

„TO DESPERATES SHEWING DESPERATE SIGHTS.“

Es ist ein sehr glücklicher Umstand, daß nicht blos die ältern Staaten der Union, sondern auch noch fortwährend die neuern durch Menschen gegründet wurden und werden, die in der hohen Schule der Leiden erzogen und durch das Licht aufgeklärt sind, welches durch den Zusammenstoß widerstreitender Interessen im alten Europa, durch Revolutionen und deren Fehlversuche, in ihnen angezündet worden. Es setzt immer das Daseyn natürlichen Muths und Entschlossenheit voraus, wenn der Wunsch nach einem bessern Zustande so mächtig wird im Menschen, um die Scheu zu überwinden, sich aus langgewohnten Verhältnissen zu reißen, und ein ungewisses Schicksal jenseits des Weltmeers zu suchen. In jedem Falle sind es nicht geistesschwache Menschen, welche in Amerika eine neue Heimath suchen, wenn auch nicht immer edle und gute. Herumirrende Wesen, Menschen ohne Freistätte, Unglückliche, welche die alte Welt ausstößt, politische und religiöse Schwärmer, Verfolger wie Verfolgte werden hier gute und glückliche Bürger. Die Nothwendigkeit der Arbeit, der angestrengten Arbeit, welcher jeder Neuansiedler sich unterwerfen muß, dämpft die Leidenschaften und hält die Begierden im Zügel. Die Last der Vorurtheile und der irrigen Meinungen, das mit aus Europa hinüber gebrachte Erbtheil, schüttelt der Geist dort bald ab, und die unter ihrem Druck erschlafften Seelenkräfte gewinnen dort, wo Beispiel und Bedürfniß gleich stark zu ihrem energischen Gebrauche auffordern, neuen Schwung. Religiöse Intoleranz findet keinen Boden, wo sie fortkommen, geschweige gedeihen könnte. Bekenner aller Sekten, die sich in Europa blutig haßten, und keinen Andersdenkenden neben sich dulden wollten, vereinigen sich hier, ohne ihren Ansichten zu entsagen, als Brüder; denn die Religion, entkleidet von allem falschen und ungehörigen Prunke; einfach, wie ihre Priester; weder herabgewürdigt zu einem Werkzeuge der weltlichen Macht, noch emporgehoben zu pharisäischem Ansehen, sondern rein in ihren Zwecken und Wirken, predigt dort blos Liebe gegen Andere, und Dankbarkeit gegen Den, der des Guten, was Jeder in gleichem Maaße genießt, so viel gab. Eiserner, anhaltender Fleiß, nöthig, um die Schwierigkeiten des ersten Anfangs, sowohl für den Landwirth, als Gewerbsmann, zu überwinden, der reiche Lohn, der solchem Fleiße unmittelbar nachfolgt, Wohlstand, Freiheit und Unabhängigkeit, ungestörter Genuß, Friede, Ruhe und ein endloser Wirkungskreis lassen Europa und alles darin ausgestandene Mißgeschick und allen Ingrimm darüber bald vergessen. Mit

Freuden geben dann die Einwanderer den Namen: Engländer, Irländer, Deutsche, Schweden, Franzosen ꝛc. ihren Abschied, und nennen sich: Amerikaner.

Kein Wunder, daß der Strom der Einwanderung in die Vereinstaaten von Jahr zu Jahr zunimmt, zumal wenn man den Reiz hinzurechnet, welcher in den niedrigen Preisen neuer Ländereien*), in der notorischen Fruchtbarkeit des Bodens, im hohen Werth aller menschlichen Arbeit, in der Leichtigkeit, sich zu nationalisiren, in den Wohlthaten eines ungefährdeten Friedens, in den weisen Gesetzen, in der vollkommenen Freiheit eines Jeden zum vernünftigen Gebrauche seiner Erwerbsfähigkeiten und in einer fast gänzlichen Befreiung von Abgaben und Steuern, für die arbeitende Klasse in Europa liegt, wo Lebensglück und Wohlstand ihnen so oft feindlich den Rücken kehren. Wenn irgendwo die Arbeit des Menschen nichts mehr gilt, wer mag's ihm verdenken, wenn er sich dem Markte zuwendet, wo sie als sicheres Mittel zum Wohlstande Cours hat? Es erfordert ja in Amerika nicht mehr als die Fähigkeit eines

---

*) Alles Land in den Vereinigten Staaten, welches nicht Eigenthum eines einzelnen Staats, oder von Individuen ist, ist Unionseigenthum. Alle diese Ländereien werden, ehe sie von der Regierung zu Markte kommen, auf Kosten der letztern vermessen. Alle sechs englische Meilen rammen die Feldmesser einen Pfahl in die Erde, und die daraus entstehenden regelmäßigen Vierecke, deren jedes folglich 36 englische Quadratmeilen Flächenraum hat, bekommen eine Nummer und heißen ein Ortsgebiet, eine Township. Gerade Linien theilen solche Townships wieder in 36 Quadraten, Sektionen genannt, deren jede 640 Acker groß ist. Diese werden wieder in Viertel- und Achtel-Sektionen — Bauerngüter — geschieden.

In jedem Staate werden alljährlich 40 Ortsgebiete vermessen, und zweimal des Jahrs öffentlich versteigert. Das Angebot ist $1^1/_4$ Dollar für den Morgen. Das, was unverkauft bleibt, (stets der bei weitem größere Theil), ist zu jeder andern Zeit im Landverkaufbüreau (dem Landamte) des Distrikts, für $1^1/_4$ Dollar der Acker, zu bekommen.

In den Landämtern sind genaue Karten und Flurbücher über alle vermessenen und verkäuflichen Landstrecken befindlich, und jedem Kauflustigen werden solche mit Bereitwilligkeit vorgelegt. Dieser kann sich sogleich Notizen machen und er geht dann an Ort und Stelle und besieht. Hat er gewählt, so verfügt er sich wieder in's Landamt, sagt, er behalte die und die Nummer, eine ganze, oder Viertel- oder Achtel-Sektion in einer gewissen Township, der Registrator notirt es, der Käufer zahlt $1^1/_4$ Dollar per Acre und der Kassirer gibt ihm eine Quittung. Nach einiger Zeit wird ihm der vom Präsidenten unterzeichnete Grundbrief kostenfrei zugeschickt und er ist ein so vollkommner, unbestrittener Eigner seines Grundstücks, als irgend ein Freiherr der Welt.

Die 16. Sektion jedes Ortsgebiets kommt, nach einer sehr weisen Einrichtung, gar nicht zum Verkauf, sondern wird, als Schulvermögen, zur künftigen Erhaltung der Elementar-Unterrichtsanstalten reservirt. Höhern Bildungsinstituten sind in jedem Staat noch besondere, oft sehr große Ländereien als Fond zugewiesen. Der Erlös der Ländereien darf von der Regierung nicht zu allgemeinen Staatszwecken nach Gutdünken verwendet werden; wird vielmehr zu $^2/_5$ dem Staat, in welchem das verkaufte Land liegt, ausgeantwortet, zur Gründung und Dotirung neuer Bildungsanstalten, und $^3/_5$ muß die Centralregierung zur Führung von Poststraßen in den der Neuansiedelung überlassenen Distrikten verwenden.

schlichten Landmanns*), um von der Natur mit beharrlicher Anstrengung zuverlässig Das zu erringen, was zum Lebensglück eben gerechnet zu werden pflegt, wogegen in Europa die Anweisung des Armen auf die nackte Natur nichts wäre, als bitterer Hohn. Gerade weil der Zustand der europäischen Gesellschaft so ist, daß die Vermögenslosen noch dann zum Wohlstand gelangen können, wenn die Reichen arm gemacht werden; — eine furchtbare Alternative, die man seit einem Jahrhundert mit Sprüchen der Moral und Religion vergeblich bekämpft! — liegt die Begünstigung der Auswanderung nach Amerika gleich sehr im Interesse der Menschlichkeit, wie in dem der Staatsklugheit. Jeder Staat sollte seinen armen Bürgern zurufen: Wendet euch, statt euch im Drängen nach Verbesserung eurer Lage feindlich gegen eure wohlhabenden Mitbürger zu richten, an Nordamerika's freigebige Natur! Es wäre fürwahr ein Leichtes, jedem Staate die Mittel nachzuweisen, durch welche er, ohne bedeutende Opfer für die Gesammtheit, den gemein-schädlichen Ueberschuß seiner Bevölkerung, jene Bevölkerung nämlich, welche mit aller Anstrengung ihrer Kräfte kaum die Mittel zur Erhaltung des nakten Lebens erschwingen kann, und früher oder später dem Staate eine Last wird, ihm aber immerfort ein Element der Gefahr ist, nach Amerika ableiten könnte. Bestimmt opfert ein jeder europäische Staat für die Wohlthätigkeits-Anstalten, gegründet dem äußersten Elende zu steuern, und für jene, welche bestimmt sind, Verbrechen zu verhüten, zu entdecken und zu bestrafen, welche im Schooße der Verzweiflung geboren werden, und die den Hunger zum Vater haben, weit mehr.

Leider aber ist's ein allgemeiner und verjährter Glaube, daß das Elend und die drückendste Armuth eines Theils der Bevölkerung zum Staate gehöre, wie Dürre und Hagel zum Wetter, daß sie nothwendige Bestandtheile der civilisirten Gesellschaft seyen, und dieser Glaube verhärtet die Menschen, hindert die Enthüllung der letzten Ursache der Armuth und macht das Uebel unheilbar. Die Idee, daß, wollte man nur den Boden-Reichthum, den der allgütige Gott in unkultivirten Ländern so freigebig angewiesen, zur Armen-Colonisation benutzen, alle Armuth in einem Staate verschwinden müsse, hat noch nirgends Eingang gefunden.

Ich habe mich weit von meinem Gegenstande entfernt und lenke ein.

Man stellt sich in Europa gemeiniglich vor, daß die öffentliche Wohlfahrt in den vereinigten Staaten auf zu materiellen Grundlagen ruhe, und über dem allgemeinen Streben nach Erwerbung irdischer Glücksgüter

*) Der Steuern (taxes) der N. A. Landleute sind, nach europäischen Begriffen, unglaublich wenige. Jeder, der eine Pflanzung (Farm, Bauergut) von 160 Acres (oder eine Viertel-Sektion) erworben hat, zahlt in den ersten 5 Jahren gar keine Steuern; später aber $1\frac{1}{2}$ Cents (etwa 2 Kreuzer oder $\frac{1}{2}$ Groschen) jährliche Grundsteuer vom Morgen, zusammen also 2 Dollars 40 Cents, und an Gemeinden- oder Cantonsabgaben etwa 1 Dollar 60 Cents: — Alles in Allem also etwa 4 Dollars jährlich. Von unbezahlten Dienstleistungen, Frohnden, Zehnten u. s. w. weiß der amerikanische Landmann, wie sich von selbst versteht, nichts.

das Gelangen zu den geistigen, und zur höheren wissenschaftlichen Bildung vernachlässigt werde. Seltsamer Irrthum! Man gibt zu, daß im Bezug auf das Volksschulwesen Amerika alle Länder Europa's überflügelt habe; daß eine Erscheinung, wie sie Frankreich, ja selbst Preußen in seinen östlichen Provinzen, noch gegenwärtig aufweist, daß nämlich Tausende von Dörfern keine Schulen haben, und daß Zehntausende von Kindern ohne allen Unterricht großwachsen, in Nordamerika etwas Unerhörtes ist. Man leugnet nicht mehr, daß kein Land in der Welt für die Elementarschulen verständiger und freigebiger gesorgt habe, als die Union *); aber man wirft ihr vor, als wäre für höhere Lehranstalten dort wenig gethan, weit weniger, als der Reichthum des Landes und seiner Einwohner erwarten lasse. Sehe man zu, wie dieser Vorwurf vor folgenden Thatsachen Stand hält!

Zu Ende des vorigen Jahres zählten die Vereinigten Staaten 81 Gymnasien, (Colleges) mit 749 Professoren, die alte Sprachen, (Lateinisch, Griechisch, Hebräisch), neuere Sprachen, Mathematik, Philosophie, Sternkunde, Geographie und Geschichte lehrten. Die Schülerzahl in sämmtlichen Gymnasien überstieg 34,000. Universitäten bestehen 13, mit 260 Professoren und etwa 5000 Studenten. 37 theologische Seminarien mit 230 Professoren und über 3000 Studenten sorgen für die Vorbereitung zum Priesterstande. Sieben dieser Institute gehören

*) Schon vor 15 Jahren gab das Edinburgh Review das Geständniß: Die Mehrzahl der Amerikaner ist besser unterrichtet, als die Masse in irgend einem europäischen Lande. Der gereizte alteuropäische Dünkel bestritt gar heftig diese Behauptung und der Streit führte zu näherer Erforschung, welche die Wahrheit jener schon damals bewies. — Nachstehende, aus den neuesten „Annals of Education“ entnommene Angaben, die sich auf offizielle, jährlich erneuerte Recherchen stützen, sind von großem Interesse.

Verhältniß der Schulunterricht erhaltenden Kinder zur Gesammtbevölkerung der verschiedenen Staaten:

Nordamerikanische Republiken:		Europäische monarchische Staaten:	
In New-York	wie 1 zu $3^3/_4$	In Würtemberg	wie 1 zu 6
« Massachussetts	« 1 = $3^7/_8$	« Bayern	« 1 = 7
« Rhode-Island	« 1 = 4	« Preußen	« 1 = 7
« Maine	« 1 = 4	« den Niederlanden	« 1 = $8^1/_2$
« Connektikut	« 1 = 4	« Schottland	« 1 = $9^1/_2$
« Delaware	« 1 = $4^1/_2$	« Oesterreich	« 1 = 12
« Pennsylvanien	« 1 = 6	« England	« 1 = 13
« New-Yersey	« 1 = $7^1/_2$	« Frankreich	« 1 = 17
« Virginien	« 1 = 8	« Irland	« 1 = 18
Europäische Republiken:		« Portugal	« 1 = 88
In der Schweiz in 6 nördl. Kantonen	wie 1 zu 6	« Rußland	« 1 = 367

den Katholiken; den protestantischen Sekten die übrigen dreißig. An 26 medizinischen Collegien lehren 184 Professoren; sie zählen über 5000 Studiosen. Eine öffentliche Büchersammlung fehlt an keiner von allen diesen Schulen; Bibliotheken deutscher Universitäten, in denen sich Bücherschätze Jahrhunderte lang anhäuften, sind es freilich nicht. Doch, obschon die Hälfte jener Institute ihre Gründung nicht über das vergangene Jahrzehend hinausführen kann, so haben doch bereits mehre 30,000 bis 50,000 Bände in ihren Schränken, und die Gesammtzahl der Bücher in allen Bibliotheken übersteigt eine Million. Man vergleiche diese Gymnasial- und Universitäts-Statistik Nordamerika's mit der von Preußen (der Vergleich ist billig; denn beide Länder haben gleiche Volksmenge, und in keinem Staate Europa's geschah neuerer Zeit für Schulwesen so viel Rühmliches, als in letzterem!), und dann wage man noch, von einer kärglichen Fürsorge der reichen Republiken für höhere Bildungsmittel zu reden! Wenn man aber erwägen wollte, daß Nordamerika kein ausgewachsener Staatskörper ist, sondern erst ein noch in seiner Bildungsperiode begriffener; daß über ein Drittel jener 200 Hochschulen an Orten blühen, welche vor 35 Jahren noch dichte Urwälder waren, wo der Bär hauste und der Bison, und Indianer kannibalische Feste feierten; wenn man die mehr als königliche Freigebigkeit betrachten, mit welcher alle diese Institute vom Staate ausgestattet worden, und man sehen möchte, mit welcher Bereitwilligkeit der Patriotismus der Bürger der Erweiterung der ältern und der Gründung neuer Bildungsanstalten fortwährend die größten Geldopfer bringt: so würde der unverständige Tadel des Europäers verstummen und er erröthend zugestehen müssen, daß das, was in so kurzer Zeit von Nordamerika geschah, mehr ist, als der Unbilligste zu fordern sich vermessen kann, genug, um die Bewunderung der Welt zu verdienen. Wahrlich! In einem Volke, das in der Zeit, wo es, seiner größeren Zahl nach, noch mit dem Ueberwinden der Natur und ihrer rohesten Anforderungen zu kämpfen hat, vollbringen kann, was Nordamerika leistete, in einem solchen kann keine Geringschätzung geistiger Bildung, keine Gleichgültigkeit für Wissenschaft und Kunst wohnen, und wenn alle andern Zeugen schwiegen, jene Thatsachen würden Amerika's dereinstige hohe Bestimmung im Reiche der Wissenschaft vollkommen vindiziren. Das Dereinst aber ist vielleicht nicht so fern, daß es nicht viele meiner Leser erleben könnten. —

Die Landesuniversität des Staats Virginien in Charlotteville, gehört jenen Denkmälern an, welche das Andenken wahrhaft großer Menschen segensreich in die spätesten Zeiten tragen. Jefferson, Washington's Freund und Nachfolger im Präsidentenstuhle, opferte der Gründung dieser Hochschule sein ganzes Vermögen, und die Sorge für ihr Gedeihen füllte, nachdem er vom Gipfel der Macht in den Kreis des Bürgers zurückgetreten war, des großen Mannes Thätigkeit noch am späten Lebensabende aus. Auch das Aeußere dieser Anstalt, die selbst von europäischen Sachverständigen als ein Muster für ihres Gleichen anerkannt wurde, trägt das Gepräge des edlen, hochgebildeten Geistes, der sie schuf. Sie ward 1819 eröffnet. Ihr stehen 9 Professoren mit einem Rektor vor. Sie wird stark besucht und zählte im verwichenen Jahre über 400 Studenten.


Stadt-
bücherei
Elbing



TRIENT
im Tirol

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Die gleichzeitige Gründung so vieler der wissenschaftlichen Ausbildung gewidmeten Anstalten in dem Gebiete der Union, hat, in den letzten Jahren, bedeutenden europäischen Gelehrten es leicht gemacht, eine ihren Wünschen und ihrem Berufe angemessene Anstellung in den Vereinstaaten zu finden, was früher nie, oder doch sehr selten der Fall war. Das ist eine neue, höchst bedeutungsvolle Erscheinung. Sie vervollständigt den Cyklus derjenigen, welche sich an die Wanderung des Menschengeschlechts aus der Ost- in die Westwelt, mit Industrie und Handel, Gewerben, Künsten und Erfahrungen knüpfen. Was bleibt der alten Europa noch übrig, wenn ihr die schöne Amerika den letzten, strahlenden Juwel aus dem Diademe bricht, und die Coryphäen der Geister an ihren jugendlichen Busen zieht? Dann sind die Welttheilrollen wahrhaftig gewechselt! Amerika führt dann den Reigen, wird zum Mittelpunkte der Kultur, und Europa rückt an's entgegengesetzte Ende. Dann aber bricht auch die Weltgeschichte ihr Haupttheater hierhüben ab, und ihre Helden wandeln auf der Bühne im Thale des Missisippi.

CLX. Trient.

Die große Straße, welche aus Deutschland durch Tyrol von Innsbruck über den Brenner nach Italien führt, ist der niedrigste unter allen Pässen über die Alpen. Sein Hochpunkt liegt nur 4700 Fuß über dem Meere. Er ist zugleich einer der bequemsten und unterhaltendsten Wege, und unter allen, die aus dem Norden nach der Halbinsel führen, der schönste und sicherste. Maria Theresia erbauete ihn.

Von Innsbruck bis zur Scheidecke des Berges windet sich die Straße bald rechts, bald links, an der dem Innstrome tosend entgegenschäumenden Sill aufwärts. Auf dem Südabhange des Brenners bekommt der Reisende die noch tosender der Etsch zustürzende Eisak zur Begleiterin. Auch hier, wie auf allen Alpenpässen, bewährt sich die physikalisch-merkwürdige Beobachtung, daß alle von Osten gegen Westen hinstreichende Gebirgsketten auf der Südseite weit schroffer abfallen, als auf der Nordseite. Bei Brixen schon beginnen die Weinberge, und auf dem Botzener Friedhofe zeugen die ersten Cypressen von der Nähe des italischen Himmels. Feigen und Granatbäumchen dauern in den Gärten aus, und in den sonnigen Buchten der Felsenwände, die im Zickzack die Eisak bespült, wuchert freiwillig der Caktus Opuntia (die gemeine Fadeldistel), der heißesten Erdreviere Bewohnerin.

Der Weg von Botzen bis Trient, immer der Etsch entlang, ist schnell wechselndes Erscheinen und Verschwinden malerischer Ansichten, wie in einem Guckkasten. Wenige Stunden vor Trient breitet sich rechts das Thal der dem größern Strome zurauschenden Non aus, entzückende und weite Blicke in die Gebirge öffnend. Es ist das reizendste im italienischen Tyrol und der Sommeraufenthalt vieler Familien Trient's, welche hier Landhäuser und Gärten besitzen. Sein oberer Theil heißt VAL DE SOL. Es steigt dieses Thal bis zu den Gletschern des Orteler auf, und belohnt den Wanderer durch alle Schönheiten und Wunder der Hochalpenwelt. Zwischen St. Michael und Lavis, der letzten Poststation vor Trient, engert sich der Weg zu einem Defilee; aber nicht lange, so verwandelt sich dieses bei einer scharfen Krümmung in ein prächtiges Thal, und der staunende Blick überschaut die Ebene, in deren Schooße die uralte Hauptstadt des südlichen Tyrols sich lagert.

Trient — das Tridentium der Alten — ist etruskischer Gründung, folglich früherer als Rom. Später ward es zur Hauptstadt der Coromannen, bis es, mit ganz Rhätien, dem Joche der Römer sich beugte. — Bei dem Verfalle des Weltreichs wechselte es unaufhörlich Geschicke und Herren. Denn an dem Wege gelegen, den die Italien überziehenden Völker des Nordens und Ostens nahmen, gehörte es bald den Hunnen, bald den Gothen, bald den Lombarden und Franken. Später war es ein Grenzwaffenplatz zwischen Italien und Deutschland, bald den Venetianern, bald Oesterreich unterthan. Einige Zeit unabhängig unter einem Fürstbischofe, wurde es kurz vor der Auflösung des deutschen Reichs von Oesterreich in Besitz genommen, und theilte später das Schicksal Tyrol's, mit dem es 1814 an das alte Herrscherhaus zurückfiel.

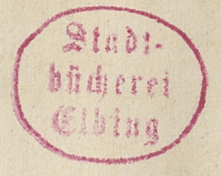
Die Stadt selbst, so schön auch ihr äußeres Ansehen ist, ist im Innern winklich und düster. Sie hat etwa 800 Häuser und 10,000 Einwohner. Die hier schiffbar werdende Etsch gibt das Mittel zu einem starken Zwischen- und Speditionshandel von Italien nach Deutschland ab, der für viele Familien die Quelle des Reichthums geworden ist. Die große Kirche Sante Maria (das mit der hohen Kuppel überdachte Gebäude auf unserm Stahlstich) ist für die Kulturgeschichte höchst merkwürdig geworden als der Ort, wo das weltberühmte Conzilium gehalten wurde, das letzte und folgenwichtigste aller Generalversammlungen der Väter der Kirche.

Der Anlaß zu diesem Conzilium war das laute Verlangen der Christenheit nach gründlicher Reformation der Kirche, die sie von einer allgemeinen, freien, von Pabst und Fürsten unabhängigen Versammlung hoffte. Lange hatten sich die Päbste gesträubt, ein Conzilium zu berufen; denn sie fürchteten, die Beschlüsse desselben möchten ihrem Ansehen und ihrer Macht gefährlicher werden, als alle früheren. Gleichwohl konnte der römische Stuhl dem wiederholten Begehren, welches Karl der Fünfte mit allem Gewicht seiner Macht unterstützte, endlich nicht widerstehen: und als Karl auf dem Reichstage zu Augsburg, 1536, den Ständen die Zusammenberufung eines Conziliums feierlich versprach, mußte man, um wenigstens zu verhüten, daß der weltliche Herrscher die Prälaten seines Reichs nicht eigenmächtig versammelte, in Rom Anstalt dazu treffen. Pius der Dritte lud das Conzil nach Mantua,

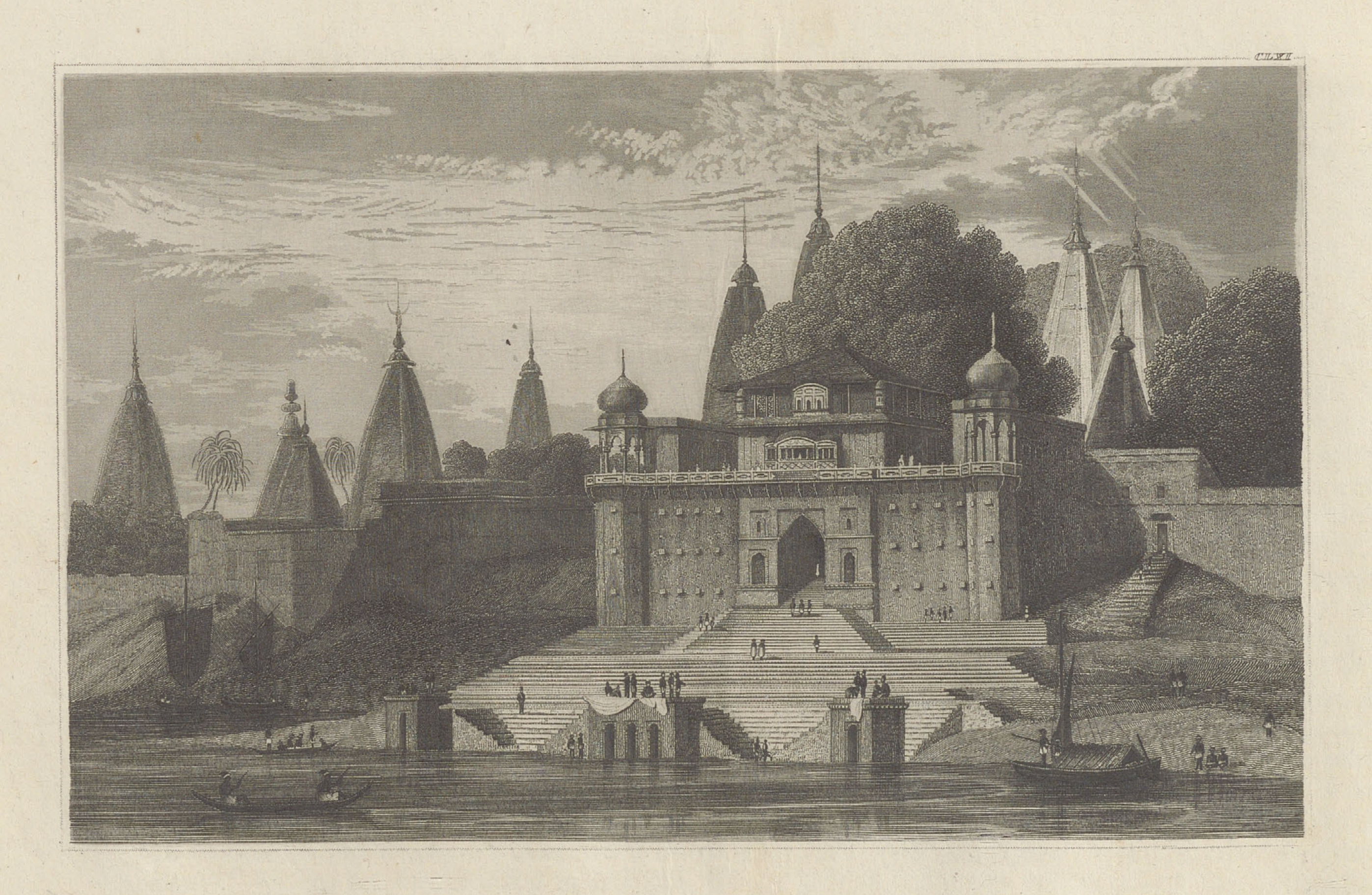
sorgte aber gleichzeitig dafür, daß es nicht zu Stande kam. Vom Regensburger Reichstage, 1541, auf's neue und hart darum angegangen, berief es Paul, der Nachfolger jenes Pius, zum andern Male für 1542 nach Trient. Aber der Kaiser war indessen auf einen Kriegszug nach Frankreich gegangen, und der römische Hof benutzte diesen Umstand, die Versammlung zum zweiten Male zu vereiteln. Ein paar Jahre verstrichen: da schrieb es der Pabst zum dritten Male aus — für den 15. März 1545, abermals nach Trient. Der Sommer verging in Rangstreitigkeiten unter den Abgeordneten der Kirche, und in — Lustbarkeiten. Endlich am 13. December 1545 wurde die Versammlung, bei welcher sich etwa 110 Bischöfe und Prälaten der christlichen Abendländer eingefunden hatten, feierlichst eröffnet. Der Pabst hatte dafür gesorgt, sie mit seinen Creaturen und mit Leuten, die den Absichten des römischen Stuhls blindlings dienten, zahlreich zu beschicken; und als in der ersten Sitzung der Antrag: daß nicht die Majorität der Nationen, wie zu Constanz, sondern die Stimmenmehrheit der Anwesenden bei den Berathungen entscheiden solle, durchging, war auch der römischen Curie gewonnenes Spiel gesichert. Der Pabst leitete das Conzilium durch den Kardinal del Monte, dem Haupte der römischen Legation. Eine Kurierlinie zwischen Trient und Rom, und stündliche Correspondenzen während der Versammlungszeit, dienten dazu, um aus allen Ereignissen in der Zwischenzeit Nutzen zu ziehen, und Alles zum Vortheile der Absichten des römischen Hofs zu wenden, der nichts mehr fürchtete, als eine von allen weltlichen und vielen geistlichen Fürsten gewünschte Wiedervereinigung der gespaltenen Kirche, auf billige und solche Grundlagen gegründet, welche auch den Protestanten annehmbar wären. So gingen die Erwartungen und Hoffnungen von Abstellung alter Mißbräuche und von Verbesserung des Kirchenwesens, welche die Völker auf diese Versammlung ihrer Oberpriester gestellt hatten, schon im Keime zu Grunde, und gleich nach den ersten Sitzungen wurde die Klage der besserwollenden Minderzahl, das Conzilium sey nicht frei und ein williges Werkzeug des römischen Bischofs, laut und offenkundig. Am 3. März 1547 entschied man, daß derjenige lateinische Bibeltext, welcher als Vulgata bekannt ist, fortan als der ausschließlich authentische, und die Kirche als alleinige Auslegerin desselben gelten solle, und der noch wichtigere Beschluß, welcher die Tradition, als Erkenntnißquelle der christlichen Religion, der Bibel gleich stellt, ging voraus. Durch diesen wurde jene Menge kirchlicher Gebräuche, welche die heil. Schrift nicht vorschreibt, die aber die Kirchenväter erwähnen, oder spätere Synoden einführten, und welche die Protestanten als schriftwidrige Erfindungen des Aberglaubens, der Priester-Herrschsucht, der Geldgier und des Betrugs ansehen, göttlichen Satzungen gleichgeachtet, und die ungeheuere Lehre von der unumschränkten Gewalt der Kirche über Glauben, Cultus, Gut und Leben der Christen, erhielt Stabilität und Unantastbarkeit. Es lag in solchen Beschlüssen die Absicht des römischen Stuhls klar zu Tage. Dem Trienter Conzil, (anstatt es, nach den Hoffnungen und Wünschen der Völker, zum Friedensstifter und Versöhner der kirchlichen Angelegenheiten zu machen), wollte er die dämonische Bestimmung geben, die Spaltung der Kirche und die Trennung von Katholiken und Protestanten

zu verewigen. Das Spiel war zu offen. Unter dem Einflusse und dem Schutze des Kaisers raffte jetzt die Opposition ihre ganze Kraft auf, um dem Pabste die Verfolgung seiner Siege zu erschweren: da dekretirte dieser die Versetzung nach Bologna. Der Kaiser und die meisten der deutschen Prälaten protestirten dagegen und blieben in Trient. Nun aber vertagte der Pabst das Conzil. Erst 1551 kam es wieder zu Stande und jetzt sollten auch protestantische Prälaten Theil daran nehmen. Die Zeit der Stürme des ausgebrochenen Kriegs zwischen den protestantischen Ständen und dem Kaiser war sehr übel gewählt. Churfürst Moritz von Sachsen marschirte auf Trient los, und vor dem protestantischen Heere flohen die versammelten Väter. Pabst Paul der Vierte, welcher durch das Beil und die Scheiterhaufen der Inquisition herrschte, wollte von keinem Conzil hören; erst unter dessen Nachfolger, 1561, erfolgten neue Einladungen zur Wiederberufung. Die päbstliche Legation erschien an der Spitze von 116 der ihr ergebensten Bischöfe, Erzbischöfe und Prälaten; aber auch die Opposition, meistens deutsche und französische Prälaten, hatte sich gerüstet, und es begann nun ein Kampf, in dem es Skandal genug gab, aber nichts entschieden wurde. Zwei Jahre vergingen also, bis die allgemeine Ueberzeugung die Oberhand gewann, von diesem Conzilium sey für Verbesserung der Kirche nichts mehr zu hoffen. Die Opposition war ermüdet. Die meisten ihr angehörigen Prälaten reisten ab, und, entmuthigt, leisteten die Zurückbleibenden dem römischen Phalanx schwachen Widerstand. Nun folgten die wichtigsten und folgenreichsten Beschlüsse zum Aufbau eines ewigen Damms gegen alle Verbesserung in der katholischen Kirche rasch nach einander. Das Dekret von der Priesterweihe und Hierarchie, wodurch bestimmt wurde, daß die Rechte und Würden aller Bischöfe nicht göttlichen, sondern päbstlichen Ursprungs seyen; das Dekret vom Sakrament der Ehe, worin das Cölibat der Geistlichen geboten war, die Dekrete vom Fegefeuer, über Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, über Klostergelübde, Ablaß, Fasten ꝛc. ꝛc., und endlich das, welches die Abfassung des einzigen authentischen Katechismus und Breviers dem Pabste übertrug, zeigten die Vollständigkeit des Siegs der römischen Curie. Das Conzilium hatte Alles verwilligt, was Rom verlangte: diesem blieb kein Wunsch mehr übrig. Da wurde die Schließung dieser folgenschweren Versammlung, welche mit Hinzurechnung der Unterbrechungen 22 Jahre gedauert hatte, verkündigt. 255 Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten unterschrieben am 4. December 1563 die gefaßten Beschlüsse in der letzten feierlichen Versammlung in der Kirche zu Santa Maria, und nach dem Hochamte erhob sich der Kardinal von Lothringen, das Haupt der päbstlichen Partei, im Vollgefühle des errungenen Siegs, von seinem Sessel und schrie: Anathema den Protestanten! — Anathema den Ketzern! schrieen die Kirchenfürsten insgesammt, und der Tempel des Herrn dröhnte wieder von Verwünschungen.

So endigte diese welthistorische Versammlung — deren ursprünglicher Zweck Versöhnung der kirchlichen Spaltungen im Abendlande gewesen, mit ewiger Trennung zwischen Katholiken und Protestanten. — Friede sollte sie gebären und sie gebar Völkermord und Verwüstung, gränzenlosen Jammer und Elend; — sie ward zur Mutter der Pariser Bluthochzeit und des dreißigjährigen Krieges.


Stadt-
bücherei
Elbing

CLXI



BENARES in BENGALEN

die heilige Stadt der Hindus

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXI. Benares, die heilige Stadt der Hindus.

Nur zu geneigt ist der für Menschenwohl erglühende Geist, sich überspannten Vorstellungen vom allgemeinen Besserwerden zu überlassen. Eine mäßige Summe von Thatsachen umkleidet er mit dem weiten Prachtgewande seiner Wünsche, und er glaubt gern an Zustände, die er doch nur träumt. Darum ist's gut, wenn sich ihm oft die Betrachtung einer grausamen Wirklichkeit aufnöthigt. Hüte er sich dann, zu dem entgegengesetzten Irrthum überzugehen: Unglauben für Leichtgläubigkeit zu tauschen, und zu verzweifeln an der Möglichkeit, daß die Welt werden könne, was sie werden wird im Laufe der Aeonen, eine Welt des Glücks und der Gerechtigkeit. Es liegt auch hier die vermittelnde und tröstende Wahrheit zwischen den beiden Extremen.

Sichtbar jedem verständigen Beobachter entwickeln sich in Asien vielfältige Keime einer glücklichen Revolution, und in Osten aufzuckende Lichtstrahlen verkündigen ein zweites Erdumkreisen des Gestirns, das dem Orient einen heitern Tag der Gesittung verheißt. Doch ein Dämmern ist noch kein Tageslicht. Noch umhüllt Finsterniß den Welttheil. Die Hälfte seiner Bevölkerung ist wie ein versteinertes Menschenmeer; seit Jahrhunderten ist sie geistig todt, bewegungslos und in Fesseln gelegt durch unabänderliche Gesetze, Ausgeburten des raffinirtesten Despotismus. Entwürdigt und geblendet durch verjährte Vorurtheile, kriechender Sklave des Bambus, aller Aufklärung unzugänglich, lebt der Chinese nur ein maschinenmäßiges Daseyn; er ist eine Null in der Kulturentwicklung der Menschheit. — Der Tartar, umherschweifend, oder auf einen Ort geheftet, ist so roh und unwissend, als er immer gewesen. Der Araber, mit einem glücklichen Genie begabt, hat die Güter der Gesittung und des Wissens längst verloren; seit Jahrhunderten macht Barbarei sein Erbtheil aus. — Im Norden sehen wir blos niedrige Leibeigene, Völkerheerden, mit denen der große Eigenthümer sein Spiel treibt. Die Fahne der Kultur hängt zwar heraus; aber noch ist's eine Fahne der Lüge. — Der Türke, Ausrotter einer schönen Gesittung in gesegneten Ländern, ist ein dürftiger Boden für das Gedeihen der neuen. — Rüstig rühren Britten in Indien Spaten und Pflug. Aber die Einsaat ist schwierig, das Keimen schwach, das Wachsen langsam. Hundert Millionen Indier, mit Vorurtheilen überhäuft, durch die geheiligten Banden ihrer Kasten eingeschnürt, leben in dumpfer, unheilbar scheinender Betäubung fort.

Das nebige Bild leitet uns auf den Schauplatz der merkwürdigsten Erscheinungen jener Verblendung, in deren Netzen sich Indiens Völker hülflos verstrickt haben, Betrügern und Fanatikern ein leichtes Spiel. Es

führt uns an den Ort, wo der Wahnsinn des religiösen Aberglaubens seit Jahrtausenden einen immerwährenden Festtag feiert.

Im Herzen Hindostans, am hohen Ufer des majestätischen Ganges, prangt Benares in paradiesischer Gegend. Schon die äußere Erscheinung der heiligen Stadt ist sonderbar und ganz abweichend von der gewöhnlichen. Wie Flammen entsteigen eine Menge vergoldeter Thürme einem unermeßlichen Durcheinander von Häusern und Palmen. Kein Europäer, aber alle Völker des Orients haben sich hier versammelt. Du siehst kein weites Thor, das dich in breite Straßen führe: durch eine hohe, enge und düstere Pforte trittst du in schmale, vielfach sich windende, dunkle und vollgepfropfte Gassen, die so eng sind, daß zwei Palankinträger kaum einander ausweichen können. Die Häuser, gemeinlich niedrig durch ganz Indien, sind hoch und haben hier drei bis fünf Stockwerke, denn der Raum in Benares ist beschränkt und sein Werth unglaublich groß. Alle Häuser sind massiv und verziert mit Verandas, mit Galerieen, gothischen und maurischen Fensterstöcken, mit Vorsprüngen und breitem, überhangendem, künstlich ausgezacktem Dachwerke, und bemalt sind alle Wände mit einem Gewimmel von Menschen, Stieren, Elephanten, Göttern und Göttinnen, hundertköpfigen und hundertarmigen Fratzen, im groteskesten Wechsel und in den lebhaftesten Farben. Weiter ziehst du, und durch eine zweite Pforte betrittst du einen innern Stadttheil. Hier reiht sich Tempel an Tempel, Pagode an Pagode. Wandelnde Betstühle ohne Zahl, mit Götzen-Figuren bemalt und mit Palmenzweigen behangen, verengen den ohnedieß schon so engen Weg noch mehr, und eine Unsumme von feisten Stieren, groß und klein, spazieren stolz und genügsam mit der Miene der Herren umher, oder versperren dir, quer über die Gasse gelagert, den Weg. Das Gebot des Schöpfers, das den Menschen zum König einsetzt über die Thiere, dünkt dir hier in umgekehrter Geltung, wenn du Menschen gewahrst, welche knieend die Bestien mit Blumen schmücken, und siehst, wie dein eigener Diener sich ehrerbietig zu dem wiederkäuenden Stiere herabneigt, ihn zart und schmeichelnd zum Aufsteigen zu vermögen. Wehe dir, wenn es dir einfiele, durch einen Stoß oder Tritt die Operation zu beschleunigen; die fanatische Bevölkerung würde dich zerreißen! — Hat deine Geduld dieß überwunden, so betrittst du eine andere Pforte, und eine härtere Prüfung steht ihr bevor. Die Ochsen des Siwa sind verschwunden; aber an ihre Stelle springen und klettern unzählbare Affen, lauter Affenweibchen, dem Gott Hunimauna, jenem Affen heilig, der für Rahmah das Reich des Glaubens durch die Eroberung Ceylons erweiterte. Trotz ihrer Heiligkeit hat dies Völkchen seine diebische und neckende Natur nicht geändert. Sie klettern auf allen Dächern und an allen Fenstern umher, und vor ihren zerzausenden und mausenden Krallen ist nichts sicher. Keinen Augenblick lassen sie dich in Ruhe. Bald langen sie aus verbergendem Schnörkelwerk der Hausverzierungen heraus, dich zu rupfen; bald siehst du sie in alle Obst- und Konfektläden ihre frechen Hände ungestraft strecken, und wenn du was essen magst, so sey gefaßt, daß sie dir den Bissen vom Munde wegreißen. Aber wehe, wenn du sie mit Schlagen

abwehren wolltest! Wie anderwärts ist auch hier die Geduld die einzige erlaubte Waffe gegen eine privilegirte Spitzbubengesellschaft, und du kommst am besten davon, wenn du, das Unabwendbare ertragend, gelassen deines Weges ziehst.

Auf die impertinenten Affen folgen in der Reihe der Geduldübungen die Fakir's, die hinter kleinen Krambuden mit Götzenbildern einen unerträglichen Lärm mit mißtönenden Instrumenten machen, die ganz eigentlich dazu gemacht zu seyn scheinen, die Vorübergehenden zu betäuben. Zwischen den Fakirbuden an beiden Seiten der Gassen sind die Kranken und Krüppel beider Geschlechter gereiht, alle vom ekelhaftesten Aussehen, die Haare wild, den Körper mit Kreide und Kuhmist beschmiert, und in den abscheulichsten, oft obscönsten Stellungen. Ihr pestartiger Gestank umnebelt die Sinne des Vorübergehenden, Schwärme von Bettlern aus allen Sekten umkreisen ihn bei jedem Tritte, und das unaufhörliche Geschrei: Aga Saib, Topi Saib! (Herr! gib Almosen, gib zu essen!) mit dem Jammern und Heulen der Kranken, möchten einen zur Verzweiflung bringen. Auffallend groß ist die Menge der Aussätzigen und jener unglücklichen Fanatiker, welche Jahre lang unbeweglich in einer gewissen Stellung beharren, bis alle Glieder in derselben versteifen. Hier siehst du Menschen mit ausgereckten Armen und geballten Fäusten, denen die Nägel durch die Hand gewachsen sind. Andere halten die Augen fest geschlossen, bis sie zusammen schwären, und noch andere stehen auf Klötzen mit eisernen Stacheln, die ihnen durch die Füße gewachsen sind, und bei der geringsten Bewegung die entsetzlichsten Schmerzen verursachen. Vergebens beginnst du Almosen auszutheilen. Es ist Oel in's Feuer, ein Tropfen in's Meer! —

So ist der erste Eindruck, so der Willkommen, der dem Fremden wird, wenn er die heilige Stadt Hindostan's beschreitet, „diesen Lotos der Welt, die abgeschlossene Stadt der Erde, auf der Spitze des Dreizacks Siwa's erbaut, den Ort, den Alle segnen und preisen, den Ort, wo es genügt, zu sterben, um selig zu werden, wenn man nur mildthätig gegen die armen Brahminen ist." Diese letztere Bedingung liefert den Schlüssel zum tollen Räthsel. Sie ist's, welche die Zehntausende von geistlichen Bettlern aus allen Theilen Indiens hieher zieht, und jenes Versprechen ewiger Seligkeit erklärt es, daß so viele reiche Leute am Abende ihrer Tage hier zusammenströmen, die der Welt überdrüssig und von ihren Freuden gesättigt sind. Zu ihnen gesellen sich abgesetzte Fürsten, verabschiedete Minister indischer Könige, große Verbrecher, die das Gesetz nicht erreichen kann, Menschen, die Gewissensbisse herführen, um ihre Seele zu reinigen, oder welche die Langeweile, die sie quält, in der Theilnahme an den prunkenden Festen Brahma's zu erdrosseln gedenken. Unglaublich groß ist die Summe, welche der Reichthum hier durch Almosengeben verschwendet. Sie betragen weit mehr als die gesammten Steuern Hindostan's.

Die Tempel der Hindus machen, vermöge ihrer mannichfachen und leichten Formen, meistens einen sehr gefälligen Eindruck. Die schönsten und größten stehen an den Ufern des Ganges, und ihre vergoldeten Kuppeln gewähren von der andern Seite des Stromes einen imposanten Anblick. Gemeinlich schließen die Tempelgebäude einen innern Hof ein, einen Aufenthalt von Stieren des Siwa. Diese dreisten Thiere laufen auf jeden Eintretenden zu, um ihre gewöhnliche Gabe von Mais oder Zuckerbrod zu empfangen. Erhalten sie solche nicht sogleich, so schnuppern sie die Taschen aus und erlauben sich wohl auch, mit ihren Hörnern ihre Almosenforderung zu unterstützen. Rund um die Tempelhöfe laufen Kreuzgänge, wie in unsern Klöstern, die angefüllt sind mit Büßenden beiderlei Geschlechtes, alle nackt vom Kopf bis zu den Füßen, und beschmiert über und über mit Kuhmist und Kreide. Sie schreien beständig: Ram! Ram! Ram! in gellenden, monotonen Klagetönen, daß einem die Ohren zerspringen möchten. Alle Tempel haben eine Crypte — ein unterirdisches Gewölbe mit Götzenbildern und Bad, — in welche durch Stollen das Wasser des heiligen Flusses geleitet wird. Hier verrichten die Andächtigen Fußwaschungen. An verschiedenen Stellen in den Pagoden hängen kupferne Schalen, in welche die Opfer niedergelegt werden. Auch Gefäße mit geweihetem Wasser des Ganges sind an den Pforten der Tempelhallen angebracht, und noch viele andere Symbole und Gebräuche leiten durch ihre frappante Aehnlichkeit mit der christlichen auf einen Ursprung der letztern hin, der den Forschern schon längst nicht mehr zweifelhaft war.

Daß an diesem Orte der religiöse Wahnsinn die gräßlichsten seiner Mysterien feiere, ist erklärlich. Das Selbst-Verbrennen der Weiber nach dem Tode ihrer Männer ist hier häufiger als irgendwo, und erst in den letzten Jahrzehenden hat der in die Massen gedrungene Strahl europäischer Aufklärung die Zahl dieser Selbstopfer etwas gemindert. Merkwürdig, und weit größer noch ist die Anzahl derer, die sich hier ertränken und keine Stelle des Stromes ist in dieser Beziehung berüchtigter, als die durch unser Bild bezeichnete. Große Schaaren von Pilgern, oft aus den entlegensten, Hunderte von Meilen entfernten Provinzen, kommen alljährlich einzig zu dem Zweck hierher, um ihrem Leben in den Fluthen ein Ziel zu setzen und ihre Seele dadurch zu retten. Die Ertränkungsweise ist eine ganz eigenthümlich und folgende. — Zwei am Boden durchlöcherte Thongefäße (sogenannte Ketschri-Vasen), werden unter jedem Arm befestigt. Also gerüstet, stürzt sich das Opfer in den Strom an einer sehr tiefen Stelle und von den hohlen Gefäßen getragen, läßt es sich treiben. Es stimmt eine Hymne an, bis nach und nach die Töpfe sich füllen und der fromme Sänger in den Fluthen auf immer verschwindet. Die brittische Regierung hat vergeblich alle Mittel der Aufklärung erschöpft, um diese furchtbar-zahlreichen Selbstmorde zu verhindern; aber Alles, was sie bis jetzt erzweckt hat, ist, daß die Ersäufungen nicht mehr bei Tage, sondern in der Nacht, oder in einiger Entfernung von der Stadt, an andern zu diesem Zwecke von den Priestern (die legalen Erben aller solcher Fanatiker!) geweihten Stromstellen stattfinden. Was vermögen auch Polizeimaaßregeln gegen den Fanatismus von Menschen, die die Strapatzen

einer Reise von hundert Meilen zur Ausführung eines solchen Vorsatzes unternehmen? Nur äußerst langsam kann die Aufklärung das lügnerische und gotteslästerliche Joch zerbrechen, das eine habsüchtige Priesterkaste, voll Heuchelei und List, vom Himmel herabsteigen ließ und das Labyrinth von schauderhaften Irrthümern zerstören, in welchem ein Religionsdespotismus, raffinirter wie alle andern, diese armen Völker verstrickt hält.

Benares enthält auch die Hochschulen der Brahminischen Weisheit, unter denen sich das berühmte Widalaja auszeichnet, die Vorbereitungsanstalt für höhere Priester. Das Lokal ist ein großes, in zwei Höfe abgetheiltes Gebäude, dessen unterer Stock Säulenhallen bilden, die nach den Höfen sich öffnen. Man zählt zweihundert Zöglinge, denen zehn Lehrer vorstehen. Heilige Literatur und Sanscrit, Sternkunde und Sterndeuterei sind die Hauptzweige des Unterrichts. Die alte orthodoxe Lehre vom Brahminischen Weltsystem, von den acht Welten und sieben Ozeanen, ist seit ein paar Jahrhunderten verdrängt worden von der Lehre des Ptolemäus; aber an dieser halten sie fest, und es ist wunderbar zu hören, mit welcher Salbung die Lehrer ihren Zöglingen begreiflich machen, wie die Sonne täglich ihren Weg um die Erde mache und sich durch den Thierkreis bewege. Vergeblich bestrebte sich die englische Regierung, diese veralteten Irrthümer vom indischen Katheder zu entfernen, und des Copernikus Lehre an ihre Stelle zu bringen. Man widersetzte sich ihr, weil sie im Widerstreit sey mit ihren religiösen Meinungen. Aus dem nämlichen Grunde schleuderte einst Rom sein Anathema gegen Galilei und wir dürfen uns über jenes Festhalten der Brahminen an veralteten Irrthümern billigerweise um so weniger wundern, da ja bekanntlich bis auf den heutigen Tag der päbstliche Fluch gegen die Lehre von der Umdrehung der Erde um die Sonne nicht aufgehoben ist.

Benares ist nicht allein die heilige Stadt Hindostans, sondern auch die Hauptstadt der indischen Industrie und ihr reichster Markt. In seinen Bazars sind aufgehäuft die kostbaren Shawls des Nordens, die Diamanten des Südens, die Mousseline aus Decan und den innern Provinzen, die unzähligen Seidenwaaren, die schönsten Wollen- und Baumwollenstoffe des ganzen Orients. Bis hierher strömen die englischen Manufakturwaaren, und jene kostbaren Waffen- und Goldschmiedarbeiten aus Lucknow und Mengyr, die von da nach Bundelkund, Gorruckpar, Nepaul ꝛc. zu Schiff, auf den Adern des Ganges, oder über die Cols des Himalaja nach den Hochebenen Thibets weiter gebracht werden.

Die Bevölkerung beträgt, nach neuester Schätzung, etwa 600,000 Seelen, und diese scheint nicht übertrieben, wenn man die Häuserzahl (12,500), die Höhe und Geräumigkeit derselben und deren notorische Uebervölkerung berücksichtigt. Doch ist das Wohnen, trotz allen Gründen für die Meinung des Gegentheils, nicht ungesund in Benares und von eigentlichen Epedemien hört man selten etwas. In der ganzen Stadt befindet sich nur ein einziger offener Platz und der ist nicht groß und verdient kaum den Namen eines Marktes.

Die Stadt ist in sechzig Quartiere abgetheilt, und jedes derselben hat sein besonderes Thor, das Abends verschlossen wird. Musterhaft und dieß schon lange vor den Zeiten der brittischen Herrschaft ist die Handhabung der Sicherheitspolizei, die einem eigenen, gut disziplinirten Corps Polizeisoldaten und einer achtbaren Bürgergarde anvertraut ist, welche letztere von der Einwohnerschaft frei gewählt wird. Daher kommt es, daß trotz der ungeheuern Bevölkerung, trotz der fortwährenden Anwesenheit von 100 bis 150,000 Fremden, Pilgern, Bettlern und Landstreichern, worunter oft 20000 bewaffnete, raublustige Maratten sich befinden, vergleichsweise nur wenig Morde und gewaltsame Diebstähle vorfallen.

Die englische Regierung unterhält in Benares selbst keine bewaffnete Macht; aber im nahen Sekrole sind stets einige Regimenter stationirt, um im äußersten Nothfall bei der Hand zu seyn. Seit den 40 Jahren ihrer Herrschaft war dieß nur einmal nöthig; damals nämlich, als es galt, die mohamedanische Bevölkerung wegen der Tödtung eines geheiligten Stiers der Siwa, vor Vertilgung zu schirmen.

Nach einer nicht genug zu preisendem weisen Politik der englischen Regierung enthält sich diese aller Einmischung in die religiösen Angelegenheiten der indischen Völker, welche ihrem Zepter gehorchen und auch die selbstständige Ausbildung des Gemeindelebens befördert sie auf alle Weise. Dadurch hat sie dem Haß der Priester den Stachel genommen und sich die Treue und Anhänglichkeit aller Rechtlichen gesichert. Sie hat dadurch ihre Macht in Indien befestigt, ohne das höhere Interesse der Menschheit zu verrathen. Denn indem sie überall Herde aufrichtet, auf welchen die Flamme der Aufklärung lodert, ist sie gewisser, daß sich ihr Licht verbreite zur allmählichen Erhellung des Ganzen, als wenn sie es auf der Spitze des Schwerdts unter die Völker trüge. Ohne Zweifel wird es noch lange dauern, ehe Britannien's großes Kulturwerk in Indien zur Vollendung kommt; lange Zeit wird es haben, ehe eine gleiche Bewegung der Neu-Gesittung sich durch den ungeheuern und aus so sehr verschiedenen Theilen zusammengesetzten Körper seines Reichs in Asien verbreitet. Aber schon ist der Gährungssaft diesem Riesenkörper reichlich gegeben und im Geschehenen liegen freudige Anzeichen von des Werkes einstigem Gelingen.


Stadt-
bücherei
Elbing



DUBLIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXII. Dublin.

Die Capitale Ireland's ist an Ausdehnung, Bevölkerung und architektonischer Pracht die zweite Stadt des britischen Reichs. Ihre Bevölkerung, seit 20 Jahren stets wachsend, übersteigt eine Viertel Million, und die Zahl der Wohnhäuser 20,000. Diese große Masse von Gebäuden deckt auf eine Länge von 3 englischen Meilen das hügelige Gestade des Liffey, über den innerhalb der Stadt 8 Brücken führen. Massive Kayen fassen die beiden Ufer ein, und rund um die Hauptstadt leitet, über Thal und Hügel, zwischen zahllosen Villen und Parks, ein mit Bäumen und Anlagen bepflanzter Kreisweg, der Corso der Dubliner, von welchem man mannichfaltige und reizende Blicke auf die Stadt und Gegend genießt.

Die Straßen Dublin's sind fast ohne Ausnahme regelmäßig und breit gebaut, die Häuser von Stein und stattlich. Noch vor zwanzig Jahren konnte das Zeugniß der Schönheit nur für einzelne Stadttheile gelten. Aber seitdem ist der großartigste Plan, der je für die Umgestaltung einer Hauptstadt erdacht worden, zur Ausführung gekommen. Hunderte von engen Gäßchen und kleinen, schmutzigen Wohnungen, in denen Elend und Laster sich verkrochen, sind verschwunden, und freundliche und schöne Straßen traten an ihre Stelle. Freilich ward das Elend und die Armuth selbst damit nicht getilgt, und es fällt dem Fremden, namentlich dem, der den Eindruck, den brittische Reinlichkeit und Wohlhabenheit auf ihn macht, mit hernimmt, sehr unangenehm auf, wenn er in prächtigen Straßen zerlumptes Volk in Menge wandeln sieht. Auch in den Umgebungen der Stadt wird er bald einen Unterschied zum Nachtheile Ireland's merken. In den Gärten, Parks und Landhäusern fehlt überall jene Nettigkeit und Eleganz, die in England so erfreut. Es ist hier Alles vernachlässigter, und selbst Gras und Bäume erscheinen magerer. Die großen Züge der Landschaft aber, die Bay, die fernen Berge von Wicklow, die hohen Vorgebirge und der majestätische Hafen entschädigen gewissermassen wieder.

Unsere Ansicht von der Irischen Hauptstadt ist die aus dem Phönix-Park, dem HYDE-PARK der Dubliner, und von keiner Seite nimmt sie sich reizender aus. Man übersieht das Thal fast ganz, zu dessen Seiten Dublin gebaut ist, und die schönsten Gebäude der Stadt, links zunächst der Ehren-Obelisk Wellington's, in der Tiefe die elegante Sarah-Brücke, welche in einem Bogen den breiten Fluß überspannt, rechts der hohe Thurm des großen Hospitals, eines der schönsten Werke Christoph Wrens, und mehr im Hintergrunde den vierspitzigen

Glockenthurm der Kathedrale, und die von St. Nikolas und St. Anton, noch weiter oben der noble Dom der Vier-Gerichte (FOUR-COURTS) treten kenntlich vor's Auge.

Wir werden später Veranlassung haben das Bild dieser merkwürdigen Stadt weiter auszuführen. Möge dieser mit flüchtigem Griffel entworfene Umriß heute genügen.

CLXIII. Die Zinngruben bei Austle in Cornwallis.

Unter den Metallreichthümern Englands ist keiner größer als der, welchen seine Zinngruben verbergen. Schon die Phönizier kannten ihn, und er gab dem Lande seinen ältesten Namen. Ihr Hauptsitz ist in dem romantischen Cornwallis, dessen Inneres 200 bis 600 Fuß hohe wild-geklüftete Felswände durchkreuzen, in dem die Zinnadern, bald mehr oder minder reich, zu Tage ausgehen, oder in eine Tiefe hinabsteigen, deren Gränzen noch nicht erforscht sind. Viele dieser seit Jahrtausenden bebaueten Gruben gehen meilenweit unter dem Meerboden hin, und hoch über den Köpfen der Bergleute rauschen, ihnen hörbar, die Wogen. An andern Orten ist das zinnreiche Gestein in weiten Kratern ausgebrochen, von deren Boden oft noch Schafte viele hundert Fuß tiefer hinabdringen, einzelne reiche Adern verfolgend. Eine solche Grube ist die bei Austle, eine der reichsten und merkwürdigsten des Landes.

Mit Erstaunen sieht man diese Aushöhlung des harten Felsens, gegen die, als Werk von Menschenhand, die bewunderten Tempelaushöhlungen Indiens als klein erscheinen. Es mißt dieser Krater über eine halbe Stunde im Umfang und seine Tiefe wechselt zwischen 250 bis 300 Fuß. Schachten und Stollen, die man vom Boden aus in verschiedenen Richtungen zur Verfolgung einzelner Adern getrieben, sind jetzt, wegen vertheuerten Handlohns und verminderten Gehaltes der Erze, größtentheils ersäuft und verlassen: der Bau in horizontaler Richtung wird jedoch eifrig fortbetrieben und beschäftigt immer einige hundert Hände. Einige auf dem Plateau des Gebirges entspringende Quellen sind in die Grube geleitet und sie bilden vereinigt einen kleinen Bach, dessen starkes Gefälle mehrere Triebwerke zum Verkleinern der Erze, Heben der Grubenwasser rc. treibt, und deren Gebäude auf der Sohle des Schachtes stehen. Wenige Reisende dürfen es wagen auf den schmalen Felsentreppen, die an den senkrechten

CLXIIII



L. Daut sc. Nbg.

Die ZINNGRUBEN in CORNWALLIS

(England)

Aus der Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Stadt-
bücherei
Elbing


Stadt-
bücherei
Elbing



ODESSA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Wänden kleben, hinab zu steigen in die schauerliche Tiefe, in der die Arbeiter, von oben gesehen, klein wie Ameisen erscheinen. Unglücksfälle sind nicht selten, und erst vor Kurzem ereignete sich der Fall, daß ein junger Mann, schwindelich geworden, stürzte, und noch zwei seiner Begleiter, die ihn halten wollten, mit sich hinab in den schrekkenvollen Tod zog.

CLXIV. Odessa.

Es ist ein großartiger Scenenwechsel, sich aus der Tiefe eines brittischen Schachtes zu versetzen auf das hohe Gestade des Pontus Euxinus, dessen Fluthen die Wiege des Menschengeschlechts bespülen, die Sitze der ersten bekannten Völker, den Schauplatz unserer ältesten Geschichte. Lange waren diese Gegenden vergessen. Seitdem die Kultur der Griechen, welche dort überall als Erbauer von Städten und Gründer von Staaten auftraten, untergegangen war, seit dem Einsturz des römischen Ostreichs lagen sie begraben in der Nacht türkischer Barbarei. Erst Peter des Großen überschauendes Auge erkannte die naturgemäße, hohe Bestimmung dieser Länder wieder, und in seinen Plänen für Rußland's Größe, das Erbe seiner Nachfolger, zeichnete er ihr künftiges Schicksal ein. Ihre Losreißung vom türkischen Joche war bis auf den heutigen Tag das unablässige Streben Rußland's und der geheime Beweggrund zu jedem neuen Kriege. Wir wissen den Erfolg dieses Strebens. Das bereits Errungene ist so groß, daß der Erwerb des Uebrigen nicht mehr bezweifelt werden darf. Schon ist das schwarze Meer zum Hauptschauplatz der Seemacht Rußland's erhoben, und seine gewaltigen Kriegsflotten wiegen sich auf des Pontus Fluthen als alleinige Herren. Bald werden auch russische Adler auf allen Theilen seines Gestades horsten.

Ein Blick auf die Karte zeigt die ungeheure Wichtigkeit dieser Länder, an deren Besitz sich nicht zum erstenmal die Weltherrschaft geknüpft hat. Große Ströme bewässern sie und bieten dem Verkehr die ausgedehntesten und bequemsten Pfade dar. Der König der europäischen Flüsse, die Donau, führt den Handel zweier Welttheile auf die kürzeste, diametrische Bahn zurück, von der ihn nur türkische Barbarei und Raubsucht zu vertreiben fähig waren. Dniester, Bug, Dniepr und Don, durch Kanäle mit der Newa und Düna verbunden, vereinigen das

schwarze Meer mit dem baltischen, und vermitteln den leichtesten Austausch des Produktenreichthums jener weiten Länderstrecken, welche sie trennen; während die Wolga, durch eine ihrer gewaltigen Krümmungen dem Don sich nähernd, dem menschlichen Unternehmungsgeiste einen unverkennbaren Fingerzeig gibt, wo Asien's Binnenmeer, der kaspische See, mit dem Pontus Euxinus, der Ostsee, und durch den Bosporus und Hellespont, den Thoren zu den südeuropäischen und afrikanischen Märkten, mit den mittelländischen und atlantischen Oceanen zusammen zu knüpfen sey.

Odessa, die neue, glänzende Hauptstadt jener Erwerbungen Rußland's, ist ein großes Beispiel von Dem, was ein richtiges Auffassen günstiger Verhältnisse und beharrlicher, thatkräftiger Wille, sie auszubeuten, in kurzer Zeit wirken kann. Im Jahre 1789 war's, als der russische Admiral Ribas die Türken von der Küste vertrieb. Sie war öde, menschenleer. Ein kleines, altes Fort, das an der Stelle des heutigen Odessa stand, hatte keinen andern Zweck als den, die Seeräuber in Zaum zu halten, welche an den benachbarten Gestaden ihr Wesen trieben. Ribas, der von seinem Gouvernement den Auftrag hatte, sich nach einer schicklichen Stelle zur Gründung eines Ausfuhrhafens für Südrußland umzuschauen, schlug den Platz vor, wo das griechische Ordessus gestanden; die Kaiserin Katharina billigte mit gewohntem Scharfblick seine Gründung, und stattete ihn mit den Mitteln zur Ausführung freigebig aus. Im Frühling 1793 wurden die ersten Bauten begonnen. Zu Ende des Jahres standen einige 60 Häuser, ein Leuchtthurm, ein Bazar und Magazine, und der alte Hafen war größtentheils gereinigt. Dieß der Anfang der jetzt so herrlichen Stadt! — Sechs Jahre später zählte Odessa schon 4200 Einwohner in 500 steinernen Häusern, mit 7 Kirchen und Kapellen für die verschiedenen Kulten des einzigen Gottes. Bereits war es zum Stapelplatz südrussischer Produkte geworden, und 200 Fahrzeuge führten von da Getreide nach Constantinopel. Alexander hatte nicht sobald den Thron bestiegen, als er die große Entwickelung der Provinzen am schwarzen Meere auf alle Weise zu beschleunigen suchte. Besondere Aufmerksamkeit richtete er auf Odessa, und im Herzoge von Richelieu fand er einen Gehülfen, seinen Willen zur That zu machen. Dieser, welcher, als Generalgouverneur von Neurußland, im Jahre 1803 in Odessa seinen Wohnsitz nahm, vereinigte mit einer für das Edle und Gute erglühenden Seele alle Eigenschaften in sich, welche im Gebiete der Coloniegründung den großen Menschen bezeichnen.

Dieser Mann, voll Begeisterung für seinen Beruf, Wüsteneien in bebaute Gegenden zu verwandeln, und Ländereien, welche nie die Pflugschaar gefühlt hatten, zu bevölkern, und sie zu Mittelpunkten der Kultur und Gesittung zu erheben, hat seine Aufgabe mit einer Umsicht und Beharrlichkeit durchgeführt, welche ihm die Bewunderung aller Zeiten sichert. Freundlich, ohne seiner Würde zu vergeben, einfach und ökonomisch in seinen eigenen Ausgaben, kannte seine Freigebigkeit und seine Wohlthätigkeit keine Grenzen. In allem Rechten und Guten, in der Ueberwindung von Schwierigkeiten war er stets selbst das beste Beispiel für alle Uebrigen. Er machte die Provinz, deren Verwaltung ihm mit unumschränkter Vollmacht anvertraut war, zum Zufluchtsort für Alle, welche

die Revolutionen, oder Kriege, zu Grunde gerichtet hatten, und jedem nützlichen Talent und jeder Fertigkeit, welche wo anders kein Gedeihen fand, bot er ein Asyl an, sicherte er Unterstützung und Hülfe zu. Seine Persönlichkeit zog aus allen Gegenden Schaaren von Einwanderern herbei, und Industrie und Gewerbe aller Art suchten unter seiner väterlichen Regierung Schutz und Gedeihen. Alles, was er zum Emporbringen der Provinz, und namentlich Odessa's, in Petersburg vorschlug, wurde bewilligt: volle Gewerbfreiheit, vervollkommte Posteinrichtungen, Quarantaine-Anstalten, Hospitäler, Handelsschule, Handelsgericht, Börse, Freihafen, Bank, Gelehrten- und Kunstschulen rc. rc. Kaum waren zehn Jahre verflossen unter seiner Verwaltung, und die Bevölkerung, der Handel, die Einkünfte Odessa's waren gewachsen in einem Verhältniß, für das nur in Nordamerika, dem an Beispielen riesenmäßiger Entwickelung so reichen Lande, ein Maaßstab zu suchen ist.

Als Richelieu das Gouvernement Neurußlands antrat, betrug der jährliche Gesammtverkehr der Provinz nicht ganz 5 Millionen Rubel. Als er Odessa verließ, im Jahre 1816, hatte die Stadt eine Bevölkerung von 35,000 Seelen, die Postanstalt ertrug 190000 Rubel, die Bank allein setzte 25 Millionen jährlich um, die gesammte Aus- und Einfuhr der Provinz war über 45 Millionen gestiegen. Der Zoll lieferte 2 Millionen in den Staatsschatz. Des Landes Gedeihen war nicht geringer, als das der Hauptstadt. Gegenden, die vor 10 Jahren wüst und menschenleer gewesen, waren belebt mit Kolonisten aus dem Innern, wie aus der Fremde; unter den letztern zählte man 30,000 Deutsche! Blühende Städte und Dörfer, lauter neue Schöpfungen, füllten es an und Alexander gab das öffentliche Zeugniß: Richelieu habe Wunder gethan ohne ein Zauberer zu seyn.

Der Verwaltung Richelieu's folgte 1815 die seines Freundes, des Generals Langeron. Er führte das Werk der Verbesserung in seinem Geiste fort, wenn auch nicht immer mit gleicher Umsicht und mit dem nämlichen Erfolge. — Als Graf Woronzoff, der jetzige Gouverneur Neu-Rußlands, 1823 die Zügel der Verwaltung erfaßte, war die Einwohnerzahl Odessa's zwar um nur 4000 gestiegen; aber die Stadt hatte über die Hälfte an Umfang gewonnen und galt damals schon als die schönste in der Südhälfte des ganzen Reichs. Unter Woronzoff haben Größe, Einwohnerzahl, Wohlstand und Handel Odessa's zugenommen in fortschreitendem Verhältniß, und zu Ende vorigen Jahres zählte der auf hohem Gestade prachtvoll gebaute Ort bereits 62,000 Bewohner, 8000 steinerne in breite Straßen ausgelegte Häuser, nahe an 500 große Magazine und über 1000 offene Läden. Die Zahl der Kirchen hat sich verdoppelt, 24 wissenschaftliche Vereine und höhere Schulanstalten befördern die Bildung nach allen Richtungen, und Theater und Oper fehlen nicht, um Odessa auch in Beziehung auf feinern Lebensgenuß jeder ältern europäischen Hauptstadt gleichzustellen. In der nächsten Umgebung der Stadt zählt man über 1000 größtentheils geschmackvolle Gartenanlagen mit freundlichen Landhäusern und die vierzehn zunächst liegenden Dörfer

haben an 12,000 Bewohner. Seit einigen Jahren sind hier auch Seebäder eingerichtet, welche in der schönen Jahreszeit sehr stark und von den reichsten Familien Rußlands besucht werden. Die Zahl der Fremden übersteigt oft 10,000.

Der Handel ist unermeßlich. Er beschäftigt jährlich an 1000 Seeschiffe und leider ist für solchen Verkehr der Hafen viel zu klein und auch zu seicht. Doch macht die Sicherheit der Rhede diesen Uebelstand weniger fühlbar. Die meisten Seeschiffe ankern nordöstlich in halbstündiger Entfernung vom Molo und bedienen sich leichter Barken zum Löschen und Einnehmen ihrer Ladungen.

Der Handel mit dem Ausland ist fast ganz in den Händen der fremden Kaufleute, die sich allmählich, theils selbstständig, theils als Commanditen, hier niedergelassen haben. Alle Handelsnationen haben ihre Repräsentanten. Die Russen selbst beschäftigen sich ausschließlich mit dem Binnenhandel, mit der Küsten- und Stromfahrt. —

Getreide bildet den Hauptartikel im hiesigen Verkehr. Odessa ist das große Magazin für das Getreide der kornreichen Provinzen Cherson, Podolien, Volhynien und der Ukraine. Constantinopel, Syra, Zante, Livorno, Genua und Marseille sind die Märkte, wohin es (vornämlich Weizen), in manchem Jahre zum Werthe von 20 Millionen Rubel, verführt. Talg geht in großen Quantitäten nach England, Leder nach den italienischen Märkten und über Brody nach Oesterreich. Die Wollausfuhr ist schon sehr bedeutend, und wird es, bei der außerordentlich raschen Ausbreitung, welche die Schafzucht in hiesiger Gegend gewinnt, immer mehr. Der reiche Ertrag der Merinoheerden wird meistens in den blühenden Fabriken Moskau's verarbeitet. — Seilerwaaren, Butter, Kaviar, Talgkerzen bezieht Constantinopel in großer Menge; Leinsaat England. — Die Einfuhren bestehen in Kolonial- und Manufakturwaaren, letztere meistens englische; aber ihr Betrag ist, der schweren Zölle wegen, kaum zwei Drittel der Ausfuhr und klingende Münze dient dazu, die Differenz auszugleichen. —

Im Jahre 1834—1835 berechnete man den Werth sämmtlicher fremden Ein- und Ausfuhren zur See, jene auf 26, diese auf 31 Millionen Rubel. Der Landverkehr über Brody ist durch die Mauthen gewaltsam gelähmt; er setzt 3 bis 4 Millionen im Jahre um, würde aber, wäre er fesselfrei, das Fünffache seyn.

CLXV. Dresden.

Vor undenklicher Zeit bildete Böhmens hochummauerter Kessel ein Binnenmeer, welches die zahlreichen Gewässer nährten, die den Wänden seines Berggürtels entströmten. Einst brach der Fluthen mächtiger Druck die vielleicht von unterirdischem Feuer gelockerte nördliche Scheidewand, und durch das also geöffnete Thor, die dahinter liegende Hügellandschaft mit unwiderstehlicher Wuth zerreißend, ergoß sich das entfesselte Element über die Schiefebene Norddeutschlands hinab zum Ocean. Aus dem See war Land geworden, und die Flüsse und Quellen der Bergwände, seiner ehemaligen Ufer, sammelten sich in Böhmens Thälern zum Strome, der in der Richtung, welche des Sees Gewässer genommen hatten, das Weltmeer suchte. So ist die Elbe entstanden, und so jene wild-romantische Gegend voller Schluchten und Felstrümmer an Böhmens Thor, die, als sächsische Schweiz, zum Ziele wird und zum Sammelplatze für so viele Reisende. Gleichsam am Eingange zu dieser berühmten Gegend (Mainz zu vergleichen, an der Pforte zum Rheingau) liegt, im Elbthale, zu beiden Seiten des Stromes, Dresden, des Sachsenlandes heitere Königsstadt.

Viele der Residenzen deutscher Fürsten sind neuern Ursprungs; so auch Dresden. Auf der Stelle der heutigen Neustadt stand im 13ten Jahrhundert ein Fischerdorf; auf dem jenseitigen Ufer reichte Urwald bis dicht an den Strom. Um 1290 erbaute sich Heinrich der Erlauchte, der Meißner Markgraf, an dieser Stelle ein Jagdschloß, und später machte er's zu seiner bleibenden Wohnung. Er ward dadurch Dresdens Gründer; denn das fürstliche Hoflager lockte eine Menge Colonisten herbei; die meisten Einwohner des Dorfes jenseits zogen auch herüber, und bald war ein Flecken entstanden, wo jetzt die Altstadt steht, der so zunahm, daß zu Ende des 14ten Jahrhunderts Dresden schon eine ansehnliche Stadt hieß.

Um diese Zeit hatten sich Bevölkerung und Kultur ganz auf das linke Ufer gezogen; das rechte war öde und wurde von den Fürsten als Jagdrevier benutzt. Unter Albrecht dem Einäugigen ward zuerst wieder, durch Gründung eines Klosters, mit dem Anbau desselben begonnen; ein Flecken entstand, und Alt-Dresden, wie man den Ort nannte, bekam später städtisches Recht. Es blühete bis zum Einfall der Hussiten, die es gänzlich zerstörten. Späterer Wiederaufbau ließ es bis zum dreißigjährigen Krieg bedeutungslos.

In diesen unruhigen Zeiten wurde aber die Neustadt befestigt, und eine Menge begüterter Landleute suchten vor des Krieges Drangsal und Gräuel in ihren geschirmten Mauern Zuflucht und eine bleibende Stätte. Ihre Bevölkerung mehrte sich während dieser Periode um das Dreifache, und auch in der Altstadt war sie sehr gewachsen. Dabei hatte Dresden das Glück, nie eine Belagerung ausstehen zu müssen. Pest und Seuchen, die damals Deutschland entvölkerten, gingen zwar nicht ohne Einkehr vorüber: doch hatte Dresden weniger davon zu leiden, als die meisten andern deutschen Städte. Noch im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts stieg die Einwohnerzahl auf 26,000.

Aber die eigentliche Glanzperiode Dresdens beginnt erst mit dem Regierungsantritt Georg des Zweiten, dessen Prachtliebe Adel, Künstler, Kaufleute und Handwerker aus der Nähe und Ferne in Menge nach der Residenz zog. Viele Anlagen, die jetzt noch zu den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt gehören, z. B. der große Garten mit seinem Schlosse, das alte Opernhaus ꝛc. entstanden in dieser Zeit, welche unter der Regierung August des Zweiten, des Starken, oder des Verschwenders, ihren höchsten Glanz erreichten. Unter diesem, von der polnischen Königskrone geblendeten, despotischen, üppigen, aber Kunst und Wissenschaft liebenden und pflegenden Fürsten verdoppelte sich die Häuser- und Volkszahl der Residenz, die sich mit einer Menge Palläste verschönerte, durch deren Bau freilich für die wahre Kunst nichts gewonnen wurde, denn sie tragen den Styl des verdorbenen französischen Geschmacks. Besonders waren es die Neu- und Friedrichsstadt, welche sich damals erweiterten und verschönerten, und erstere wurde durch eine der prachtvollsten Brücken in der Welt mit der Altstadt verbunden.

Der zweite schlesische, noch mehr aber der siebenjährige Krieg, der ganz Sachsen, von Feinden wie von Freunden gepeinigt, die tiefsten Wunden schlug, setzte dem weitern Aufblühen Dresdens ein Ziel, und untergrub seinen Wohlstand auf lange Zeit. August der Dritte hatte bei seinem Regierungsantritt den Willen bethätigt, seines Vaters Verschönerungspläne für die Hauptstadt fortzusetzen; er baute die katholische Kirche und bereitete die Ausführung großer Projekte vor, als der Krieg seiner Thätigkeit eine andere Richtung gab. Dresden fiel mehrmals in Feindes Gewalt. Es wurde schwer gebrandschatzt, und in der Belagerung von 1760 gingen sämmtliche Vorstädte und ein großer Theil der Stadt selbst in Feuer auf. Nach dem Frieden war an Wiederaufbau, nicht an Verschönerung und Erweiterung Dresdens zu denken.

Friedrich August's lange und väterliche Regierung hatte mehr das Glück und den Wohlstand seines Landes im Auge, als die Verzierung seiner Residenz, was wohl von Fürsten nur zu oft auf Kosten jenes geschehen ist und noch geschieht. Baute der gute König selbst wenig, so erlebte er dagegen die Freude, als Zeichen des wachsenden Wohlstandes, desto mehr Bürger bauen zu sehen, und erstanden auch nicht wichtige, für die Kunstgeschichte interessante Monumente der Kunst, so erheiterten doch die Menge schöner, neuer Häuser, welche an der Stelle von alten und schlechten sich erhoben, und die unzähligen Villen in der Umgebung, der Hauptstadt Ansehen von

innen und außen auf die wohlthuendste Art. Aus den gefahrvollen Stürmen des Völkerkampfes von 1813, der Sachsens Fluren in fünf Hauptschlachten mit dem Blute von 500,000 Kriegern tränkte, ging Dresden, der eigentliche Wendepunkt des Napoleon'schen Ringens um die Herrschaft über Deutschland und über Europa, wenn auch nicht ganz unverletzt, doch wunderbar errettet hervor, und des Krieges Drangsale konnte es leichter verschmerzen, als die unerwartete Frucht des Siegs deutschen Freiheitsmuthes und des Friedens: — die Gefangenhaltung des rechtschaffensten Fürsten, die fremde Administration des Landes, und endlich — dessen Zerstückelung.

Während der letzten Regierungsperiode August's und unter seinen Nachfolgern, Anton und dem jetzt regierenden Könige, ist Alles geschehen, was gute Fürsten vermögen, um nach so schwerer Verwundung des Staatskörpers dessen Verblutung zu hindern und seiner Entkräftung ein Ziel zu setzen. Maasregeln großer Einschränkung und Sparsamkeit in der Verwaltung, wie am Hofe, eben so nothwendig, als segenbringend für das Land, mußten doch in der Hauptstadt schmerzlich empfunden werden. Aber nie hat man dort die Ursache vergessen, oder ihren Zweck mißverstanden. Jeder weiß, daß die Zerstückelung des Landes allein es verschuldete, daß, während (seit dem Frieden) in Deutschland sich die Volkszahl um 20 Prozent vermehrt hat und die aller Residenzen fast um das Doppelte gewachsen ist, Dresdens Einwohnerzahl um fast 5000 abnahm. Nur in den letzten Jahren hat sie keine weitere Minderung erfahren. Man schätzt sie jetzt auf 58,000.

Trotz so ungünstiger Verhältnisse ist Dresden in dem Wettlaufe der größern deutschen Städte nach Verschönerung, nicht zurück geblieben. Seit dem Frieden sind die Festungswerke geschleift worden und an ihre Stelle traten öffentliche Spaziergänge, schöne Gärten und freundliche Wohnungen, von denen sich viele durch geschmackvollen und edlen Styl auszeichnen. Großartige und prächtige Bauwerke, wie in München, Berlin u. s. w. sieht man hier zwar nicht unter den Hervorbringungen der neuesten Zeit; doch vermißt man sie auch weniger an einem Orte, der für seine Größe eine bedeutende Menge von Pallästen und Prachtbauten aus früherer Zeit besitzt. Nur muß man an den Styl derselben keine andere Anforderungen stellen, als solche, welche die Zeit zuläßt, in der sie errichtet worden; leider eine Zeit des verdorbensten Geschmacks, wo man den Palladio karrikirte und das Schnörkelwesen auch in der Baukunst auf dem Throne saß. Wir dürfen nur das sogenannte Japanische Palais nennen, das der Prinzen, das Brühlsche und das Coselsche, alle aus der Zeit der Auguste, und die letzten beiden zugleich Denkmäler einer mehr als nur tadelnswerthen Verschwendung. Der sogenannte Zwinger, merkwürdig als ein Muster des Manierirten und Kleinlichen des Styls in seiner größten Uebertreibung, war ursprünglich als Vorhof zu einem königlichen Pallaste bestimmt, der alles Vorhandene an Pracht überstrahlen sollte, aber nie gebaut worden ist. In seiner fragmentarischen Gestalt mit seiner schönen Orangerie, seinem verfallenen Nymphenbade und schlecht unterhaltenen Springbrunnen und Statuen nimmt er sich sonderbar genug aus. Früher wurde er zu Hoffesten benutzt. Schauspiel- und Opernhaus haben

ein fast ärmliches Ansehen und stehen, sowohl in ihrem Aeußern, als ihrer innern Einrichtung nach, denen anderer Königsstädte auffallend nach. Das Schloß im großen Garten ist etwas verfallen und der Garten selbst giebt in seinem jetzigen Zustande nur noch eine schwache Ahnung von dem, was dieser Ort der zauberischen Hoffeste in den Zeiten der prachtliebenden Auguste gewesen war. Doch hat er schöne Parthien mit reizenden Blicken über das Elbthal, er ist der Prater der Dresdener und an schönen Sommerabenden findet sich hier ein fröhliches buntes Gewühl.

Das königliche Schloß, von Kurfürst Georg dem Bärtigen in deutschem Styl erbaut, von dem zweiten August im schlechtesten französischen Geschmack vergrößert, ist groß, im Innern prachtvoll; aber seine nach dem Strom gekehrte Hauptfronte ist verbaut. Die interessanteste Ansicht ist die vom Hofe aus, ein herrlicher Raum, wo sonst Turniere und Ringelrennen gehalten wurden.

Unter den Kirchen Dresdens zeichnet sich die Frauenkirche mit ihrem schönen Dom durch Größe und Styl, — die katholische Kirche durch Schmuckreichthum von innen und außen aus. Auf den Bau der letztern wendete August III., in der Mitte des 18. Jahrhunderts, 3 Millionen. Schöne Gemälde zieren sie und das Altarblatt, eine Auferstehung Christi von Raphael Mengs, nennt man des Meisters Hauptwerk.

Aber nicht die architektonische Pracht seiner Palläste und Tempel, die Kunstschätze, die Dresden bewahrt, sind's, was um seinen Namen einigen Heiligenschein wirft, der über die Welt hin leuchtet. In den verschwenderischen, aber kunstliebenden Augusten hatte es seine Mediceer und Herder's Wunsch:

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt,"

hat selbst der Kriegsgott erhört. In Zeiten, wo kein Privateigenthum sicher war, geschweige des Staats, blieb Dresdens Kunstheiligthum doch unangetastet. — Zuerst verdient die Gemäldegallerie Erwähnung, die vor einigen Jahren neu geordnet in einer großen Anzahl von Sälen und Zimmern des königlichen Schlosses aufgestellt ist. An Werken der italienischen und niederländischen Schulen ist diese Sammlung eine der reichsten in der Welt. Von Rubens sind 30 Bilder da (die Löwenjagd, das QUOS EGO, Meleager und Atalanta ꝛc.), von Van Dyck 18, (Danae, König Karl I.), viele Rembrandts (Bildnisse von ihm selbst mit seiner Frau, seiner Mutter und Tochter), von Ostade, (der Meister in seiner Werkstatt), Bol, Mieris, Gerhard Dow, Teniers mehre. — Bewundernswürdig sind die Wouvermanns, und von den schönsten Werken Adrian van der Werfs sieht man eine ganze Reihe. Vortreffliche Paul Potter's, Van der Neer's, Both's, Goyen's, Snyder's, Berghem's, Everdingen's; auch köstliche Stillleben von de Heem, Huysum, Eckhout ꝛc. erfreuen in großer Zahl. Hervorstechende Zierden sind Ruysdaels Jagden und Wasserfälle und die Architekturbilder von Steenwyck. In der deut=

schen Schule ist Holbein's Muttergottesbild die Perle; die Lukas Kranach, einige Dürer, Tafeln von van Eyck und Lukas von Leyden gehören zu den besten Werken dieser Meister. Aus der französischen Schule sind zwei herrliche Claude und die heroischen Landschaften von Poussin berühmt. — Die Säle der Italiener (Hauptschätze wurden im Kaufe der Modenesischen Gallerie durch August III. für 1,200,000 Thaler erworben) haben einen Reichthum an Corregio's, wie keine Sammlung in der Welt, und nirgends kann man diesen großen Künstler besser studiren, als hier. Seine Nacht, seine Madonna des heiligen Franziskus, seine Magdalena sind weltbekannt.

Giulio Romano, Tizian (dessen lebensathmende Venus, der Zinsgroschen rc.), Andrea del Sarto, die beiden Palma, Paul Veronese (die Kreuztragung), die Carracci, Guido, die Albani werden durch viele ihrer schönsten Erzeugnisse repräsentirt. Carlo Dolce's himmlische Cäcilia, Battoni's reizende Magdalena, Guercino's Loth, die heilige Nacht des Carlo Maratti, Hero und Leander von Mola sind ächte Perlen der Kunst. Aber die Krone der ganzen Sammlung und aller Bilderschätze der Welt ist der einzige Raphael — die sistinische Madonna*). Ursprünglich für das Kloster der Benediktiner zu Piazenza gemalt, erkaufte diesen unschätzbaren Juwel König August der Dritte vor etwa 100 Jahren für die geringe Summe von 17,000 Dukaten.

Die Einrichtungen, welche den Genuß solcher Kunstschätze dem Publikum zugänglich machen, und angehenden Künstlern das Studium derselben ermöglichen und erleichtern, sind musterhaft und in jenem liberalen Geiste, der dem Regentenhause Sachsens seit jeher innewohnt.

In den schönen Sälen des japanischen Pallastes sind die königliche Bibliothek (täglich von 11 bis 1 Uhr geöffnet), die Antikensammlung, das Münzkabinet und die Porzellansammlung aufgestellt. Das weltberühmte Kupferstichkabinet in den Sälen des Zwingers (jetzt unter der Leitung Frenzel's, Heineke's würdigem Nachfolger) besitzt an 200,000 Blätter, und die größten, besonders die ältesten Meister, sind hier in einer Vollständigkeit vorhanden, wie sie selbst die Wiener und Münchner Sammlungen entbehren. Im nämlichen Pallaste befindet sich auch das sogenannte grüne Gewölbe, eine sehr zahlreiche und höchst kostbare Sammlung von Seltenheiten, Juwelen und künstlichen Arbeiten in Elfenbein und Alabaster, Metallen und Edelsteinen, zu der, in besonderen Zimmern, Sammlungen von Uhren und Gewehren, von Anfang der Erfindung an, und viele Hunderte von künst-

---

*) Seit 4 Jahren ist ein bekannter Künstler, in Auftrag des bibliographischen Instituts, beschäftigt, dieses Bild, noch etwas größer, als das berühmte Müller'sche Blatt, in Stahl zu stechen: — ein Werk, das, vollendet, die Kunstwelt als eine der großartigsten und herrlichsten Erscheinungen zu erfreuen entspricht.

lichen Modellen von Maschinen und merkwürdigen Gebäuden des Alterthums gehören. Vieles Unbedeutende und manche Spielereien sind hier mit dem Kostbarsten zusammengehäuft, und eine Sonderung thäte Noth.

Schöner und herrlicher aber als alle Kunst ist Dresden's Natur, und in dieser Beziehung gebührt ihm der Preis vor allen andern Königsstädten Deutschlands. Auf der einen Seite sieht es den prachtvollen Strom langsam und majestätisch durch ein breites und üppiges Thal sich winden, dessen, der Mittags-Sonne zugekehrten Wände Weinberge bedecken, mit unzähligen Winzerhäuschen und Villen; auf der andern Seite, nach Böhmen hin, breitet sich aus jene Landschaft mit den finstern und romantischen Thälern, mit Vesten und den Trümmern von Raubritterburgen auf wundersam gestalteten Felsen, voll wilder Bergströme, die bald in tiefen Schluchten brausen, bald als Kaskaden und Wasserfälle hoch herabstürzen; mit einem Worte: die sächsische Schweiz. Die Betrachtung der schönsten Punkte derselben aber sparen wir für eine besondere Beschreibung auf.

CLXVI. Stephan Girard's Bank in Philadelphia.

Die Thatsache des rastlosen, ja beispiellosen Fortschreitens der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Bevölkerung, Anbau, Handel, Gewerbsamkeit, Kunst und Wissenschaft, folglich auch in Macht und Reichthum, schien bis vor Kurzem so festzustehen, und fand so allgemeine Anerkennung in Europa, daß selbst feindselige Gesinnungen nicht wagten, aus Furcht sich lächerlich zu machen, ihr zu widersprechen. Nur über die Gründe, auf welchen diese Thatsache beruhte, schienen sich die individuellen Ansichten der Beurtheiler nicht vereinigen zu können. Es gab eine Parthei, welche der alten Welt weiß machen wollte, daß jenes transatlantische Wunder sozialer Entwickelung blos das Produkt materieller Ursachen sey, ein Spezial-Erzeugniß des nordamerikanischen Bodens, was man den Leuten da drüben mit derselben Resignation lassen müsse, wie seine Palmenwälder dem Afrikaner. Bewahre uns des Himmels Gnade, rief man aus, vor jedem Versuche, es den Nordamerikanern nachzuthun! Lasset uns das junge Amerika — als Bein von unserm Bein und Fleisch von unserm Fleisch — lieben, in Manchem

CLXVII



GIRARD'S — BANK
in Philadelphia

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

selbst bewundern, ja sogar beneiden um Vieles; nur aber den thörichten Wahn nicht hegen, auf europäischem Boden Gleiches pflanzen zu können mit glücklichem Erfolge! Eine andere Parthei, diese von weit dunklerer Farbe, war unermüdlich im Streben, die Meinung Europa's über nordamerikanische Zustände dadurch zu modifiziren, daß sie fort und fort die Ausnahmen zur Regel erhob und neben das Licht, das einmal nicht zu leugnen war, so tiefe Schatten stellte, daß ein Abenddämmerungs-Sein daneben ganz behaglich erscheinen mochte. Diese Partei legte am liebsten ihre Ansichten in den Spalten censurirter Tagblätter aus; denn auf die Massen zu wirken, deren Begriffe zu verfälschen, war ihre Absicht und ihr — Beruf. Keine Partei hatte es bequemer; denn sie pflügte ihren Acker als Monopol und eine Kontroverse, die sie bald zum Schweigen gebracht hätte, war in solcher Arena nicht möglich, folglich auch nicht zu fürchten. Noch viele andere, theils dunklere, theils hellere Parteischattirungen stellten mit mehr oder minderer Offenheit ihre Untersuchungen zur Schau. Divergenz in den Meinungen konnte nicht mannichfaltiger seyn als die über diese Fragen; aber sie hatte das Gute, allgemeines Interesse dafür zu erschaffen und jeden denkenden Menschen zu einem tiefen und selbstständigen Eindringen in die Grundursachen jenes Gedeihens aufzufordern, wovon der Westen ein so unerhörtes, nie geahnetes Schauspiel darbot.

Diese allgemeineren Untersuchungen führten bei der Mehrzahl zur Ueberzeugung, daß zwar in den Naturschätzen Nordamerika's, in der großen Fruchtbarkeit seines jungfräulichen Bodens, in seinem unerschöpflichen Metall-, besonders aber in seinem Steinkohlenreichthum, und in der Fülle seiner natürlichen der Kunst vorarbeitenden Wasserkommunikationen, in seiner geographischen Lage endlich, welche ihm zwischen allen Weltzuckungen ein glückliches Neutralitätssystem zu verfolgen gönnt, ein Hebel seines Glückes zu suchen sey: daß aber Ursachen nicht materieller Art doch einen weit größern Theil daran haben, als jene.

Vor allen andern erkannte man als eine solche seine Verfassung. Ihr verdankt Nordamerika den freiesten Spielraum jeder, nicht zur Mißachtung fremder Eigenthumsrechte ausartenden Privatthätigkeit in den Gebieten der Industrie wie des Handels, der Kunst wie der Wissenschaft. Nach dem Maaße seiner Kräfte und Mittel bewegt jeder Amerikaner sich in selbstgewählter Richtung; nirgends stößt er auf eine „väterliche" Präventionspolizei und Bevormundung, nirgends auf hemmende Einflüsse feudalistischer Interessen, denen irgend eine Entwickelung zu schnell geht, oder staatskirchlicher, denen sie zu weit führt, oder monopolistischer, denen sie ihre Existenz bedrohend erscheint. Derb, kräftig, sehr regsam, voll Arbeitsmuth, eben weil er die Früchte seiner Arbeit nicht mit Andern, die keine Arbeit thun, zu theilen hat, aus verschiedenem Ursprung gemischt, gleichsam ein collectiver Sitz aller Haupteigenschaften der verschiedenen Nationen, bildet er diese Eigenschaften auf die für seine Zwecke und Verhältnisse angemessenste Weise aus und er bedient sich ihrer im freien Spielraum um so wirksamer, als derselbe nicht nur, dem Natur- wie dem positiven Rechte nach, unbeschränkt ist, sondern auch eine physische Gränze desselben in den ersten Jahrhunderten noch nicht gedacht werden kann. So arbeitet der Amerikaner unablässig, weil sicher, nicht um die Frucht

seiner Arbeit betrogen zu werden; er verachtet die Gefahr, weil nicht durch stetes Gängelband daran erinnert und dafür — verweichlicht; er unterrichtet sich, nicht auf Regierungsbefehl und nicht nach genau vorher bestimmten Graden und nach festgesteckten Normen, sondern aus dem einfachen Grunde, weil nur Geschicklichkeit und Auszeichnung in freier Conkurrenz den Sieg erringen; er hält seine Zeit zu Rathe, weil der Zeitverschwender nothwendig zurückbleiben muß im allgemeinen Wettlauf um ihren Preis: — und er erringt diesen Preis, Wohlstand nämlich und die Mittel zum Lebensgenuß, binnen einer von ihm im Voraus zu berechnenden Zeit, durch Ausdauer und, in der Regel, mit Zuverlässigkeit.

Sollte alles Dieß Traum gewesen seyn? Fast möchte man so glauben, wenn man die Urtheile liest, welche sich seit einem halben Jahre in Europa Geltung zu verschaffen suchen, und nach welchen nichts Gewisseres ist, als daß der amerikanische Wohlstand wie Seifenblasen zerronnen sey. — Wahr ist's, fürchterlich waren die Schläge, die der amerikanische Handel durch die Katastrophe erlitten, welche ein Uebermaaß in Gewährung und Benutzung des Kredits herbeigeführt: aber wenn ein solcher Sturm das Glück der Nation hätte vernichten können, dann hätte es fürwahr auf schwacher Basis geruht! Dem ist nicht so! Die Krisis ist vorüber, der Sturm hat ausgetobt, und Amerika hat die Prüfung bestanden. Manches Vermögen hat er verschlungen; aber die Reinigung einer durch Spekulations-Uebertreibung unheimlich und krankhaft gewordenen Atmosphäre in der Handels- und Gewerbswelt ist dadurch nicht zu theuer erkauft. — Unleugbar sind die Nachwehen einer so heftigen Erschütterung aller Geldverhältnisse, wie sie der Zahlungs-Aufschub aller Banken und von fast der Hälfte aller Großhandlungshäuser der Union bewirkte, noch jetzt für eine Menge Einzelner empfindlich, und die fortwährenden Klagen über Noth dürfen, von diesem Standpunkte aus, nicht befremden. Aber eben so gewiß ist's, daß der dortige Zustand, ausgebeutet von der aristokratischen Faktion jenseits, und einer gewissen Politik des europäischen Continents gar willkommen, übertrieben geschildert worden, und der zehnte Theil der aufgetragenen Farbe hingereicht hätte, wenn es den Berichtgebern darum zu thun gewesen wäre, ein Bild hervorzubringen, das wahr sey. Man hat die Gelegenheit gut benutzt, seinen Aerger über ein neues und freies Volk, das im Adlerfluge die gebildetsten Völker der alten Welt überholt hat und alle frühere Unglücks-Weissagungen des Neides durch ein unausgesetzt-fortschreitendes, beispielloses Gedeihen lächerlich machte, Luft zu machen, und Mancher glaubt diesen Leuten noch jetzt auf's Wort, daß in Amerika Alles zu Grunde gegangen sey. Aber man würde der Wahrheit näher seyn, wenn man sie am entgegengesetzten Ende suchte! — Das Nationalvermögen der Union ist durch die Katastrophe nicht um einen Cent weniger geworden. Amerika ist's ergangen, so etwa, wie es unserm Welttheil ergehen würde, wenn ein Congreß der Mächte Europa's alle Staatspapiere mit einemmale zu Makulatur, und die Staatsschulden, die sie repräsentiren, für erloschen erklärte. Geschähe dieses, so wären hunderttausend jetzt reiche Leute Bettler; aber würde Europa dadurch um einen Deut

nur ärmer? Nein! denn diese National-Schuldscheine repräsentiren nichts vom Nationalreichthum, und eben so wenig thun solches die 400 Millionen Dollars Noten der amerikanischen Banken, welche in Folge der Zahlungseinstellungen aller dieser Institute jetzt 20 bis 60 Prozent an ihrem Nominalwerthe verlieren. Was Amerika erlebt und leidet, hat England schon zweimal in gleichem Maaße ertragen, und Amerika selbst hat früher viel Schwereres überwunden. Als Großbritannien, siegtrunken, im Jahre 1814, seine Heere, Napoleons Ueberwinder, in's Tochterland entsendete, zum schmachvollen Versuche, ihm die alten Fesseln wieder anzulegen; als es damals die Flagge der Union von allen Meeren verjagte, ihre Schiffe wegnahm und ihre Häfen verschloß: da waren der Bankrotte nicht weniger und der Krieg wälzte eine Last von zwei hundert Millionen Dollars auf das zur Selbstvertheidigung gebrachte Land. Und siehe! Kaum waren zwei und zwanzig Jahre verflossen und jene Staatsschuld war bei Heller und Pfennig getilgt, die, so prophezeite man einst, Amerika erdrücken sollte; ein Schatz von 40 Millionen Thalern war gesammelt, und alle Werthzeichen des Nationalreichthums, Grundstücke, Häuser, Kriegs- und Handelsflotten, Handels- und Industrie-Kapitale, Vertheidigungsmittel waren auf mehr als das Zwölffache gestiegen. Geht nur hin! möchten wir Denen zurufen, welche die junge Braut der Freiheit auf der Bahre glauben, und schaut ihr in's Antlitz! Betrachtet diese tief durchschnittene Ostküste mit ihren Häfen und Bayen ohne Zahl, und bewacht von Vertheidigungswerken, die sie unangreifbar machen; seht eine Handelsmarine, die der Englands fast gleich ist an Menge, und zählt eine gerüstete Kriegsflotte, welche schon jetzt Amerika die zweite Stelle unter den Seemächten anweist. Verwundert werdet ihr die segelwimmelnden Mündungen von Strömen zählen, die in jedem europäischen Binnenschifffahrtssystem eine Hauptrolle spielen würden, allein dort, wo der Maaßstab riesenhaft ist, zur zweiten und dritten Stufe herabsinken. Und wenn ihr durch Wälder von Masten aus diesen Strommündungen in's Land gedrungen seyd und ihr euch an Ufern ergötzt habt, oft herrlicher, als die Ufer des Rheins, nur daß statt Ruinen der Burgen von Raubrittern und feudalistischen Zwingherren freundliche Villen fleißiger Bürger die Höhen krönen; — wenn ihr euch an den großen Stapelplätzen der Industrie und des Welthandels, an dem London der West-Welt, New-York, an dem reichen Boston, an Baltimore, Philadelphia ꝛc. satt geschaut: dann schwinget euch auf den das unermeßliche Reich in allen Richtungen durchkreuzenden Eisenbahnen, oder auf einem tausend Meilen langen Kanale mit der Kraft, die den Menschen dort drüben schon seit lange Adlerschnelligkeit verleiht, über die Gebirgsrücken des Alleghanies, in das Mittelgebiet der Union, dorthin, wo der Welt herrlichster Strom mit tausend Armen der Erde fruchtbarstes Gebiet umfaßt, — ein Gebiet sechzigtausend Quadratmeilen groß. Was vor 20 Jahren eine undurchdringliche Wildniß gewesen, eine Heimath, in die sich Kannibalen und reißende Thiere theilten, werdet ihr verwandelt sehen in die großartigste Werkstatt kommender Staaten und Nationen, in welche sich von Süd, von Ost und von Nord Ströme der Bevölkerung unausgesetzt ergießen. Staunend werdet ihr auf der Stelle gerodeter Urwälder, in den Thälern des Mississippi und seiner Zweigströme 1200 Städte erblicken, und Hochschulen

für Religion, Wissenschaft und allerlei Künste gedeihen im Schooße der kaum gebornen Orte, die befruchtend Licht streuen in die fernsten Winkel der Erde. Missionaire, am Ohio gebildet, bekehren jetzt in Hinterindien. Und wenn ihr euch auch daran satt gewundert habt, dann laßt euch auf der rastlos westwärts dringenden Woge der heimathsuchenden Menschen hin an den Fuß der Felsengebirge tragen, und hört staunend in deren Schluchten die holzfällende Axt der Pioniers, welche die nahe Eroberung dieser beschneiten Vesten der westlichen Wildniß, und der Cultur baldiges Vordringen in die Thäler des Columbia euch laut verkündigen. Erst am Gestade des großen Oceans wird sie rasten, und dort, (denn aus entgegengesetzter Richtung, von Australien her, civilisirt England), werden sich Mutter und Tochter am Ende ihres großen Tagewerks (des erhabensten, das der Allmächtige Nationen auflegt,) begegnen, und die Civilisation hat dann ihren Kreislauf vollendet.

Seht! so und nicht anders findet ihr das Amerika, das ihr verarmt und zu Grunde gerichtet euch träumt oder schildern laßt, von Menschen, die ein Interesse dabei haben, daß eine Lüge geglaubt wird, welche sie selbst verlachen. Immerhin mag ein Gewitter, wenn's über ein Land zieht, manches Saatfeld zerschlagen; aber was dem Einzelnen Verderben bringt, ist dem Ganzen ein Segen.

In einem Lande, wie Nordamerika, wo dem Fleiße, der Geschicklichkeit und dem Unternehmungsgeiste die breitesten Bahnen zum Erstreben von Reichthum und Ansehen offen liegen, und wo die meisten Güter des Lebens nicht ererbt, sondern erworben werden, in einem solchen ist das „Glückmachen" eben so häufig, als es in der alten Welt selten geworden ist. Die reichsten Individuen der Union fingen arm an, und unter den jetzt lebenden Regierungshäuptern der 27 Freistaaten sind nicht weniger als sechs, welche, als sie einwanderten, nichts hatten als gesunde Arme, mit welchen sie die Hütte, ihre erste Wohnung auf freier Erde, sich selbst bauen mußten. Ein ähnliches Beginnen hatte Stephan Girard in Philadelphia, welcher im vorigen Jahre als der reichste Mann in der neuen Welt starb. Als ein armer Knabe kam er hinüber, und sein erster Geschäftsfond war ein geliehener Dollar; nach 60 Jahren schätzte man sein Vermögen auf 20 Millionen. Seine Schiffe befuhren alle Meere; er hatte Etablissements in allen Welttheilen, und die Bank, die seinen Namen trug, die einzige in der Union, welche nicht auf Aktien errichtet wurde, stattete er mit 3 Millionen aus. Dabei war er der Vater der Armen, und kein Bedrängter, der sich an ihn wendete, ging unberathen und ungetröstet von ihm. Auf die Unterstützung und Errichtung von das allgemeine Wohl fördernden Anstalten hat er während seines Lebens über 5 Millionen Dollars verwendet. Das Streben nach äußerer Auszeichnung war ihm von Natur so zuwider, daß er nie einen andern Titel wollte, als den des Bürgers, und stets sagte, daß kein anderer den Mann so ziere. Als er starb, legten Tausende seiner Mitbürger freiwillig Trauer an, und der Congreß ehrte sein Andenken durch die rühmliche Erwähnung seiner Tugenden und Verdienste.


Stadt-
bücherei
Elbing

CLXVIII



H. Herzer sculp.

DER GOLDNE THURM

im Sevilla

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXVII. Sevilla: der goldene Thurm.

In jeder Epoche der spanischen Geschichte macht sich Sevilla mit Auszeichnung bemerklich; bald im Kronenglanze eines weltlichen Reichs, bald im Heiligenscheine der kirchlichen Macht, bald als Schauplatz großer Begebenheiten und folgenreicher Thaten. Das Elend der Gegenwart, das Alles nivellirende, hüllt zwar auch sie in Trauer; indessen auch im Wittwenschleier der Vergangenheit ist Sevilla unter Spanien's Städten noch eine der erhabensten Gestalten.

Hoher, ritterlicher Geist, Erbe des griechischen Heros, der die Stadt gegründet, wohnte hier von jeher, und blieb durch jeden Wechsel der Zeiten und der Herrschaft. Römische und arabische Dichter haben ihn besungen, und die neuere Geschichte füllt mit seinen Thaten einige ihrer interessantesten Blätter.

Sevilla liegt im Schooße einer weiten, fast unbegränzten Ebene, zu beiden Seiten des Guadalquivir, der früher die größten Seeschiffe bis Cordova hinauf trug. Die Stadt ist umgeben (nicht geschützt) durch eine Doppelreihe eingesunkener Wälle, von fast dreistündigem Umfange. Ueber dem Hauptthore steht die goldene Inschrift:

CONDIDIT ALCIDES, RENOVAVIT JULIUS URBEM
RESTITUIT CHRISTO FERNANDUS TERTIUS, HEROS*).

Unter der Herrschaft der Mauren hatte Sevilla seine goldene Zeit, und das spanische Sprüchwort:

„Quien no ha visto Sevilla,**)
No ha visto Maravilla.“

deutet auf seine damalige Pracht. Noch im 15. Jahrhundert zählte es mehr Einwohner als gegenwärtig Paris, und zwanzig Stunden im Umkreise war die Gegend, die jetzt eine Wildniß ist, ein großer Garten, in dem Haine von

*) Vom Alciden gegründet, wieder aufgebaut vom Julius,
Wieder erobert für Christus vom Heros Ferdinand dem Dritten.

**) Wer Sevilla nicht sah, hat das Wunder nicht gesehen.

Orangen, Granatäpfeln und Oliven mit den köstlichsten Weinpflanzungen und unzähligen Landhäusern und volkreichen Flecken abwechselten. Der erste arabische Eroberer, Muza, machte es zu seiner Residenz; und von hier, als dem Mittelpunkte der maurischen Macht, schwang sich das Panier des Propheten durch die Halbinsel von Stadt zu Stadt bis auf der Pyrenäen umwölkte Zinnen. — So fest gegründet war Sevilla's Wohlstand durch Handel und Gewerbe, daß ihn die Verlegung des Hofs nach Cordova nicht erschütterte. Bis in die letzten Zeiten der arabischen Herrschaft war es der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Afrika und Europa und 3000 Seeschiffe entlöschten jährlich an seinen Kayen.

Das christliche Kreuz wurde für Sevilla zum Kreuz auf dem Grabe seines Wohlstandes. — Als Ferdinand der Heilige, nach 16monatlicher Belagerung, durch die Thore der Ueberwundenen einzog, war ihre paradiesische Gegend in eine Wüste verwandelt, alle Dörfer und Städte ringsum waren Aschenhaufen, ein großer Theil Sevilla's selbst rauchender Schutt, Hunger und Pestilenz und das Geschoß und Schwerdt der Belagerer hatten die Zahl der Einwohner unter die Hälfte herabgebracht. Dreimal hundert Tausend, die Ueberbleibsel der maurischen Bevölkerung, schleppte Ferdinand als Gefangene hinweg, oder er schickte sie in die Verbannung, und bald nach der Errichtung des christlichen Staats gab eine Zählung die Gesammtbevölkerung auf kaum 256,000 an. Von 90,000 Seidenwebestühlen, die zur maurischen Zeit hier in Thätigkeit gewesen, fanden sich im Jahre 1700 noch 16,000 vor; die Zählung von 1800 ergab eine weitere Verminderung derselben auf 2318, der Einwohner waren nur noch 80,568. Gegenwärtig übersteigt die Zahl der letztern 40,000 nicht; die Hälfte der Häuser steht öde und verfällt. — Handel und Gewerbe sind geflohen und der Guadalquivir selbst ist nicht einmal für große Boote mehr fahrbar, Folge der Nachläßigkeit, welche in Spanien alle Werke des öffentlichen Nutzens verderben läßt.

Doch trotz seines Verfalls hat das heutige Sevilla, der Menge seiner alterthümlichen Prachtgebäude wegen, von Außen ein herrliches und von Innen mehr als irgend eine andere Stadt Spaniens ein ächt maurisches Ansehn. Die Straßen sind winklich, finster, und oft so eng, daß ein Erwachsener mit ausgestreckten Armen die Häuserwände zu beiden Seiten der Straße zugleich berührt. Die vielen großen öffentlichen Gebäude, Moscheen und Palläste aus der arabischen Zeit, wurden nach der christlichen Eroberung fast ohne Ausnahme kirchlichen Zwecken gewidmet; Ferdinand gründete 85 Klöster, die er mit den Gütern der Vertriebenen königlich dotirte. An keinem Orte in der Welt, Rom allein ausgenommen, zeigte die Kirche solchen Pomp und solche Pracht in Prozessionen und Feierlichkeiten ähnlicher Art und über dem blendenden Heiligenschein sah man die tiefe innere Verderbniß nicht. Jedoch auch der Nimbus ist nun hin, und das gränzenlose öffentliche Elend, nicht mehr versteckt in prunkenden Prozessionen und nicht mehr gemildert durch das Almosenspenden der nun geschlossenen Klöster, liegt vor dem entsetzten Blicke entschleiert da. Raubsucht gattet sich zur Arbeitsscheu des Volks und führt den Banden in den Gebirgen, die


Stadt-
bücherei
Elbing

CLXVIII



Stanfield pinx.t B. Metzeroth sc.t

IRUN und die BRÜCKE über die BIDASSOA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

bald als Christinos plündern, bald als Carlisten morden und brandschatzen, immer neue Genossen zu. In einem kürzlich an das Ministerium zu Madrid erlassenen Bericht des Corregidors von Sevilla wurde die Zahl der binnen 3 Jahren muthmaßlich den Banden zugelaufenen Einwohner auf 5000 angegeben! Wäre es blos hier so! Aber dasselbe Schauspiel wiederholt sich mehr oder weniger in allen Städten Spaniens, und so wird der gegenwärtige Zustand eines Volkes erklärlich, dessen eine Hälfte vom Raube und von der Plünderung der andern lebt.

Der goldene Thurm, ein Werk der Römer, und von diesen ursprünglich zur Vertheidigung des Hafens errichtet, hat seinen Namen daher, weil in den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung von Amerika die Goldsendungen aus der neuen Welt in demselben aufbewahrt wurden. Während der Feldzüge Julius Cäsars diente das feste Gebäude diesem Feldherrn zweimal zum Aufenthalt. Auch der einstigen Anwesenheit des tapfern Sartorius, Pompejus Nebenbuhlers im Ruhme und in der Herrschaft, gedenkt eine Inschrift. —

Zu dem merkwürdigsten Gebäude in Sevilla, dem weltberühmten Alcazar, wird uns dessen Bild später führen.

CLXVIII. Die Bidassoa: Eintritt in Spanien.

Die hohe Gebirgskette der Pyrenäen, welche Frankreich von Spanien trennt, dacht sich an ihrem äußersten, nördlichen Ende als eine Hügellandschaft von geringer Breite ab, in deren Thälern die Bidassoa mit ihren Nebenflüssen nach kurzem Laufe dem Meere zueilt. Es bildet der mäßiggroße Bergstrom hier die Grenze zwischen den beiden Reichen, und die über denselben führende, von St. Jean de Luz herkommende Straße ist die einzige nördliche, welche den Hochrücken der Pyrenäen meidet. Sie ist zugleich die bestgebahnte. Die übrigen Straßen über die Nordpyrenäen, zum Theil Werke Napoleons, sind auf spanischer Seite sehr verfallen, und werden jetzt fast nur von Schleichhändlern benutzt.

Je näher man dem spanischen Gebiete kömmt, desto verlassener und öder wird die Landschaft, desto seltner werden die Wohnungen. Struppiges Buschwerk bekleidet die Hügel, und schon einige Stunden von der Grenze wird der Volkstypus ganz verändert. In Anoa, dem letzten Dorfe von den Staaten Ludwig Philipp's, spricht Niemand französisch, als der Maire.

Von der Höhe hinter diesem Ort fällt der Blick in das freundliche Thal der Bidassoa, jenseits derselben auf biskaische Hügel und damit zuerst auf spanische Landschaft. Malerisch liegt Irun am Abhange des Gebirgs, und seitwärts, im Hintergrunde, zieht sich die lange Brücke über den Strom, schon öfters der Rubikon, dessen Uebergang das Schicksal von Monarchen und Reichen entschied. Auch der Mann des Jahrhunderts hat das erfahren, und an der Bidassoa begann, was sich in den Flammen Moskau's entschied, und bei Leipzig und Waterloo vollendete.

Aber noch tiefer als diese, der Vergangenheit angehörenden Betrachtungen, bewegt die Gegenwart des Schauenden Gemüth. Irun, jene erste Stadt auf spanischem Boden, deren weiße Wände so freundlich zu uns herüber blinken, — sie ist nur noch das Gerippe einer Stadt, und jene Mauern verbergen Schutthaufen, getränkt mit Blut. Des Stromes einst blühende, mit freundlichen Wohnungen geschmückte Ufer sind auf spanischer Seite verlassen und gänzlich verwildert! Aschenhaufen traten an die Stelle der Häuser, und statt der Schalmey der Hirten und dem Blöcken der Heerden, dröhnt der Donner des Geschützes und das Geprassel der Musketen aus den höhern Thälern — Zeichen des seit 4 Jahren hier nie rastenden Bürgerkriegs. Auch auf französischer Seite hat sich die Bevölkerung zurückgezogen, die Weiler sind in Kasernen verwandelt, und von Strecke zu Strecke erheben sich Schanzen mit der dreifarbigen Flagge, aus deren Schießscharten die ehernen Würgengel des Kriegs ihre Rachen drohend nach dem unglücklichen Jenseits richten. Hüben hie und da eine Vedette; drüben dann und wann die unheimliche Gestalt eines Schmugglers, oder eine malerische Gruppe von Christinos, oder Carlisten, je nachdem gerade diese oder jene Faktion im Besitz der Gegend ist.

Armes Spanien! Wie ein Gespenst der Mitternacht rasest du über die Bühne des Tags; ringest nach Hülfe; aber deine Schreckengestalt hält jeden rettenden Arm zurück. Fortwirbelst du dem Abgrund entgegen, du sinkest, stürzest, endigst, zerstiebst, und der Niederschlag deiner Auflösung ist Todtenschädel und Blut. Stirbst du allein? oder wie? bist du vielleicht nur ein Anfang von Völkersterben im Welttheil?

Jede aufgehende Sonne setzt eine niedergegangene voraus; im Tode keimt das Leben, und wenn die Völker untersinken, steigt die Menschheit. Drum — wäre auch die Antwort auf jene Frage eine bejahende — doch nicht verzagt! sondern vertraut auf Den, der hinter der Ewigkeit thront, und nicht gezweifelt, wenn er nach andern Gesetzen die Geschicke seiner Schöpfungen lenkt, als unser sterbliches Auge ermißt.

CLXIX. Der Königsstein und der Lilienstein bei Dresden in der sächsischen Schweiz.

Die Natur zeugt und gebiert stumm an jedem Tage neue Welten; aber wie Geburten und Wiedergeburten der Völker gemeiniglich ein Sturm begleitet und ihnen Mars als Wehemutter dient, so hat auch die Natur ihre Zeuge- und Wehetage, wo sie laut wird; die Tage, da sie die Erdvesten ausbessert, oder neugestaltet, und bevor sie schaffen kann, erst zertrümmern muß.

Von einem solchen Kampftage, an dem sie die Elemente gegen einander in den Streit führte, trägt das Sandsteingebirge, welches von Pirna aus zu beiden Seiten der Elbe hinauf sich majestätisch emporhebt bis zur Pforte Böhmens, die es einst schloß, die sichtbaren Zeichen: unzählige Narben und Wunden. Zerrissen, zermalmt und zerspalten, wie es ist, könnte man es einem Schlachtfelde vergleichen, oder der ungeheuern Brandstätte einer Stadt von Pallästen und Tempeln, die bei aller Verworrenheit und Zertrümmerung noch den Stempel der Pracht und Erhabenheit an sich tragen. Oft auch glaubt man sich zwischen die Mauern eines Irrgartens versetzt, von Giganten zusammengethürmt, und Giganten würden sich darin verlieren, wenn alle die hin- und herlaufenden Einschnitte, die Schluchten und Thäler, in welche das Gebirge zerklüftet ist, durch Quereinschnitte wieder verbunden wären, so daß man unmittelbar in der Tiefe aus einem in's andere gelangen könnte.

Aus dieser Bergtrümmerwelt, die der gemeinschaftliche Name „die Sächsische Schweiz" zusammenfaßt, ragen die Felskolosse: der Königsstein und der Lilienstein, gleichsam wie Feldherren über ein verworren durcheinander stehendes Heer. Vier Stunden von Dresden, nahe bei Pirna, stromaufwärts, erheben sie sich aus dem weitesten, prächtigsten Thale, das die Elbe durchwogt, einander gegenüber und fast 2000 Fuß hoch. Ihre Form ist die eines Zuckerhuts mit abgeschlagener Spitze. Auf dem Königsstein, der das linke Elbufer bewacht, prangt das Wunderwerk der Festung Königsstein, zu derem Fuße, unten am Bergrand, das Städtchen gleichen Namens liegt, armselig, wie ein Schwarm schlechter Sperlinge, über welche ein Adler in den Lüften kreist. Der Bau jener Bergfestung, deren Unüberwindlichkeit sonst sprüchwörtlich war, und welche, so lange als der Besatzung Muth und Proviant nicht ausgehen, nicht bestritten werden mag, begann gegen Ende des 16ten Jahrhunderts und er währte bis zum Jahre 1731, freilich nicht ohne Unterbrechung, fort. Unermeßliche Summen hat er gekostet, mehr, sagt man, als das ganze Sachsenland reich sey.

Sie hat einen einzigen, furchtbar verwahrten und durch Gewalt nicht einzunehmenden Zugang. Für Kriegs- und Mundvorräthe, zu zehnjährigem Bedarf, sind bombenfeste Magazine da und schußdichte Wohnungen für eine Besatzung von 600 Mann. Bei der Festung, auf dem eine halbe Stunde im Umfang großen, unzugänglichen Plateau des Felsens, befinden sich Holzungen und ausgedehnte Getreidefelder, welche im äußersten Nothfall ein paar hundert Vertheidigern, nach dem Verbrauch aller Vorräthe, Jahr aus Jahr ein das Leben fristen können. Der Brunnen, fast 1200 Fuß tief durch den Felsen getrieben, ist ein Wunderwerk für sich; er kostete zu bauen über eine Million Thaler und 56 Jahre Arbeit. — Die neuere Kriegskunst hat den Werth kleiner Bergfesten tief herabgesetzt, und schon Friedrich der Zweite bewies es, daß solch ein unüberwindlich Bollwerk zur Vertheidigung eines Landes nichts nütze. König August der Dritte mußte, im siebenjährigen Kriege, sein fast unter den Kanonen der Veste gelagertes, schönes Heer gefangen wegführen sehen. Jetzt benutzt man den Königsstein hauptsächlich zur Aufbewahrung der wichtigsten Landes-Archive und der Dresdener Kunstschätze in kriegerischen, unsichern Zeiten und als ein Gefängniß für große Verbrecher und Staatsgefangene. Auch in neuester Zeit hat er die traurige Bestimmung erhalten, den in dem zweiten Dresdener Aufstande compromittirten Personen zum Kerker zu dienen. In eines Fürsten Brust, in welcher der Gnadenbogen des Friedens mit Gott und den Menschen ruht, in eines Fürsten Rath, wo ein Mann redet, dessen großer Geist den Weltraum mißt und unter Sternen wandelt; ein Mann, der, umstrahlt von der Doppelglorie des Gelehrten und des Staatsmanns, zugleich als Vertreter des Volkes um Bürgerkronen wirbt, — sollte da das Wort Amnestie noch lange ein ungehörtes bleiben können? —

Der Lilienstein ist der erhabenere der beiden Riesen, und ein Obelisk auf seiner Spitze, welcher sich von unten wie eine Nadelbüchse ausnimmt, scheint nur hingestellt zu seyn, um den Unterschied zwischen Menschenwerken und Gotteswerken recht augenfällig zu zeigen. Der Aufgang ist steil und sehr beschwerlich; aber die Aussicht, köstlich über alle Beschreibung, lohnt reichlich dafür.

CLXX. Chateau Chillon am Genfersee.

Niemals waren die Gewaltigen unter den Menschen, Oberpriester und Szepterträger, gleichgültig gegen die Wahrheit. Für die Jünger derselben waren von jeher Hundeloch und Kerker die Tempel, Kreuz und Galgen der irdische Himmel, Scheiterhaufen das Medium zur Verklärung. Aber mächtiger oft predigen die Todten, als die

CLXX



Ch. Daumerlang sc. Nbg

CHATEAU CHILLON
am Genfer See

Aus der Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

Lebendigen, und wir haben es gesehen, daß die Nachwelt zu den Erbbegräbnissen der Märtyrer, Richtplatz und Kerker, andächtig pilgert wie zu den Schreinen der Heiliggesprochenen, oder zu einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes.

Ein solches Mariazell für die Freunde der Menschheit und der Wahrheit ist dieses wogenumgürtete Haus, welches, der uralten Pfalz in unserm Rheine gleich, auf einem Felsen im Genfersee fußt. Chateau-Chillon liegt malerisch am östlichen Ende des Sees, zwischen Villeneuve und jenem Clarens, das Rousseaus Feder in der „neuen Heloïse" verewigte. Die Gründung des Schlosses geht auf die Römerzeit zurück. Durch seine Lage fest und strategisch wichtig, wurde es zu allen Zeiten sorgfältig erhalten, und wenn, wie bisweilen geschah, Krieg und Brand den vergänglichen Oberbau zerstörten, dieser doch immer wieder erneuert. Die untern Räume sind großentheils aus dem lebendigen Felsen gehauen und von unverwüstlicher Festigkeit; an ihnen gingen die Zerstörungswetter der Zeit und der Menschen stets ohnmächtig vorüber. Die Republik Waadt, der das Schloß jetzt gehört, gab es Invaliden zur Wohnung. Aus seinen Fenstern hat man entzückende Aussichten: hohe und herrliche auf die Savoyschen Schneegebirge über den See hin und auf die waldbewachsenen Felsen der Meillerie.

Die weltberüchtigten Kerker und Marterkammern, in welchen die ersten Kirchenreformatoren zu Hussischer Zeit ihr Leben verseufzeten, oder den Tod für die Wahrheit starben, befinden sich in den Souterrains, tief unter dem Wasserspiegel des Sees; denn immerwährende Feuchtigkeit, Kälte und Moder, die das spärliche Strohlager des Gefangenen bald zum Misthaufen verwandelten, sollten seine Qualen mehren und seine Auflösung beschleunigen. Es sind kellerartige, von Pfeilern getragene, hohe Gewölbe. Oben, nahe an der Decke, über der Fläche des Wassers, befindet sich eine handbreite Spalte in der 10 Fuß dicken Mauer, durch welche ein schmaler Lichtstreifen fällt, gerade hinlänglich, um den Eingekerkerten das Schauerliche seines Aufenthalts erkennen zu lassen und in ihm die Sehnsucht nach dem Anblick der Sonne neu zu erwecken an jedem Morgen. Der Boden ist natürlicher Fels. Schwere eiserne Ringe in den Pfeilern trugen die Ketten, an welche die Gefangenen geschmiedet waren, und mit Schaudern sieht man tief ausgetretene, kaum 6 Fuß lange Pfade, eingegraben dem harten Fels durch jahrelanges Hin- und Herwandern von den nackten Füßen der Gefesselten. Was für Seufzer, was für Jammertöne des Schmerzes mögen durch diese Gewölbe gezittert haben, wie viel Thränen geträufelt seyn auf diesen Boden! Und welche Gebete wurden hier gestammelt, und welche Andacht hier gehalten vor dem allgegenwärtigen, alltröstenden Gott! Ein eisenbeschlagener Balken, welcher zwischen zwei Pfeilern befestigt ist, diente dem Henker als Galgen bei heimlichen Hinrichtungen. Wie Mancher schaute wohl hier, wo das Leben größere Schrecken hatte, als der Tod, zu diesem Werkzeuge auf, sehnsüchtig, wie zu einem Kreuze der Erlösung.

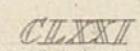
Sie haben längst ausgelitten alle die Dulder um eine errungene Freiheit, die Zeit hat ihren Staub mit dem ihrer Verfolger gemengt und beider ist längst in alle Winde verweht. Aber das verfolgte Wort hat an glücklichern Streitern seine Erben gefunden und seit Jahrhunderten leuchtet's, den Erdengewaltigen unantastbar,

als das freundlichste Gestirn am Himmel der Zeit, das der Menschheit, wenn auch erst nach Jahrhunderten, einen Sabbathstag verheißt.

Ja! hoffen wir und zweifeln wir nicht. Im Prinzipe der Kirchenreformation liegt der unverwüstliche Zerstörungskeim für die Grundursache der die Menschheit drückenden Uebel, für die Ungleichheit der Kultur; diese Ungleichheit, durch welche die Massen unfähig werden sowohl zum Ertragen, als zum Genusse der Freiheit, und welche die tausend Gebrechen an den Social-Gebäuden stützt und entschuldigt, oder sie wenn nicht immer nothwendig, doch möglich macht. Seitdem der Baum der Erkenntniß aus den Kirchenfenstern herausgewachsen ist, werden an seinen Früchten alle Völker gestärkt. Wissen allein macht zur Freiheit würdig; Würdigkeit erlangt sie, und sie versteht, was die Rohheit durch das blutige Recht des Stärkern niemals kann, das Erlangte sich zu erhalten. Die Sonne der Erkenntniß aber, sie ist aufgegangen, ohne Vorfrage an die Herrscher, und ohne daß diese es hindern können und manche es hindern mögen, an allen Völkerhorizonten, und treten auch noch Sonnenfinsternisse ein, die es für ein Weilchen düster machen hie und da auf der Erde, den Tag nehmen sie ihr doch nicht wieder. Kinder wohl mögen sich fürchten, wenn sie kommen, und der Thor mag dann immerhin nach seiner Schlafmütze greifen, meinend, es sey Nacht geworden.

Chillon's Kerker wird jährlich von Reisenden in Menge besucht. Diese Pilgerfahrten sind einer Zeit angemessen, welche dem Heros Huß an der Stelle, wo er den Feuertod für die Glaubensfreiheit starb, eine Ehrensäule aufgerichtet hat. Viele berühmte Namen schmücken die Pfeiler der Kellergewölbe, und nicht ohne tiefe Aufregung liest man hier die Schriftzüge der großen und glänzenden Gestirne der Gegenwart: — Canning, Byron, Rousseau, Voltaire, Brougham, Lafayette und die des edeln Howard, der die eisernen Pforten der Gefängnisse den Grundsätzen der Menschlichkeit zu öffnen zum Streben seines Lebens machte, auf handbreitem Raume bei einander.


Stadt-
bücherei
Elbing



CONSTANTINOPEL

Philadelphia: N. A. Bibliographic Institution.

CLXXI. Constantinopel
vom Todtenacker Pera's.

„Ich sah Athens geheiligte Ruinen; Ephesus Tempel sah ich und war in Delphi; ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und Asiens schönste Länder besucht: aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick dem von Constantinopel zu vergleichen." **Byron's Tagebuch.**

Man erwarte hier nicht eine ausführliche Beschreibung der alten Metropole des Orients, welche ich in einem früheren Theile*) dieses Werkes schon einmal skizzirte. Jene findet ein jeder meiner Leser in zwanzig Büchern besser, als ich sie, beschränkte mich auch das Räumliche nicht, zu geben vermöchte. Nur ein Fragment vom Gesehenen will ich mittheilen, wie das nebige kleine Bild auch nur ein Bruchstück von dem großen Gemälde ist, das sich von den „sieben Thürmen" an bis zum „goldenen Horn" am Bosphorus dem entzückten Beschauer entfaltet.

Unser Stahlstich gibt die berühmte Ansicht vom sogenannten „kleinen" Todtenfelde Pera's aus, jedoch leider! nur theilweise. Sie umfaßt den größern Theil des Hafens und die jenseits desselben liegenden Quartiere, von der Stadtmauer bei Ejub an, bis in die Gegend des alten Serails. Es ist etwa die Hälfte der ganzen Vista.

Die Häuser zunächst rechts im Vordergrunde sind Wohnungen der Hafenbeamten; das entferntere größere, umgeben von hohen Mauern, ist der neue Pallast des Kapudan Pascha, des türkischen Flottenadmirals. Hinter demselben, auf der Anhöhe jenseits, glänzt, citadellenähnlich, die Kaserne Selims des Dritten. Es ist ein unermeßliches Viereck mit gewaltigen Thürmen an den Winkelspitzen und vertheidigt durch Mauern und Gräben. — Aus der Tiefe, fast in der Mitte des Bildes, zieht eine Rauchwolke auf. Im Stadtviertel, rechts von derselben, dessen Seite steil in's Thal abfällt, erkennen wir den Fanar, den Wohnort des Patriarchen und der vornehmen Griechen; daher deren Name: Fanarioten. Dort war der Schauplatz der Gräuelscenen in dem erstern Stadium des griechischen Aufstandes; dort war es, wo die vom religiösen Fanatismus angefachte Rachsucht der Türken unschuldige Schlachtopfer zu Tausenden suchte und fand. Die verstümmelte Leiche des greisen Patriarchen hing man damals an Ketten auf über dem Thore seines eigenen Pallastes, und die jungfräulichen Reize der zarten Fanario-

*) Im ersten Bande Seite 69.

tinnen füllten drei Wochen lang alle Sklavenmärkte des Reichs. Die Hälfte der Bevölkerung ging unter in den Mordstürmen dieser schreckenvollen Zeit, und viele edle Griechengeschlechter erloschen für immer.

Neben der hohen Cypresse, rechts, ragt mit majestätischer Kuppel und schlanken Minarets über dichte Häusermassen eine Moschee: Sulimanieh ist's, die gepriesene, nach St. Sophia die schönste der Hauptstadt. Weiter rechts, den Fanar überschauend, thürmt sich eine zweite auf: — ein rechtes Siegesdenkmal des Halbmonds über das christliche Kreuz. Mahomed der Zweite erbaute sie auf der Stelle, welche einer der ehrwürdigsten christlichen Tempel einnahm: die Kirche nämlich der zwölf Apostel. In derselben befanden sich die Begräbnißstätten der byzantinischen Kaiser. Die rohe Hand der Türken streute die Asche der Gesalbten in alle Winde, und in der nämlichen Gruft, welche die Gebeine des ersten Constantins einschloß, schläft jetzt der Eroberer von Constantins Stadt. —

Die Minarets, die sich zuäußerst am linken Rand des Bildes kenntlich machen, gehören Moscheen, theils auch der älteren Wohnung des Sultans an. Letztere ist gegenwärtig Kaserne. Noch eine gute halbe Stunde weiter dehnt sich in dieser Richtung die Häusermasse aus, und den imposanten Schluß bildet das Serail selbst, mit seinen Cypressenhainen, hohen Minarets und golden=schimmernden Kuppeln. Schade, daß die Phantasie des Lesers hier der bildlichen Darstellung zu Hülfe kommen muß.

Würde aber auch der Stahlstich die Ansicht ganz wieder geben, so wäre solche doch immer nur ein Fragment vom großen Ganzen; denn bei einer Totalansicht Constantinopels dürfen Pera, Galata und Terschana diesseits des Hafens, und Scutari auf der asiatischen Seite des Bosphorus nicht fehlen, Vorstädte, von denen jede größer ist, als manche Königsstadt Deutschlands. Eine solche Darstellung aber läßt sich nicht auf so kleinem Raum erwarten.

CLXXII. Nürnberg: — die Burg.

Im Herzen Deutschlands, zwischen den Wasserscheiden des Mains und der Donau, breitet sich das Frankenland aus, ein Land voll fruchtbarer Ebenen, grasreicher Gründe und gutmüthiger, lebensfroher Menschen. Belebte Straßen ziehen dort nach einem uralten Mittelpunkt des deutschen Handels und Fleißes, einer Wiege deutscher Kunst und Art: vordem einer Republik und immer einer Stadt ohne ihres Gleichen. Florenz ähnlich spricht jeder Platz und jedes Haus von großen Tagen, und noch gegenwärtig umfaßt Nürnbergs Gewerb= und Kunstfleiß die ganze Erde.

CLXXII

Die BURG in NÜRNBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

Schon in einer Entfernung von mehren Stunden, von den Hügelketten her, welche die weite, sandige, holz- und kornreiche Ebene, in welcher Nürnberg den Mittelpunkt bildet, umgeben, erkennt man die altehrwürdige Stadt mit ihren colossalen Mauerthürmen und ihrer alles überragenden stolzen Akropolis. An Großartigkeit des Ansehens geht sie allen Reichsstädten voran, und nur von Prag wird sie an Reiz und Pracht des Alterthums übertroffen.

Ist der Reisende von den westlichen Höhen in die Ebene herabgestiegen, so verbirgt sich die Stadt hinter dunkeln Wäldern, und erst bei Fürth zeigt sie sich wieder, und da in voller Schöne. Fürth ist ungefähr eine gute Stunde von Nürnberg. Vor einigen Jahrhunderten verbannte ein Beschluß des Raths alle Nürnberger Juden — sie zogen hierher und erhoben ein schmutziges Dorf zur großen freundlichen Tochterstadt, welche jetzt die erste Eisenbahn Deutschlands mit der einst so unduldsamen Mutter verbindet. Was für eine Unähnlichkeit zwischen Ursache und Wirkung! Ohne die Vertreibung der Juden kein Fürth, und ohne Fürth vielleicht noch lange Jahre hin keine Eisenbahn in Deutschland! — —

Von Fürth trägt das Feuer-Roß mit der Schnelligkeit des Flugs vor die Thore der ehrwürdigen Stadt, die mit ihren rothen Dächern und zahllosen Thürmen aus einem trüben Dunstkreise der Ungeduld entgegen zu eilen scheint. Der Dampfwagen legt die Strecke in 8 Minuten zurück. Ehe man recht weiß, wie einem geschehen, sieht man sich schon in Nürnbergs Mauern.

Wer noch keine alte Stadt gesehen hat und in die Straßen von Nürnberg tritt, dem breitet sich eine ganz neue wunderliche Welt aus. Wie in einem Guckkasten die bunten Bilderbögen, drehen sich lebhafte Farben, roth, grün, blau, in wunderlichem Gemisch durch einander. Nichts Einerlei, keine Spur von Beschränkung und Vorschrift. Der Fremde sieht Patrizierpalläste neben des Handwerkers kleiner Wohnung und schmale, alte Häuserchen mit vorspringenden Giebeln und Erkern stehen nachbarlich vertraut neben dem Prachtgebäude des reichen Kaufmanns oder Fabrikherrn. Selbst das Unregelmäßige, Winkliche der Gassen fällt nicht unangenehm auf: denn es erhöht das Malerische derselben, und das Gepräge der Freiheit tragend, hat's auch geistig eine anziehende Seite.

Wunderlich und charakteristisch sehen die hohen rothen Dächer aus, die meistens mit Thürmchen und altmodischen Wetterfahnen geziert sind, welche jeder Windstoß knarrend und schwirrend bewegt. Schönausgezierte Fenster und Thüren, geschnitzte Tragbalken, wunderliche Karyatyden, Basreliefs von Säulen und Figuren, alte Erker mit Sculpturen in gothischem und byzantinischem Styl, zum Theil von der kostbarsten Arbeit, fesseln das kunstliebende Auge bei jedem Schritte. Wappen in Stein und Metall prangen über den Thoren; in Nischen zwischen den Fenstern und Postamenten, oder an den Ecken zwischen den Stockwerken, stehen Statuen von Schutzheiligen, oder sind Bildwerke in Basrelief, manche von den besten Meistern der classischen Zeit eingemauert. Wie in der Natur, so erscheint auch an diesen alten Wohnungen der Reichsbürger Unregelmäßigkeit als das Grundprinzip aller Freiheit. An demselben Hause sind oft die Fenster von dreierlei Größe, die bald nah, bald weit von

einander stehen, Thüren, Erker, Thürmchen, alle mit verschiedenen Verzierungen. Ueberall sieht der unbeschränkte Wille der Bauherren als das SUPREMA LEX heraus. Solche Mannigfaltigkeit schützt den Reisenden vor der Langeweile, die ihn so oft anwandelt, wenn er nach der Schnur gebaute Städte unserer Zeit zu beschauen geht, in denen ein Haus und ein Platz dem andern ähnlich sieht, wie ein Soldatenrock dem andern. Besatz und Aufschläge mögen variiren: aber das Ding und der Schnitt bleiben in allem Wesentlichen doch das nämliche.

Die meisten der alten Nürnberger Häuser sind nur unten von Stein, in den obern Theilen von Holz und Fachwerk erbaut; aber die zu Tage liegenden, kunstvoll überschnitzten Balken verdrängen keineswegs die Vorstellung von Dauer und Stattlichkeit. Sie sind gewöhnlich nur von einer Familie bewohnt, denn man liebt dort Geräumigkeit und Unabhängigkeit. Dieser Sinn macht, daß Nürnberg, trotz der so sehr gesunkenen Bevölkerung (von einst 150,000 auf 36,000) doch kein unbewohntes Haus besitzt und er schützt es vor Verfall.

Es wird dem Fremden ganz mittelalterlich zu Muthe, wenn er in ein solches altes Haus tritt. Mühsam drückt er das schwere Thor auf und kommt in einen dunkeln, großen Raum. Die ausgeschnitzte breite Treppe führt zu einem Söller hinauf, die den ersten, wie eine zweite Gallerie über jenen den zweiten Stock, von innen einfaßt. Das steinerne Geländer ist, wie bei den Söllern vor den Rittersälen alter Burgen, von gothischer Arbeit; zierlich geschnitzte Säulen tragen die Decken. Gartenkübel mit Feigenbäumchen und Lorbeersträuchen stehen auf der Ballustrade, und umher liegendes Spielzeug verräth, daß hier die Kinder des Hauses einen privilegirten Tummelplatz haben. Aus der Mitte der Gallerie tritt auch wohl ein Erker weit hinaus und ein Tisch in demselben, überdeckt mit häuslicher Arbeit, zeigt an, daß hier die Hausfrau waltet, die Spiele der Kleinen zu zügeln. Da wird auch wohl gespeist von der Familie an heitern Mittagen und Abenden. — Im Hofe plätschert in zierlicher Einfassung ein Springbrunnen, Arbeitsgeräthe hängt an den Wänden umher, mitunter eine alte verrostete Waffe. Die Zimmer, hoch und geräumig, sind alterthümlich ausgetäfelt und noch häufig mit kunstreich gewirkten Tapeten behangen. Glasschränke stehen an den Wänden und in ihnen kostbare Gefäße aus der guten altfränkischen Zeit: — buntes Porzellan, venetianische, feine Deckelgläser, Humpen und Becher mit Sinnsprüchen und Familienwappen. Große, glänzend gebohnte Schränke und zierlich ausgelegte Kommoden, hohes nußbraunes Getäfel, bunte, mosaikartig ausgeplattete Hausehren, geräumige, von spiegelblank geputztem Kupfer- und Messinggeschirr funkelnde Küchen, kunstreich geschnitzte Tische und Stühle weisen, mit dem Aeußern des Hauses im Einklang, auf frühere Zeiten zurück, wo hier ein reicher Kaufherr, oder ein hochgebietender in einträglichen Aemtern stehender Patrizier, Haus und Hof hielt. Und Viele leben noch jetzt in der alten Sitte fort, heimisch nur in dem heimlichen Raum des Höfchens, und allenfalls eines schönen Obstgartens vor dem Thore. Aber freilich ist auch hier lange schon nicht mehr allenthalben das Alte! Der alte städtische Reichthum ist größtentheils dahin, und mit dem Versiegen der Quellen seines hohen Wohlstandes, — der reich dotirten von Geschlecht auf Geschlecht forterbenden Aemter, — ist der Stolz des Patriziers gebrochen. Schlicht und bescheiden wandelt dieser unter seinen Mitbürgern, und

er, dessen Ahnen einst mit der Miene der Herrscher als Haupt der Republik zu Rathe saßen, dient jetzt gehorsam dem Staate, als wäre jene Zeit nicht gewesen, die ihn turnierfähig machte.

Durch ein Labyrinth sich windender und kreuzender Straßen gelangen wir zum Markte. Hier halten uns die Stände der Gärtner und Landleute auf, letztere ein kernichter Menschenschlag, dessen malerische Tracht mit der reinlichen, netten der Nürnberger Bürgermädchen und Dienstmägde angenehm absticht. Dort und auf dem Trödel- und Fischmarkte ist es, wo der derbe Nürnberger Volkswitz sich in voller Freiheit übt, und ein Campe oder Adelung fänden da an eigenthümlichen Redensarten und Schimpfwörtern gewiß eine unerschöpfliche Ausbeute.

„Nürnberger Witz und Tand
Sind durch die Welt bekannt,"

ist ein altes Sprüchwort, und manche unserer Leser erinnern sich wohl noch der Nürnberger Schimpfe, einer Art Bilderbögen, auf welchen der hiesige Hall-Damenwitz mit einem Anfluge Hogarth'schen Geistes veranschaulicht war.

Dem bunten Menschengewimmel entronnen, ruht der Blick mit Bewunderung an dem schönsten Denkmale aus Nürnbergs großer, üppiger Zeit — auf dem schönen Brunnen, der das eine Ende des Marktplatzes ziert. Wie von Filagrinarbeit steigt dieß unbegreifliche Werk der Steinmetzenkunst, in gothischer schlanker Thurmgestalt an hundert Fuß hoch auf, unzählig sind die in den Verzweigungen angebrachten Statuen von Königen, Helden, Gottesstreitern u. s. w., und alle von der kostbarsten Arbeit. Von da eilen wir in die von Dürers unsterblichem Pinsel verzierten Säle des Rathhauses, wandern durch die herrlichen Kirchen zu unserer lieben Frauen, von Sankt Sebaldus und St. Lorenz, wo uns die Werke Peter Vischers bezaubern, des größten deutschen Erzgießers, und Adam Kraft's, des Bildhauers, von dem man sagte, daß er die Kunst verstanden, die Steine weich zu machen und in Formen zu drücken. Von da zum Hause Dürer's, zu seinem neuerrichteten Denkmal und zum Grabe des großen Meisters, auf den Johanneskirchhof, wo die Freundschaft gerechtes Lob in Erz grub. Und nun bergan zur Burg! Kühn und ehrfurchtgebietend thront sie auf dem Scheitel eines Sandsteinfelsens, der steil aus der Ebene emporsteigt, und überragt mit ihren mächtigen Thürmen die übrigen Gebäude der Stadt, wie ein Riese ein Heer von Zwergen. Wunderlich schön, ja fast phantastisch, schauen diese steinernen Colosse, die mit den Felsen zusammengewachsen scheinen, herab, Zeugen vergangener Jahrtausende und von hundert verschwundenen Geschlechtern. Vergeblich rüttelte an ihnen die Hand der Zeit und siegreich trotzten sie den Stürmen des Kriegs: denn Nürnbergs Schloß ist niemals erobert worden, auch dann nicht, wenn die Stadt in die Gewalt der Feinde fiel und, wie einst geschah, die Brandfackel sie gänzlich verzehrte.

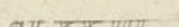
Auf dieser Burg haußten die Kaiser des Reichs gar häufig, und Manches in derselben deutet noch auf die Herrlichkeit der alten Zeit. Sehr merkwürdig ist sie auch als Wiege der Größe des Hauses Hohenzollern, das, als es vom Kaiser im Jahre 1210 zur erblichen Würde eines Burggrafen von Nürnberg erhoben wurde, hier seinen

Wohnsitz aufschlug. Ein solcher Burggraf war damals ein Kaiser und Reich verantwortlicher Obervogt für die Verwaltung der Reichsgüter eines gewissen Distrikts, ein erblicher Reichsbeamter, wie die meisten Großen und Fürsten damaliger Zeit es gewesen. Erst nach Jahrhunderten bekam ihre Stellung zum Reichsoberhaupte eine veränderte Bedeutung. Kaiser Karl der Vierte machte die Burggrafen von Nürnberg zu Reichsfürsten, und die bisher verwalteten Krongüter huldigten ihnen als die neu geschaffenen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth. Der bedrängte Kaiser Sigismund endlich setzte dem so schnellen Emporkommen des Geschlechts die Krone auf, indem er es mit der Kurmark Brandenburg (1417) belieh. Seinem Felsennest entflog der schwarze Adler, der nämliche, der jetzt, ausgewachsen, seine dunkelfarbigen Schwingen über die Hälfte des Vaterlandes breitet.

Und hier zieht es mich fast gewaltsam zu tiefsinnigen Betrachtungen über den Wechsel der menschlichen Dinge hin, denen ein Wortgewand wohl anstehen würde, in das sie zu kleiden mir aber versagt ist. Denke Keiner, ich vermeinte, über den Untergang des Alten zu klagen. Es ist ja das Recht der Gegenwart, auf den Katakomben der Vergangenheit zu wandeln, und naturgemäß rankt grünes, blühendes Leben über Gräbern sich am freudigsten auf. Wird doch auch das Neue vergehen, wie das Alte vergangen, wenn seine Stunde geschlagen! Drum keine Klage um dich, alter, lieber, todter, doppelköpfiger Reichsadler; — QUIESCE IN PACE.

Deine alte Burg aber, deren Räume noch immer gastlich und freundlich erhellt sind, um deren Zinnen noch immer die Tauben flattern, und auf welcher noch immer Störche und Schwalben nisten und die Sträuche ranken, welche der zarte Griffel Dürer's so heimlich und lieblich in seinen Bildern verewigt hat, sie wird in ihrer Metamorphose unsere Enkel in spätern Jahrhunderten noch erfreuen. Statt der Gewalt lärmenden, kriegerischen Pomps zog der Kunst stiller Friede herein, und ihre unsterblichen Werke bedecken deren Wände würdiger, als einst vergängliches, glänzendes Rüstzeug. Es dient nämlich die Veste jetzt zur Aufbewahrung eines Gemäldeschatzes, welcher kostbare Juwelen deutscher Kunst umfaßt. Ueberaus herrlich sind einige Tafeln Dürers, vor Allem sein Karl der Große und Kaiser Sigismund im Krönungsornate, kolossal, in ganzer Figur. Carolus Magnus ist eine Gestalt von fast überirdischer Hoheit; ein Wesen, gleichsam aus einer andern, höhern Menschenwelt. Nicht minder herrlich sind die vier Apostel, über deren Originalität München mit der Dürerstadt seit Jahrhunderten rechtet. Nürnberg behauptet von jeher, sein Magistrat, der die Tafeln an Max von Bayern verkauft, habe die Copien untergeschoben und die Originale behalten. Außer den Werken Dürer's zieren die Schloßgallerie viele von Wohlgemuth, dem Lehrer unsers Albrecht, von Martin Schön, Hans Schäuffelin, Hans Kulmbach, G. Penz, Lucas Kranach und andern großen Meistern. Sie giebt in ihrer Gesammtheit eine Uebersicht der deutschen Kunst von der ersten Dämmerungszeit an bis an das Ende jener Epoche, welche wir wohl, — was auch dissentirende Stimmen der Gegenwart dazu sagen mögen, — immer als diejenige zu betrachten haben werden, in welcher sie das Höchste erstrebt und erreicht hat.


Stadt-
bücherei
Elbing



CORDOVA in SPANIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXXIII. Cordova: die Cathedrale.

Es ist kein Tod in der Schöpfung. Jede Zerstörung macht den Uebergang zu einem höhern Leben, und kann sich eine Kraft nicht mehr fortbilden in der ihr gegebenen Form, hat sie folglich ausgelebt, so ist ein Zerbrechen der Hülle nothwendig und wohlthätig zugleich.

Aber die weise und liebende Natur, welche will, daß sich jedes ihrer Geschöpfe seines Lebens freue, läßt selten ein langsames, qualvolles Hinsterben zu. Sie schuf darum tausend gewaltsame Tode, als eben so viele Mittel, den Uebergang der ewigen Kräfte in höhere Lebensformen zu erleichtern. Wer wollte nicht einsehen, daß solche rasche, gewaltsame Veränderungen nur Verkürzung der Trennungsschmerzen sind, folglich Zeichen der Liebe, mit welcher der Allgeist seine Geschöpfe umfaßt!

Diese zunächst dem Individuum beschiedene Welteinrichtung kommt auch den Völkern und Staaten zu gute. Nach dem Maße von Kräften, die ein Reich in sich vereinigt und solche Kräfte sich, unter gegebenen Umständen und Verhältnissen, wachsend entwickeln können, ist dem Staate seine Lebensdauer beschieden. Hat er den Gipfel seiner möglichen, eigenthümlichen Ausbildung in allen Beziehungen erreicht, dann, weil ein Stillstand nicht denkbar ist, hat mit dem nächsten Augenblick die Periode des Herabsteigens, die seines Verfalls begonnen; er sinkt allmählich in die Klasse der untüchtigen, oder nur noch passiv-nützlichen Werkzeuge, und sofort werden nach des Schöpfers weiser Einrichtung in jedem Staate schlummernde Kräfte der Selbstzerstörung frei und thätig, welche die Auflösung beschleunigen. Dauert dennoch der Auflösungsprozeß manchmal ein Jahrhundert und länger, so kann dieß nicht befremden, wenn wir bedenken, daß ein Leben von vielleicht mehren Jahrtausenden vorausging. Völker und Reiche haben eine zähe Lebenskraft, und ein plötzliches Hinraffen durch Schlagfluß und Mord gehört unter die Ausnahmen.

Das Gefühl der Theilnahme am Unglück Anderer liegt tief in jeder Menschenbrust. Aus dieser Quelle entspringt auch das lebendige Interesse, welches alle untergehenden Reiche und Nationen bei der Mitwelt finden. Zeit und Umstände geben diesem Interesse verschiedene Grade. Wie das Unglück des Großen, Edlen und Tugendhaften immer weit wärmeres Mitgefühl findet, als das eines gewöhnlichen, oder minder würdigen Menschen,

so wird auch eine Nation, deren Leben reich war an großen Thaten und auf den Kulturgang der Menschheit gesegneten Einfluß übte, durch ihr Unglück ein weit innigeres Interesse aufregen, als eine andere, deren Daseyn den Zwecken de Humanität hinderlich zu seyn scheint, oder in unrühmliches Dunkel gehüllt ist. Mit sehr verschiedenen Gefühlen sehen wir das Absterben eines Indianervolkes, mit andern die Ausrottung der Mammelucken, mit andern die Schlächterei der Tscherkessen, mit wieder andern des heldenmüthigen, lebensreichen Polens Martertod, und mit andern den Untergang des türkischen Halbmondes. Würde eine Thräne der Theilnahme fließen, eine außerhalb egoistischer Interessen geborne Klage laut werden, wenn morgen der Reichscoloß des Nordens in Trümmer fiele? — So ist es wahr, daß immer nur eine Hand das Mitleiden zur Hülfe ausstreckt, mit der andern es aber die Schale der Gerechtigkeit hält, der Unglücklichen Schuld oder Unschuld zu wägen.

Spanien, das Weltreich, lange leuchtend als Stern erster Größe, befindet sich schon zwei Jahrhunderte auf absteigender Bahn, und unsere Zeit, die so Vieles vergehen sieht, was einst groß war und herrlich, ist die berufene Zeugin seines Untergangs. Das furchtbare Drama, mit den Schlußscenen voll Brudermord und Gräuel, windet vor unsern Augen sich ab und die civilisirte Welt und ihre Mächtigen schauen drein und zischen Tadel, oder klatschen Beifall wie Römer einst beim Gladiatorenspiel. Keine Hand streckt sich aus, den Wahnsinnigen den selbstmörderischen Dolch zu entwinden. Eine feige, herzlose und selbstsüchtige Politik, die Schmach des Jahrhunderts, nährt vielmehr in dem unglücklichen Volke die Zersetzung aller sozialen Stoffe und seinen Uebergang in eine ungeheuere Masse fauler Gährung, aus welcher auch nicht ein einziges Element der geistigen Regeneration sich entwickelt. Gebe man nicht einem solchen sorgfältig unterhaltenen Auflösungsprozeß höhnend den Namen Revolution! Wahre Revolutionen sind, wie die wohlthätigen Krisen in schweren Krankheiten, volksrettender, nicht volksmörderischer Natur. Spanien ist so wenig in einer Revolution begriffen, wie ein Sterbender in der Genesung.

Doch lassen wir das Volk und betreten sein Haus. Herrliches Land, das auf des Schöpfers Werde als ein Eden hervorging und der Mensch mit den schönsten Werken seiner Hand geschmückt hat! Aus der Tiefe der Zeiten tritt dort das Alterthum in den verschiedensten Formen uns entgegen, und wir erkennen in zurückgelassenen Monumenten die Fußstapfen der berühmtesten Völker, welche sich einander, als Träger der Kultur, oder als Eroberer, in Spanien folgten. Roms und Karthagos Größe, des Orients Pracht, die Hoheit der christlich-germanischen Völker erhalten die Einbildungskraft des erstaunten Reisenden in steter Spannung; ihre glänzenden und mannichfaltigen Gestalten ziehen an ihm vorüber, wie die bunten Bilder in einem Guckkasten, und blenden sein Auge.

Cordova, den Geburtsort des Seneca und Lucan, einst die Königin unter Spaniens Städten, kleidet die Gegenwart in Lumpen; aber ihr Bettlergewand ist von Purpur. Des Schmuckes baar, arm, voller Schmutz

und Elend, erinnert doch noch manches Denkmal und manche Einrichtung an seine Glanzzeit, an jene Zeit, zu welcher in der Stadt der Kaliphen Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften gepflegt wurden und blüheten, während die Nacht der Barbarei und Unwissenheit auf dem christlichen Europa lag.

In der Fernsicht ist Cordova immer noch herrlich, und der Lage nach, im schönsten Thale Andalusiens, hingestreckt am Kühlung athmenden, klaren Guadalquivir, rückwärts geschützt von der Sierra, welche ihre romantischen Szenerien bis nahe an die Thore rückt, ist es beneidenswerth. Seine schöne Lage ist jedoch auch das Einzige, was ihm die Zeit unverkümmert ließ. Mohamed's Volk, dem 2 Welttheile einst zu enge gewesen, und das von seinem Throne in Cordova über Europa zu herrschen sich vornahm, ist zurück gebannt in die heimathlichen Wüsten, wo Europa jetzt das Vergeltungsrecht ausübt. Andern Herren gehorcht die Erde; die Wissenschaften und Künste haben andere Asyle gesucht; Reichthum und Ruhm, Herrschaft und Staatskunst dienen einem andern Glauben, und das heutige Cordova, das christliche, an Umfang eine der größten, ist zu einer der verfallendsten und ödesten Städte des spanischen Landes herabgesunken.

Schon in ihrer nächsten Umgebung verschwindet der poetische Zauber der Fernsicht, und man bekömmt eine traurige Vorstellung von Dem, was ihr Inneres zu schauen gibt. Eine wunderliche, unheimliche Mischung wilder und halbkultivirter Natur macht sich überall bemerklich, und elende, neuere Hütten neben großartigen, alterthümlichen Ruinen liegen wie Bettler an den Pforten verlassener Palläste.

Imposant ist die südliche Einfahrt, am Kay hin. Wie schön der Hafen, ein weites, im Halbzirkel gebautes Bassin, groß genug, um 80 Schiffe fassen zu können, ein Werk, das uns mit einem Blick sagt, daß Cordova einst auch als Handelsstadt bedeutend gewesen! Jetzt ist die größere Hälfte ausgefüllt mit Koth und Schlamm, und die andere ist nutzlos: denn selten wiegt sich eine armselige Barke auf dem Busen des Guadalquivir. Der Kay, der sich bis zur thurmgepanzerten, altmaurischen Brücke fortsetzt, hat schöne Visten über Strom und Thal hin zu den blauen Fernen der Sierra. Dunkel schattende Alleen zierten sonst diese Promenade, und eine Menge Springbrunnen erfrischten die Luft; aber jene sind längst verschwunden und diese sind wasserleer und verfallen. Statt des Wogens einer unzählbaren und reichen Bevölkerung sieht man hier selten Menschen: etwa angelnde Müssiggänger und ein paar schlafende Bettler.

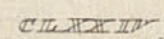
Vom Kay aus überblickt man einen großen Theil der Stadt, die sich als ein Chaos von Gebäuden darstellt. Ein paar noble Thürme strecken ihre Häupter heraus; entschiedener als diese aber fesselt ein großes Viereck die Aufmerksamkeit. Ehrfurchtgebietend ragt es hervor, und aus seinem Mauergürtel steigen ein Dom und ein schlanker Glockenthurm auf. Dieß unermeßliche Gebäude ist die Moschee des Abdorrahman.

Wir gehen, sie zu besehen. Ein alt-römisches Thor, welches der Brücke gegenüberliegt, führt von dieser Seite in die Stadt. Das erste, was uns auffällt, ist ein Säulencoloß, ähnlich der Antoninssäule in Rom. Auf deren Spitze strahlt eine vergoldete Statue, die des Engels Raphael, des Schutzheiligen der Stadt. Die Straße am Thore ist großartig und die Wohnungen sind in gutem Stande, und wir sind schon geneigt, einen Theil unserer schlimmen Vorstellungen als irrig zu verabschieden, als uns ein Blick in die Seitengäßchen eines Andern belehrt. Ueberhängende, dem Einsturz drohende Häuser dort, lange Gartenmauern, Schutthaufen und wenige Menschen. Je weiter man in das Innere der Stadt vordringt, je öder wird es. Bald glaubt man sich an einen Ort versetzt, der eine harte Belagerung mit Seuchen und Pest überstanden hat. Man sieht altergraue Palläste, die durch Masse und schöne Portale imponiren und große Plätze schmücken, auf denen das Gras Schuh hoch wächst und über Schutthaufen Unkraut rankt. Die Menge geschlossener Klöster, deren unabsehliche Façaden hier ganze Straßen einnehmen, vermehren den melancholischen Eindruck. Es finden diese prachtvollen, weitläufigen Gebäude hier so wenig wie irgendwo in Spanien Käufer, und ihr neuer Herr, der Staat, läßt sie verfallen. In einigen Jahrzehnten werden die Klöster aller spanischen Städte größtentheils nur noch Ruinen seyn.

In düstere Betrachtungen versunken, schreiten wir durch eine, aus einer dicken Quadersteinmasse gebrochenen Pforte, und erst nachdem uns vom Führer bedeutet worden ist, daß wir uns im Vorhofe der großen Moschee befinden, schauen wir verwundernd auf. Der erste Eindruck ist nicht erheiternd. Finster starren rundum graue Mauern empor, Trümmer von herabgestürzten Zinnen und Gesimsen liegen auf dem grünlichen Boden umher und in den Ecken des Hofes reicht überwachsener Schutt bis zur Hälfte des untern Stocks. Aus den leeren Fensteröffnungen weht hie und da ein Strauch und langhalmiges Gras. Die Wände sind fast ohne Zierrath, und die wenigen vorhandenen sind verstümmelt oder verwittert.

Erst wenn man weiter in das Innere des unermeßlichen Gebäudes gekommen ist, wird man es den davon gehegten Erwartungen entsprechender finden. Schlanke Thore führen in von zierlichen, dünnen Säulen gestützte Bogengänge und in hohe, mit Kuppeln überdeckte Räume, deren magisches Licht von oben hereinfällt. Leider ist vom arabischen Schmucke derselben wenig mehr übrig, und die christlichen Eroberer haben an dem Wunderwerke so lange und so vielerlei geändert und verbaut, daß der ursprüngliche Plan kaum mehr zu erkennen ist. Den mittleren Theil der Moschee hat man zur christlichen Cathedrale gemacht, die, so prachtvoll sie auch ist, sich doch hier ganz am unrechten Ort befindet und keinen Ersatz für die Zerstörung gibt, deren Anlaß sie war. Die schlanken, gothischen Fenster, die christlichen Symbole und der reiche Bilderschmuck nehmen sich befremdend aus neben den, den untern Raum zierenden maurischen Arabesken, und die schweren Deckengewölbe lasten erdrückend auf den leichten, arabischen Arkaden. Letztere sind ganz aus kostbarem, vielfarbigem Marmor, und die dazu verwendeten


Stadt-
bücherei
Elbing



DER BIELER GRUND

in der Sächsischen Schweiz

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Säulen, über 600, kamen größtentheils aus Aegypten und Kleinasien. — Bei Errichtung der Cathedrale mauerte man einzelne Abtheilungen der Moschee zu, ein Umstand, dem die Nachwelt die vollkommene Erhaltung des schönsten Denkmals des arabischen Kirchenstyls verdankt, welches in Europa vorhanden ist. Die berühmte „Kapelle Mohameds" ist im Jahre 1815, als man bei Ausbesserung der Cathedrale eine schadhafte Backsteinmauer wegnahm, entdeckt worden. Säulen und Wände derselben sind von dem schönsten Alabaster, alle Ornamente golden, Decken und Fußboden köstliche Mosaik. Sie ist so vortrefflich erhalten, als wäre das 1000jährige Werk ein Werk von gestern, und gibt den Maßstab für eine Vorstellung von Dem, was vor der christlichen Eroberung dieß Gebäude gewesen ist, welches bei den Bekennern des Korans nach der Moschee von Mekka als das Heiligste auf Erden galt.

Die Erbauung der Moschee fällt in das 9te Jahrhundert. Abdorrahman, der große Chalif, errichtete sie auf den Ruinen eines römischen Tempels, den Julius Cäsar gründete. Der Masse nach gehört sie zu den größten Gebäuden der Welt; ihre Länge mißt nahe an 600, ihre Breite 450 Fuß, und von der Peterskirche in Rom wird sie nur an Höhe übertroffen.

CLXXIV. Der Bieler Grund in der sächsischen Schweiz.

Wenn es dich nicht ermüdet, lieber Leser! mich noch einmal in des Sachsenlandes romantische Bergtrümmerwelt, in ihre engen Thäler voll finsterer Felsschluchten, in ihre heimlichen Gründe voll herumirrender Bäche, die von Fels zu Fels, von Baum zu Baum mit schüchterner Welle fliehen, zu begleiten; dann folge mir, daß ich dir eins ihrer größten Wunder zeige. — Siehe diese Klippen, die wie ein Heer gebannter Geister umherstarren, von deren Häupter hängende Birken wie Helmbüsche wehen: es sind die Propyläen, die Colonnaden-Trümmer zu der Prachtruine eines Tempels der Natur, vor dem alle Theben und Persepolis, und alle Münster und

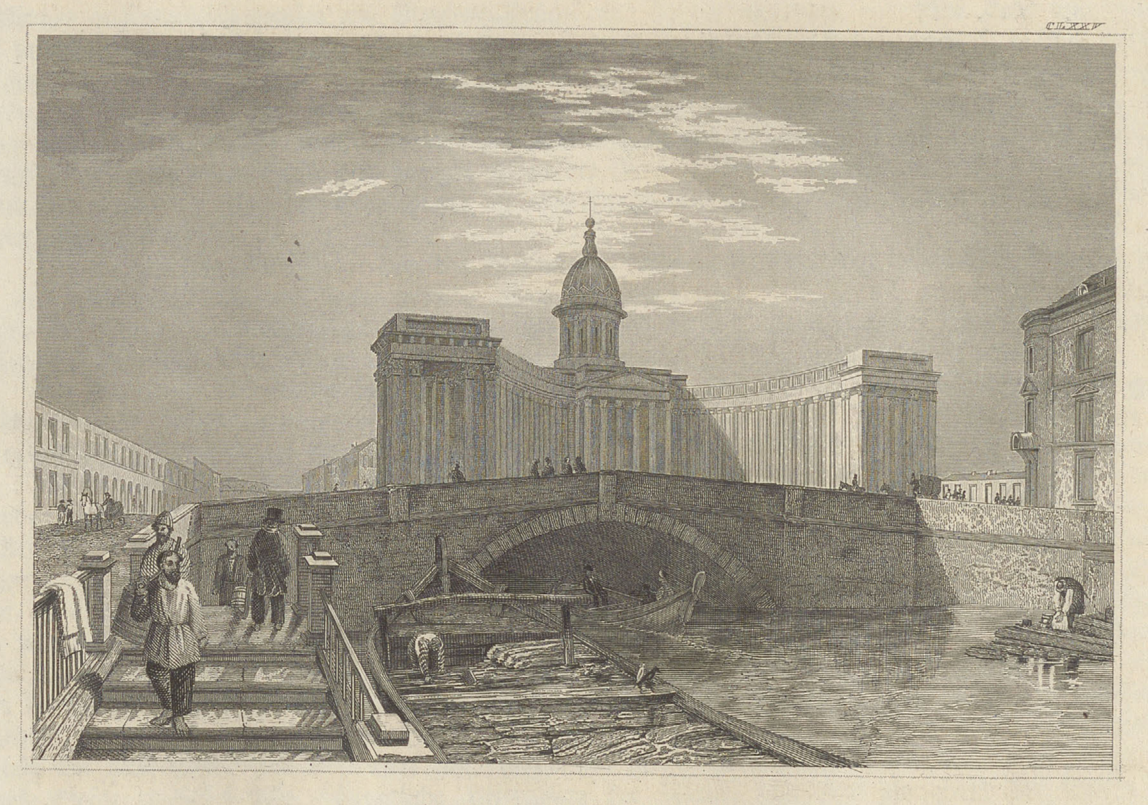
Peterskirchen zusammenschrumpfen wie Maulwurfshügel vor stolzen Gebirgen. — Wie klein und ohnmächtig erscheint doch der Mensch gegen solche Riesenwerke von Gottes Hand, und doch wie wohl ist es ihm, wenn er unter ihnen wandelt! Versetze dich in den Pallast eines Königs, an die Seite eines solchen Gewaltigen unter seinen Brüdern, der Staub ist von Staub wie du! Sey immerhin ein Mann in der ganzen Bedeutung des Worts; überrage ihn geistig zehntausendmal, und du wirst dich doch eines drückenden Gefühls von Furcht und Unbehaglichkeit nicht erwehren können. Denke dich dagegen neben der Unermeßlichkeit, wie dich das erhebt! neben der Allmacht, wie dich das ermuthigt! denn wo Liebe wohnt, ist keine Furcht, und du fühlst dich an Gotteshand wie ein Kind, das in Vaterarmen ruht. —

Der Bieler Grund ist eine von den Schluchten, welche den 3000 Fuß hohen Schneeberg, dessen Gipfel schon auf böhmischem Gebiete liegt, auf der Nordseite umgeben. Gemeiniglich nimmt man die schöne Parthie nach der Besteigung des Schneebergs mit, sieht von da den Langheunersdorfer Wasserfall, den reizendsten der Gegend, und kehrt über Königsstein, oder zu Wasser auf der Elbe, nach Dresden zurück.

Die sonderbare Gestaltung der Sandsteinfelsen in jenen Gründen ist vielleicht einzig auf der ganzen Erde. Den Bergtempeln Indiens ähnlich, nur in einem größeren Maßstabe, scheint das Gebirge ausgehauen zu seyn in Colonnaden von Obelisken und Riesensäulen, die 150 bis 200 Ellen hoch aus ihren Grundvesten emporsteigen.

Manche sind am Fußgestelle mit einander verbunden, manche stehen isolirt, bei manchen bilden drohend überhängende Felsblöcke, womit ihre Firsten belastet sind, seltsam gestaltete Knäufe, oder nehmen sich wie Bruchstücke von Gesimsen und Balken aus. Fast alle sind mit Buschwerk bekränzt, meistens mit luftigen, nickenden Birken, zwischen denen hie und da eine ernste Kiefer oder Fichte in die fliehenden Wolken starrt. Auch auf jedem kleinern Seiten-Absatze, in jeder Spalte, wo eine Wurzel sich anklammern kann, stehen Büsche, oder Baumgruppen, deren mannichfaltiges Grün gegen das Grau des Gesteins angenehm absticht. Die Westseite der senkrechten Wände ist hie und da mit goldfarbigem Moose bedeckt, und der Boden zu ihren Füßen ist ein lieblicher, grüner Teppich, mit tausenden von Blumen und bemoosten Steinen durchwirkt und ausgelegt, zwischen denen, oft nur gehört, doch nicht gesehen, ein Bach sich durchwindet, so heller Natur, daß auch sein Niederstürzen von Stein zu Stein ihn nicht trübt. Selten verirrt sich, außer den Reisenden und den Bewohnern einer nahen Mühle, ein lebendes Wesen in dieses stille, schauerliche Heiligthum der Natur, von dem die Hand der Cultur ferne blieb. Umgerissene, oder von den Felsenkronen durch Sturm und Wetter herabgeschleuderte Bäume und in das Thal gestürzte Felsenmassen geben, in ihren verworrenen Gruppirungen, bei jedem Schritte neuen Stoff zu malerischen Ansichten, und indem sie den Bach stauen oder hemmen, ihn in andere Bahnen leiten, oder nöthigen, neue Sprünge und Stürze zu wagen, verändern sie fortwährend einzelne Scenen des Gemäldes.


Stadt-
bücherei
Elbing



DIE KASAN-KIRCHE
im St Petersburg

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Verglichen mit der Felsenpracht dieses Thals sinken die berühmten Ansichten des Plauen'schen Grundes in's Unbedeutende herab. Aber der erhaltene Maßstab wird auch für die meisten andern Parthien der sächsischen Schweiz ein zu großer. Darum ist dem Reisenden zu rathen, den Besuch des Bieler Grundes für das Ende der Tour aufzusparen, damit der gewaltige Eindruck das Gefühl für minder großartige Naturschönheiten nicht verkümmere.

CLXXV. Die Kasankirche in St. Petersburg.

Was die Peterskirche für Rom, ist die Kasankirche für Petersburg. Dort dient an Gallatagen der Religion der Pabst selbst am Hochaltare als Priester, hier der erste Metropolit der griechisch=russischen Kirche. Ich werfe auf den Kultus derselben einen Blick, ehe ich ihren Erztempel beschreibe.

Von den drei großen Fraktionen, in welche die Christenheit gespalten, ist die griechische Kirche diejenige, welche in ihren Glaubenslehren und Gebräuchen den Ansichten folgt, die unter den Gemeinden im ehemaligen römischen Ostreiche sich seit dem 4ten Jahrhunderte eigenthümlich ausprägten. Sprache, Sitten und Denkweise der orientalischen Völker, so verschieden von denen des Westens, übten nothwendig einen großen Einfluß auf abweichende Auslegung der heiligen Bücher und Vorschriften, und legten frühzeitig den Keim einer Scheidung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche. Die Conzilien im 5ten Jahrhunderte konnten offene Streitigkeiten zwar verzögern, aber nicht verhindern. Sie brachen, genährt durch die Eifersucht der Patriarchen in Rom, Constantinopel und Alexandrien, von denen jeder nach Alleinherrschaft strebte, auf das heftigste aus, und anmaßlich schleuderte Rom (484) seinen Bannfluch gegen die Dissentirenden. Zwar vermochte ein Vierteljahrhundert später der römische Bischof, mit Hülfe des griechischen Kaisers, eine scheinbare Wiedervereinigung der Meinungen herbeizuführen; aber nachdem der Pabst von der Oberherrschaft des Hofes zu Constantinopel sich losgemacht und Bündniß geschlossen hatte mit den fränkischen Königen, denen er die Cäsarenkrone aufsetzte, bereitete sich eine förmliche Scheidung der abendländischen und morgenländischen (lateinischen und griechischen) Kirchen vor. Sie erfolgte im Jahre 1053 und einige spätere

Versuche, durch Conzilien eine Aussöhnung zu bewirken, blieben ohne Erfolg. Die katholische Kirche entfernte sich im Laufe der Jahrhunderte, unter dem Einflusse der scholastischen Philosophie, immer mehr und mehr von der griechischen, welche ihrerseits bei den von Johannes dem Damascener schon im 8ten Jahrhundert geordneten Lehrbegriffen und ihrer alten Kirchenverfassung unverrückt stehen blieb. Am weitesten wurde die Spaltung unter Gregor dem Siebenten, und nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken (1453), welche dem griechischen Reiche ein Ende machten, war auch jede weltliche Macht verschwunden, die ein wirksames Interesse zur Wiedervereinigung hätte haben können. Die Bemühungen Roms, die morgenländische Kirche unter seine Botmäßigkeit zu bringen, mußten sich fortan auf jene einzelnen Gemeinden beschränken, welche sich in Italien, Polen, Ungarn und Gallizien befanden, die nämlichen, welche jetzt der Name „unirte Griechen" bezeichnet.

Die Unterjochung aller Länder des römischen Ostreichs durch die Araber und später durch die Türken, welche beide die Lehre Mohameds den beknechteten Nationen mit dem Schwerte in der Hand aufdrangen, raubte der griechischen Kirche Fünfsechstel seiner Bekenner. Doch wurde dieser Verlust wieder ausgeglichen durch den Zuwachs, den sie durch den Uebertritt vieler slavischer Völker zur Christuslehre erhielt. Wladimir der Heilige (988) nöthigte die Russen zur Annahme des griechischen Kultus, der von dieser Zeit an zugleich mit der russischen Macht immer größere Ausbreitung im Norden Europa's, und an jener seine Hauptstütze bekam. Die Kirchenreformation in dem Abendlande blieb im Osten nicht ganz ohne Anklang; der Patriarch Laskaris in Constantinopel, ein edler und freisinniger Mann, hatte Luther's Grundsätze liebgewonnen; aber er büßte den Versuch, den griechischen Kultus zu verbessern, mit dem Leben (1629). An der Spitze der Altgläubigen stand der Metropolit in Kiew. Mogilas war im Rufe der Heiligkeit und umfassendsten Gelehrsamkeit. Er gab ein „orthodoxes Glaubensbekenntniß der katholisch-apostolischen Kirche Christi," in der Absicht heraus, den Ansichten der vornehmsten Häupter der Kirche einen Vereinigungspunkt zu bieten, und um das Schwankende in jenen zu entfernen. Er erreichte seinen Zweck. Das Glaubensbekenntniß wurde von sämmtlichen Patriarchen der griechischen Kirche (1643) unterzeichnet und 1672 auf dem berühmten, allgemeinen Conzil zu Jerusalem bestätigt und für das einzig-gültige, symbolische Buch der griechischen Kirche auf alle Zeiten erklärt.

Nach demselben bekennt die griechische Kirche, ähnlich der katholischen, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, unter welcher letzteren sie solche Lehren versteht, welche die Apostel blos mündlich vorgetragen, die Kirchenväter aufgezeichnet haben und Johann von Damask gesammelt hat.

Die Beschlüsse späterer Kirchenversammlungen haben für sie keine Kraft, und sie spricht den Synoden und Conzilien ausdrücklich und für ewige Zeiten die Macht ab, irgend etwas an den Lehrsätzen zu ändern, oder ihnen neue hinzuzufügen. Jedem Gläubigen ist Forschen und Deuteln ohnehin bei Verlust der ewigen Seligkeit

untersagt. Eigenthümliche, sich von den römisch-katholischen scharf sondernde Lehrsätze der griechischen Kirche sind: 1) daß sich die Weltgeistlichen, bis zum Bischof herauf, der, wie alle andern Großwürdenträger der Kirche, nur aus der Klasse der Klostergeistlichen wählbar ist, mit einer Jungfrau verehelichen müssen; 2) daß der heil. Geist nur vom Vater ausgehe; 3) daß es keinen Mittelzustand zwischen der ewigen Seligkeit und der ewigen Verdammniß nach dem Tode gebe, ein Fegefeuer also nicht anzunehmen sey. Ferner duldet sie keine geschnitzten oder erhaben ausgehauenen Bilder (Statuen von Heiligen, Kruzifixe ꝛc. ꝛc.), keine Ehen zwischen geistlichen Verwandten (Gevattern und Pathen), schreibt den Genuß des Abendmahls in der Form von in Wein geweichtem Brode, das der Priester mit dem Löffel reicht, vor, und hält die Firmelung (Salbung mit heil. Oel) schon bei Kindern innerhalb 8 Tagen nach der Geburt, sogleich nach der Taufe, für nöthig, „weil die ewige Seligkeit sonst nicht zu erlangen sey." Das Amt eines Stellvertreters Christi auf Erden leugnet sie ab. — Die Patriarchen zu Constantinopel, Alexandrien, Jerusalem und Antiochien stehen unter sich in gleichem Range. Das Moskauer Patriarchat hob Peter der Große nach Adrians Tode auf, indem er unter die zur neuen Wahl versammelten Bischöfe trat mit den Worten: Ich bin euer Patriarch! Seitdem sind die kirchlichen Angelegenheiten des russischen Reichs einer Art von Consistorium, einem Collegium von Bischöfen und weltlichen Räthen, unterworfen, das in Petersburg seinen Sitz hat und auf dessen Beschlüsse der Kaiser stets großen Einfluß übt. Die höchsten kirchlichen Würden in Rußland sind die der Metropolitane, — in Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan. Es giebt eilf Erzbischöfe (deren Würde blos der Kaiser verleihen kann) und neunzehn Bischöfe. Die ganze übrige Geistlichkeit besteht aus Mönchen (in etwa 500 Klöstern, meistens dem Basilius-Orden zugehörend) und Popen, welche die Pfarrämter u. s. w. versehen. Nur jene sind im Besitze von einiger gelehrten Bildung, und werden noch zu den höhern Ständen gezählt. Letztere hingegen gehören ausschließlich dem gemeinen Volke an, und an ein Aufrücken derselben zu wichtigern Stellen ist nie zu denken. Selten findet man unter ihnen einen Mann, dessen Kenntnisse etwas weiter gehen, als auf das Verstehen seiner Muttersprache, Lesen und Schreiben. Der Pope braucht auch kein höheres Wissen, denn der griechische Gottesdienst beschränkt sich auf Messelesen, Ceremonien und äußeres Gepränge, welches das Auge der Menge blendet und ihr nichts zu denken übrig läßt. — Predigen und Katechisiren ist selten, und beides dem gemeinen Manne gegenüber vorschriftlich so, daß dieser für Erhebung oder Bildung des Geistes nichts daraus gewinnen kann. Zu verschiedenen Zeiten war das Predigen, aus Furcht, dadurch die Denkkraft der Massen anzuregen, sogar verboten. Für den Kirchengesang, beschränkt auf einige Hymnen und Psalmen, welche eine bestimmte Anzahl von Choristen vortragen, kennt man Gesangbücher für die Gemeinde nicht, und Instrumentalmusik ist vom griechischen Gottesdienste verbannt. — Außer den russischen Metropoliten hat nur der Patriarch von Constantinopel einen bedeutenden Wirkungskreis; die übrigen drei (da sich in ihren Sprengeln die Masse zum Mohamedis-

mus bekennt), hüten wenige Gemeinden, und der von Alexandrien ist auf die beiden Pfarrkirchen in Kairo beschränkt. Der frühere harte Druck der griechischen Kirche in den türkischen Staaten hat sich in neuester Zeit durch Rußlands Einfluß sehr gemildert. Die Politik des russischen Hofes ist unablässig darauf gerichtet, das Interesse der griechischen Kirche mit dem ihrigen zu verketten, und in der ganzen griechischen Christenheit gilt der Czar als berufener Beschützer des Glaubens.

Von der Landesreligion Rußlands wenden wir den Blick wieder auf unser Bild, die Cathedrale der Hauptstadt.

Die Kasankirche steht dem Newsky=Prospekt gegenüber. Ihre Grundform ist die eines lateinischen Kreuzes, dessen nördlichem Arm eine halbkreisförmige Colonnade angebaut ist, die von beiden Seiten zur Hauptthüre leitet. Die Peterskirche in Rom gab das Muster her für diese großartige Verzierung.

Die Colonnade, auf einer steinernen Erhöhung ruhend, bilden zwei Doppelreihen corinthischer Säulen aus polirtem Granit, deren Fußgestelle und Capitäler von gegossenem Eisen sind. Eine Reihe Stufen aus grauem Porphyr führt zu den herrlichen Portiken, über denen die bronzenen Statuen der Engel Michael und Gabriel zu schweben scheinen. Die 24 Fuß hohe Hauptthüre des Tempels ist, wie die der Cathedrale in Florenz, bronzen und mit Figuren und Arabesken in halberhabener Arbeit bedeckt. Sie wird für eines der größten Meisterstücke der neueren Kunst gehalten.

Die Pracht des Innern entspricht vollkommen den Erwartungen, welche sein Aeußeres erregt. 56 corinthische Säulen von Porphyr, alle aus einem Stücke und jede 40 Fuß hoch, tragen das Schiff, welches die Gestalt eines Halbkreises hat. Fußgestelle, Kapitale, Gesimse und Gebälke sind vergoldete Bronze; massives Silber aber die inneren Flügelthüren des Tempels und die Gitterwerke, welche die Altäre umgeben.

Der Dom, welcher die Mitte des Deckengewölbes durchbricht, ist zwar von geringem Durchmesser, aber doch von trefflicher Wirkung. Der Boden unter demselben ist etwas erhöht, mit bunten Steinen mosaikartig ausgelegt. Die Wände schmücken Bilder aus dem Leben des Heilandes, der Maria und der Heiligen. — Ihr Kunstwerth ist gering; aber sie strahlen von Edelsteinen, welche den Gewändern künstlich eingesetzt sind. Zwischen ihnen und den Deckengewölben hängen zahllose Fahnen und Standarten: Siegestrophäen der russischen Waffen. Die meisten sind die in den Kriegen mit Frankreich, Persien und der Türkei eroberten Fahnen.

In diesem prachtvollen Gotteshause*) sieht man keine Emporkirchen und Stände. Der Boden versammelt

---

*) Vor einigen Jahren wurde in Petersburg der Bau einer neuen Kathedralkirche angefangen. Die Isaakskirche soll an Pracht und Größe Alles überbieten, was die Baukunst in der neuern Zeit irgendwo hervorgebracht hat. Um sich einen Begriff von diesem Bau zu


Stadt-
bücherei
Elbing



RUINE LAHNECK

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

alle Kommenden und mischt sie alle untereinander. Auf demselben Stein, auf dem der Serv knieet, verrichtet der Fürst seine Andacht. Der griechische Kultus hat die altchristliche Wahrheit: Vor Gott gilt kein Standesunterschied der Menschen, in seinen Kirchen noch nicht zur Lüge gemacht, wie die meisten andern in den ihrigen.

CLXXVI. Ruine Lahneck bei Coblenz.

Das tiefe, romantische Thal der Lahn, von steilen, bewaldeten Anhöhen umgeben, aus denen von Zeit zu Zeit ein nackter Fels kühn hervorspringt, und von den Schluchten brausender Waldbäche häufig durchschnitten, führt, vielfach sich krümmend, von Ost nach West zum Rhein. Sein Strom theilt das Nassauische Land in zwei fast gleiche Hälften; er ist schiffbar bis Dietz und Hauptkanal für den Verkehr des Herzogthums rheinauf- und abwärts mit Wald- und Berg-Produkten: Holz, Kohlen, Gyps, Eisen und Mineralwasser. Die Lahnmündung, 1½ Stunde oberhalb Coblenz, ist ein reizender Punkt. Zwischen zwei Vorgebirgen, auf denen die Burgruinen Lahneck und Oberlahnstein prangen, drängt sich der Fluß dem großen Strome entgegen, und rechts und links, dicht am Rheinufer, blinken freundlich die Flecken Ober- und Niederlahnstein. Schon Ausonius sang der herrlichen Lage dieser Orte ein Loblied.

---

machen, muß man sich einen 340 Fuß hohen Tempel denken, ganz von Marmor und Bronze, von einem Kranze aus 112 Riesensäulen eingefaßt, jede aus einem einzigen Stück rothen, polirten Granits. Vier Frontispizen sind nach den vier Weltgegenden gerichtet, und ihre Giebelfelder zieren 120 Fuß lange bronzene Basreliefs. Ueber dem Ganzen, aus der Mitte desselben, erhebt sich ein Dom, 109 Fuß im Durchmesser, mit ganz vergoldeter Kuppel und umgeben abermals mit einer Riesenkolonnade, die auf dem Hauptgebäude, 170 Fuß über dem Boden, steht. Man ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Säulen zu derselben, von denen jede 2200 Zentner wiegt, auf ihren hohen Standpunkt aufzustellen und dem Oberarchitekten von Montferreau sind vom Kaiser die Mittel zur Verfügung gestellt, den äußeren Bau bis zum Jahre 1842 zu vollenden.

Lahneck ist die Ruine am rechten Ufer. Geisterhaft erheben sich die geschwärzten Mauern und Thürme dieser alten, schon im 16ten Jahrhunderte zerstörten Tempelherrenburg von ihren Felsen, deren häufig besuchte Zinnen eine zwar nicht weite, aber höchst malerische Aussicht beherrschen. Hier und auf dem Kastell gegenüber (das zum Theil noch bewohnt ist) hielten sich oft die Kurfürsten des Reichs auf, wenn sie auf dem nahen Königsstuhl Wahl gehalten hatten für das Reichsoberhaupt, oder Gericht über dasselbe gepflogen. Mehre Wahlurkunden datiren von diesen Burgen und auch jene merkwürdige, welche am 20. August 1400 den Kaiser Wenzeslaus, weil er „anvertraute Gewalt gemißbraucht zu schlechtem Regiment, zu Raub am Volk und an der Freiheit" unwürdig erklärte Deutsche zu regieren und ihn des Thrones entsetzte.

Der Königsstuhl stand auf einem Berge am linken Rheinufer, etwa eine Stunde von Oberlahnstein, beim Flecken Rhens. Es war ein steinernes, kapellenartiges Achteck, unten offen und ruhte auf 8 Bogen. Um eine runde Säule in der Mitte wand sich die Treppe, die zu den Steinsitzen der acht Kurfürsten auf der Zinne führte. Ihr Thronhimmel war der Himmel selbst. Hier, wo sich das deutsche Land herrlich vor ihren Augen ausbreitete und Deutschlands Strom zu ihren Füßen sich wälzte, sichtbar allem Volke, versammelten sich die Kurfürsten, nicht blos zur Königswahl, sondern auch, um über die wichtigsten Reichsangelegenheiten zu rathschlagen; hier wurde der Landfriede beschlossen; hier wurde Gericht gehalten über Volksdrücker und Freiheitsdiebe; über Staatsverbrecher mit Krone und Purpur.

Die Aufrichtung dieses Nationalheiligthums geht in die Dämmerungszeit deutscher Geschichte zurück. Es war schon längst außer Gebrauch gekommen, als im 17ten Jahrhundert ein Blitzstrahl es zerstörte. 1624 wieder aufgebaut, ward dieses ehrwürdige Denkmal der Freiheit 1792 zum zweitenmale zertrümmert; — nicht von den Wettern des Allmächtigen, sondern von der Freiheit neufränkischen Söhnen, welche, wahrscheinlich vom Namen irregeleitet, in antiroyalistischem Eifer das Werk bis auf den Grund schleiften, und die Quadersteine wegführten und verkauften.

Aber das Andenken des Volks wird die Stätte noch lange feiern, und kein deutscher Wanderer sie betreten ohne ernste Vergleichung von Einst und Jetzt, oder sie verlassen mit einem andern Gefühle, als dem tiefer Wehmuth.


Stadt-
bücherei
Elbing



COBURG

von der Südseite

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXXVII. Coburg.

Wer in südöstlicher Richtung vom Thüringer Waldgebirge niedersteigt und dabei dem Lauf eines kleinen Flusses folgt, welcher unmittelbar am Fuße dieses Gebirges, unter dem Bleßberg, in einer von hohen Buchen umschlossenen dunkeln Felsengrotte entspringt, wird in ein Thal gelangen, das nach demselben der Itzgrund genannt wird. Unter allen Thälern, welche vom Thüringer Walde nach Franken hinabführen, ist der Itzgrund das reichste und lieblichste; es begleitet seinen Fluß bis an den Main, in welchen er sich ergießt, und öffnet dort seinen traulichen Schooß in dem weiten und prächtigen Mainthal, dessen rebenbedeckte Berge mit Schlössern und Abteien gekrönt sind und in der Ferne von den Domthürmen Bambergs und von der hohen Altenburg überragt werden. Wiesen bedecken den Boden des Itzgrundes in seiner ganzen, fast achtstündigen Länge, und die Anhöhen, die ihn umgeben, tragen entweder noch den Stempel des Gebirges, dessen fortlaufende Arme sie sind, oder sie zeigen sich in sanfteren Formen und prangen im Laubschmucke einer üppigen und schönen Vegetation. Ein milderes Klima, der Athem des warmen und lieblichen Frankenlandes, weht bereits in diesem Thale, und nicht zu verkennen ist die erste Wirkung des Sonnenstrahls, der die Traube des Stein- und Leistenweins an ihrem Felsenabhange reift. Jeder, der, von Sachsen kommend, den Itzgrund betritt, wird aus der Physiognomie seiner Natur, aus dem Gruß seiner Bewohner, der Eigenthümlichkeit ihrer Tracht und Sprache, und aus manchem Andern, welches sich nur fühlen und erkennen, aber schwer beschreiben läßt, entnehmen, daß er den Norden hinter sich habe, und Süd-Deutschland sich vor ihm eröffne.

Eine große Menge von heitern Wohnplätzen, Zeichen einer dichten und glücklichen Bevölkerung, belebt den Itzgrund; ein Dorf reiht sich an das andere, und die Wohnungen des Landmanns haben ein behagliches und wohlhabendes Ansehen. Eine Menge Schlösser und Edelsitze, theils auf den Bergen, theils im Thal gelegen, bringen erheiternde Mannichfaltigkeit in die Ansichten, von welchen uns das vorliegende Blatt die einzige Stadt des Itzgrundes, seine Perle und seine Beherrscherin zugleich, vor das Auge rückt. Da nämlich, wo der vom Gebirge kommende Fluß, nachdem er eine Zeitlang seinen nach Mittag gerichteten Lauf verlassen, diesen wieder einschlägt, und wo die Pforte des Thals sich eröffnet, das wir so eben geschildert haben, liegt Coburg, die Hauptstadt des Fürstenthums gleichen Namens, und die Residenz des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Zu welcher Zeit Coburg erbaut worden ist und welches der Ursprung seines Namens seyn mag, sind Fragen, welche der Raum hier nicht zu erörtern erlaubt. Nur so viel sey bemerkt, daß bereits um die Mitte des eilften Jahrhunderts der Name der Stadt in Urkunden erscheint, und daß rücksichtlich dieses Namens gern angenommen wird, ein gewisser Graf Cobbo habe auf Veranlassung Kaiser Heinrich des Ersten das über der Stadt gelegene Bergschloß erbaut und diesem seinen Namen gegeben, welcher dann auf den später entstandenen Ort übergegangen sey. Längere Zeit befand sich dieses Bergschloß mit der ganzen Umgegend im Besitz der im Mittelalter so mächtigen Grafen von Henneberg, denen es auch mehrfach zur Residenz diente, bis es durch Heirath an das sächsische Fürstenhaus kam. „Malt mir ja," sprach in Bezug hierauf einst Churfürst Friedrich, der Weise, zu Meister Lukas Kranach, damals in Wittenberg, „malt mir ja die Henne recht säuberlich und fein, denn sie hat dem Hause Sachsen ein gutes Ei gelegt." Auch die sächsischen Regenten residirten oftmals auf der Veste Coburg, bis in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Herzog Johann Ernst hierin eine Aenderung getroffen wurde. Er hatte das Schloß „die Ehrenburg" in der Stadt neu aufgeführt, und verlegte die Residenz in dasselbe. Unter den Fürsten, welche am längsten hier regierten und am meisten zur Vergrößerung der Stadt mit thätigem Eifer beitrugen, muß vor Allen Herzog Casimir genannt werden, der vom Jahre 1586 bis 1633 zu Coburg residirte; zunächst aber der jetzt regierende Fürst, der mit dem Sinn für das Schöne auch einen fein gebildeten Kunstgeschmack vereinigt.

Die Stadt, welche hier auf unserem Bilde aus dem Grün einer lachenden Landschaft ihre freundlichen Thürme erhebt, überragt von der alten Veste und sanft bespült von den Wellen der Itz, die an ihren Mauern hinfließt und deren Spiegel wir gleichfalls im Vordergrund erblicken, zeigt sich uns von der südwestlichen Seite. Sie hat fünf Thore, eben so viele Kirchen (vier protestantische und eine katholische), nahe an achthundert Wohngebäude und nicht ganz zehn tausend Einwohner. Ihre Bauart ist keineswegs modern, und trotz mancher, sowohl im Innern als vor den Thoren neu aufgeführten Häuser, trotz der geschmackvollen Gartenanlagen, welche ein naturfreundlicher Sinn nach und nach in ihren Umgebungen hervorrief, wird die Stadt dennoch niemals eine modern-heitere, oder elegante genannt werden können, Begriffe, denen der Charakter des mittelalterlichen Baustyls, welcher Coburg durchaus eigen ist, zu sehr widerspricht. Seine Straßen sind ungleich und, mit wenigen Ausnahmen, eng und winkelig. Dagegen zeigt es jenen Städtetypus, der im südlichen Deutschland heimisch ist, und den Anfang des wohnlich-stattlichen Elements von Bürgerthum, welches in Nürnberg seine höchste und edelste Erscheinung feiert.

Vom Residenzschloß, der Ehrenburg, ist auf unserem Bilde nur der mit einer Flagge geschmückte Thurm sichtbar, rechts vom Hauptthurme der Stadt; seine Flügel sind von derselben verdeckt. Es steht auf dem Raum, den, bis zur Reformation, ein Barfüßerkloster einnahm, und erhielt seine gegenwärtige Gestalt, die nicht allein dem fort-

geschrittenen Geschmacke der Zeit, sondern auch höheren Ansprüchen der Schönheit entspricht, erst im Jahre 1818 durch den jetzt regierenden Herzog. Es konnte damals indessen nur Ein Flügel, der östliche, ganz vollendet werden; an der Umgestaltung des westlichen, welche aus verschiedenen Ursachen eine zeitlang ausgesetzt blieb, wird gegenwärtig eifrig gearbeitet. Das Schloß enthält eine Menge sehr schöner Gemächer, eine Kirche und mehrere Säle, unter denen der Riesensaal, dessen Decke von kolossalen Caryatiden gestützt wird, der ausgezeichnetste ist. Auch viele Gemälde, namentlich aus der niederländischen und neu-französischen Schule, schmücken die Galerien der Residenz und unter den Familienportraits sind mehrere von berühmten Meistern gemalt. Nach dem Schlosse verdienen das Zeughaus, das Regierungsgebäude, das Casimirianum und das Rathhaus genannt zu werden; Gebäude, welche sämmtlich aus der Regierungsperiode des Herzogs Casimir stammen und in ihrer mittelalterlichen Großartigkeit selbst Nürnberg zur Zierde gereichen würden. Das Zeughaus, dessen ursprüngliche Bestimmung sein Name andeutet, dient jetzt zum Lokal verschiedener Behörden und Kassen und in seinem oberen Stockwerke befinden sich mehrere sehr werthvolle Sammlungen. An der Spitze dieser letzteren muß eine Bibliothek von etwa fünfzig tausend Bänden genannt werden, ein Kupferstichkabinet, von dem Vater des regierenden Fürsten zu einem der wichtigsten in Deutschland herangebildet, eine kostbare Gewehrkammer mit den prächtigsten und seltensten Waffen, unter denen sich viele türkische befinden, werthvolle Siegestrophäen eines Feldherrn, dessen Namen die Geschichte mit Achtung und Anerkennung nennt und der dem fürstlichen Hause von Sachsen-Coburg angehörte, des k. k. Generalfeldmarschalls, Prinzen von Coburg, der sein thatenreiches und ruhmvolles Leben im Jahre 1816 hier beschloß; und endlich eine Sternwarte im obersten Raum des Gebäudes. Das Regierungsgebäude, auf dem Markte, dem Rathhause gegenüber, ist ein stattlicher, mit Schnitzsäulen, Wappen, Standbildern und dergleichen verzierter massiver Bau. Es enthält die Sitzungssäle und Kanzleien der höchsten Landesbehörden, mit Ausnahme des Ministeriums. Das Rathhaus umfaßt allen zur Verwaltung städtischer Interessen nöthigen Raum und ist zugleich das Lokal eines Gewerbvereines, einer Sonntagsschule und — einer Anstalt, welche schwerlich in so ehrenhafter Gesellschaft gesucht werden möchte: des Lotto. — Einer besondern Erwähnung verdient das Casimirianum unweit der Hauptkirche. Sein fürstlicher Erbauer hatte es zu einer Anstalt bestimmt, welche die Mitte zwischen Gymnasium und Universität halten sollte, eine Einrichtung, welche lange beibehalten ward, jedoch mit dem Anfang dieses Jahrhunderts eine Aenderung erlitt. Gegenwärtig ist das Gymnasium, nur als solches, in blühendem Zustande und der Leitung einsichtsvoller Männer vertraut. Es zählt unter seinen Hülfsanstalten eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und verschiedene physikalische Apparate. Außer dem Gymnasium gibt es an höhern Lehranstalten in Coburg noch ein Seminar für Schullehrer. — Die Anstalten für Elementarunterricht begreifen eine Rathsschule für Knaben, mehrere Mädchenschulen und auch ein kürzlich gegründetes Taubstummen-Institut. Unter den

Kirchen ist die des heiligen Mauritius die Hauptkirche der Stadt und wir sehen ihren ansehnlichen Thurm im Mittelpunkte des Bildes sich erheben. Der Bau der Kirche war für zwei solcher Thürme berechnet, aber wie bei so vielen Kirchen und Kathedralen, welche an ähnlicher Nicht-Vollendung leiden, kam der zweite niemals zur Ausführung. Indessen ist die Kirche immer ein ansehnliches Gebäude und enthält in ihrem hohen Chor mehrere Grabmonumente, ausgezeichnet sowohl in historischer, als künstlerischer Rücksicht. Das vorzüglichste derselben ist die, aus Alabaster gefertigte, von Figuren, dem Zeitgeschmacke gemäß fast überladene Pyramide, welche dreißig Fuß hoch an der Wand des Chors sich aufrichtet und ein Denkmal ist, welches Herzog Casimir seinen unglücklichen Eltern weihte.*)

In der Gruft der Morizkirche ruhen alle Mitglieder des herzoglichen Hauses von der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis auf die neuesten Zeiten, mit Ausnahme des zuletzt verstorbenen Herzogs Franz und seiner Gemahlin, die in einem eigens für sie erbauten kleinen Mausoleum im freundlichen Hofgarten den Todten-Schlummer schlafen. Die vier übrigen Kirchen sind: die Schloßkirche, die Kirche zum heiligen Kreuz, St. Salvator und die katholische Kapelle außerhalb der Stadt, an der Straße nach katholischem Lande, dem schönen benachbarten Bisthum.

Als Handelsort ist Coburg nie bedeutend gewesen und von größern Fabrikanstalten sind blos die für Rothgarnfärberei, Zeugweberei und Porzellainmalerei bemerkenswerth. Dagegen sind die eigentlich bürgerlichen Gewerbe sehr blühend und sie wurden die Grundlage des Reichthums, der in vielen Bürgerfamilien seit mehren Generationen festgehalten wird. Besonders wichtig ist die Bierbrauerei, welche ein weit und breit berühmtes, sehr gesundes Getränke liefert und ein Kapital von 4 bis 500,000 Gulden beschäftigt. Die hiesigen Sattler-, Schreiner- und Wagnerarbeiten sind wegen ihrer Solidität bekannt und beliebt.

Wenn man von Coburg redet, so würde es fast Ueberwindung kosten eines Umstandes nicht zu erwähnen, welcher einen längern oder kürzern Aufenthalt in dieser Stadt dem Fremden mit wenigen Ausnahmen angenehm und werth macht. Es ist dies die treuherzige, edle Biederkeit ihrer Bewohner. Die ungemeine Freundlichkeit der Natur scheint hier auch die Seelen freundlich gemacht zu haben. Coburg bietet dem Fremdling, der sich dort niederläßt, etwas, was er in größeren Residenzen und prächtigeren Städten nur zu oft vermissen wird, ein herzliches Wohlwollen und jenes heitere Entgegenkommen, welches glücklichen Naturen eigen ist und nicht überall getroffen wird.

---

*) Der Vater des Herzogs Casimir war Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Gotha, der in Folge der bekannten Grumbachischen Händel die Reichsacht auf sich zog und nach 28jähriger Gefangenschaft, wohin ihm seine Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz, freiwillig gefolgt war, in Oesterreich starb.

Von der Stadt werfen wir noch einen Blick auf die alte Veste, welche sich über ihr erhebt und die Krone der ganzen Gegend bildet. In der That, aus der Ferne gesehen, namentlich von Süden her, hat die äußere Gestalt der Veste Coburg Aehnlichkeit mit einer Krone und da sie die höchste Lage im Umkreise mehrerer Stunden einnimmt, scheint sie als solche über den Bergen zu schweben. Der Weg, der von der Stadt hinaufführt, ist auf das beste gebahnt und läuft zwischen Gärten und freundlichen Anlagen hin. Weinpflanzungen bedecken den südlichen Abhang des Berges und überall sieht man die Schönheit der Natur durch die sorgsame Hand der Kunst benutzt, hervorgehoben, unterstützt. Eine immer reichere und blühendere Aussicht entfaltet sich mit jedem Schritte aufwärts. Thüringische, bayerische und böhmische Gebirge begrenzen den Horizont und winken mit ihren näheren oder ferneren Häuptern. Schlösser, noch in wohnbarem Zustande oder in Trümmer gefallen, zeigen sich überall auf den Bergen. Es sind ihrer acht in ziemlicher Nähe, die man zählen kann; auch eine Wallfahrtskirche*) und ehemalige Klöster**) stellen sich dem Auge dar.

Ueber eine Zugbrücke gelangt man durch ein alterthümliches, von Invaliden bewachtes Thor in das Innere der Burg. Doch den hauptsächlichsten Theil derselben, das große Gebäude, welches sich auf unserem Bilde zeigt, nimmt statt der sonst fürstlichen Bewohner, jetzt die Strafanstalt des Landes, das Zuchthaus ein! Nur der nördliche Flügel des Schlosses erinnert noch an ursprüngliche Bestimmung und Pracht und befindet sich entweder noch ganz in dem Zustand, wie er im 16. Jahrhundert die Residenz der Fürsten war, oder ist neuerdings im alten Geschmacke hergestellt worden. Besonders sehenswerth ist das sogenannte Hornzimmer, dessen Decke und Wände mit kunstvollen Holzschnitzereien und Einlegungen aus den Zeiten Casimir's geschmückt sind. Martin Luther hielt sich vor und nach dem Augsburger Reichstage (1530) längere Zeit hier auf und sein herrliches, ewiges Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" ward hier gedichtet. Die Veste enthält noch ein Zeughaus, eine Rüstkammer, verschiedene Bildnisse und Gemälde, eine Kirche, wo Luther oft begeisterten Zuhörern predigte, einen sehr tiefen Brunnen, mächtige Basteien rc. Ein Theil der Wälle ist in neuester Zeit abgetragen und in eine prächtige Terrasse mit entzückender Aussicht umgewandelt worden.

In der freundlichen Nachbarschaft der Stadt sind die herzoglichen Lustschlösser Rosenau, Kallenberg und Ketschendorf für jeden Fremden eines Besuches werth.

---

*) Die Kirche von Vierzehnheiligen am Main.

**) Banz und Mönchröden.

CLXXVIII. Burg Landeck im Innthale in Tyrol.

Sind die Naturscenen der Schweiz groß, erhaben, allbewundert, so sind es nicht minder die Schönheiten unsers viel größern deutschen Alpenlandes, denen, im Vergleich zu jenen, der Vorzug weit größerer Mannichfaltigkeit nicht abgestritten werden kann. Ein Thal aus dem Voralberg, ein Thal aus der breiten Centralkette Tyrols, oder aus jener Steyermarks, eine Gegend um Klagenfurt, um Botzen, um Idria; aus dem Fassa=, oder aus dem Pusterthale: wie himmelweit sind die Hauptzüge dieser Gegenden von einander verschieden! Bald die Hochgebirgsgemälde der Kalkalpen mit ihren öden, 7—8000 Fuß hohen, rissigen und ausgehöhlten Hochflächen; bald bis an ihre Gipfel mit saftiggrünen Matten bedeckte Bergspitzen, Schneefelder auf dem braunen Fels des Urgebirgs; bald die Eisgefilde, Eismeere, in allen ihren Formen: als Hochfirnen, Gletscherebenen, Gletscherstufen und Gletscherstürze; Eisberge, Eishörner, Eisnadeln, Eiskegel und Riffe; die Thal=, Strom= und Seegebilde von allen Abstufungen: Thalengen und Weitungen; Thalstürze und Ebenen; da ein weiter Seespiegel im Hügelland, nur in der Ferne von den Hochalpen begrenzt; dort ein reizender Seebusen, azurblau und von hohen Marmorwänden umschlossen; dort ein Hochsee, schon in der Wolkenregion schwebend und nur von dem grau=grünen Kranze zackigter Hochgipfel noch eingefaßt und getragen.

Jede Gegend der deutschen Alpen hat des Eigenthümlich=Schönen so Vieles, daß es gewissermaßen ungerecht wäre, eine einzige als die vorzüglichste zu bezeichnen. Mancher setzt die Szenerien des üppig=wilden Etschthals Allem voran; Mancher reicht den Naturgemälden des Salzathals den Preis; Mancher erkor die Gegenden der Drau und der Ens zu seinen Lieblingen: die meisten Meinungen für die größern Vorzüglichkeiten möchte indeß immer das Innthal für sich vereinigen, das in seiner 50stündigen Länge dem Wanderer einen wirklich unendlichen Reichthum von Naturschönheiten, von den lieblichsten an bis zu den grauenhaftesten und grandiosesten, darbietet. Kein Gebirge hat einen Strom aufzuweisen, wie diesen mächtigern Alpenstrom, der seine grünlich=weißen Wogen bald durch weites, tiefes Thal treibt, belebt von Städten und volkreichen Flecken, bald durch wild=schauerliche Engen fortwälzt, während ihm vom plötzlichen Abbruch eines Hochthals der mächtige Gies=


Stadt-
bücherei
Elbing

CLXXVIII



Stahlst. v. Alex. Marx Nbg.

BURG LANDECK in TYROL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

bach donnernd zustürzt, Dampfwolken, wie ein Vulkan, von sich schleudernd, oder der Schleier eines Staubbachs, kaum hörbar, von duftiger Wand ihn umflattert. —

Landeck ist in diesem Szenenschmuck ein kostbarer Juwel. Von Innsbruck führt die Bregenzer Straße bei der steilen Martinswand vorbei (wem hätte wohl nicht die Romanze die Geschichte vom Kaiser Max erzählt!) über Zirl, Telfs und Nassereith (von dem Gipfel des diesem Ort nächsten Bergs fällt der Blick auf das prachtvollste Amphitheater der ganzen Alpenwelt) nach Imst, einem schönen, gewerbthätigen Flecken, berühmt durch seinen Bergbau und noch mehr durch die Zucht der schönsten Kanarienvögel, mit welchen bis in die fernsten Weltgegenden Handel getrieben wird. Von Imst aus wird das Thal enger, das Flußgefälle steiler, die Bergwände höher und senkrechter. Nach 3 Stunden erreicht man Landeck, dessen Häuser in der finstern Schlucht hinziehen, welche hier so enge ist, daß die hintern Wände der Wohnungen oft von dem Felsen selbst gebildet werden, an denen sie, gleich Schwalbennestern an den Häusern, angebaut sind. Doch hat das gewerbfleißige und gar nicht arme Dorf eine niedliche Kirche. Hoch über dem Orte prangt auf einem Felszacken, wie der Horst eines Lämmergeiers, die uralte Felsenburg, welche dem Dorfe den Namen gab. Die Trümmer sind nicht ohne Anstrengung auf schlüpfrigem Steinpfade zu erklimmen. Aber es lohnt die Mühe der herrliche Blick auf eine der frappantesten Szenen des romantischen Innthals. Unten fluthet und tobt über sein schroff abstürzendes Felsenbett hin der gewaltige Inn und sprühet Dampfwolken auf; ruhig überschreitet die feste Brücke den Zürnenden und der friedliche Verkehr zieht auf ihr unbesorgt unter den Mauern hin, denen einst kein Fuhr- und Handelsmann ohne Todesfurcht im Herzen nahe zu kommen wagte: — denn Landeck war eines der berüchtigsten Raubnester, und seine Besitzer, so oft sie auch wechselten, lebten vom Sattel und Stegreif.

Die Ruinen Landecks sind noch von großer Bedeutung. Wände, Thurmtheile und gewaltige Mauerreste stehen noch, ungerechnet, was von den Burggebäuden zu neuern Wohnungen im Dorfe verwendet worden ist. Die Zerstörung der Veste fällt in das fünfzehnte Jahrhundert.

CLXXIX. Brüssel.

Mit sinkender Nacht erreichte ich*) durch das Laekener Thor die Haupt- und Residenzstadt Brüssel. Ein halbdurchsichtiger Rauchschleier war über den weiten Raum, den die Stadt auf einem Hügel und der Ebene einnimmt, gelagert; tausende von Gaslichtern blitzten wie helle Sterne daraus hervor, und hunderte von Rauch ausstoßenden, schwarzen Feueressen, die sich dazwischen reiheten, sagten mir schon von der Ferne, daß Macht, Industrie und Gewerbe dort friedlich neben einander thronten. Durch die schnurgerade, prachtvolle Laekener Straße, über welche vierarmige Gasreverberen, wie so viele Kronleuchter, schwebten und das blendendste Tageslicht verbreiteten, und zwischen prächtig erleuchteten und geschmückten Kaufläden, die sich ununterbrochen an einander reiheten, gelangte ich zum Mittelpunkte der Stadt. Dort werden die Straßen plötzlich enge; unregelmäßig winden sie sich in einander, und statt der prächtigen, colossalen Wohnungen im modernen Style sieht man vorspringende Giebel der Straße zugekehrt, alterthümliche Häuser aus den Zeiten Karl's des Fünften, oder Philipp's des Zweiten, deren Styl an die spanische Herrschaft erinnert. In meinem Hotel auf dem GRAND PLACE angekommen, verdrängte das Bedürfniß der Ruhe bald jedes andere: die 36stündige Eilwagentour (ich hatte gestern früh noch im CAFÉ DES ETRANGÈRS in Paris gefrühstückt, hatte mich mehr, als ich mir selbst bewußt war, abgespannt, und bald nahm mich Morpheus in seine Arme auf.

Am andern Morgen begann ich die Wanderung durch die nahe an 100,000 Bewohner zählende Stadt. Den alten, innern Kern ausgenommen, welcher den Typus altspanischer Städteformen hat, fand ich die Straßen regelmäßig, geräumig, luftig, die Häuser wohlgebaut, von gefälligem, sehr viele von pallastähnlichem Ansehen. Brüssel gehört unstreitig unter die schönsten Städte des festen Landes und in deren vorderste Reihe.

Ich begann meine REVUE DES CURIOSITÉS mit dem VIS A VIS meines Zimmers: dem Rathhause nämlich, welches das schönste und prächtigste auf der ganzen Erde, und nicht blos dem Namen nach ist. Auf meiner Skizze (nach welcher nebiges Bild gestochen ist) macht sich's als das hoch über die Gebäudemasse hervorragende, fensterreiche Dach mit dem schlanken, reich verzierten Thurm kenntlich. Es liegt am GRAND PLACE (dem Markte), der ein langes Viereck bildet, und füllt mit seiner Fronte eine ganze Seite desselben aus. Ich wüßte

*) Aus des Herausgebers Tagebuch und Notizen.



A. Marx sculp.

BRÜSSEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

unter allen, die ich gesehen, kein schöneres Gebäude im lombardisch-gothischen Style zu nennen, und selbst in der Unregelmäßigkeit seiner Verzierungen sieht man nichts als ein Uebermaß von Reichthum der schaffenden Phantasie. Das Unsymmetrische scheint hier zum höchsten Ebenmaße geadelt. Die Stadthäuser von Paris, Gent, Brügge, Cöln, London, selbst das in Amsterdam, obschon herrlich für sich, würden neben diesem wie eine hübsche Dorfkirche gegen einen Straßburger Münster erscheinen. Welche Begriffe gibt ein solcher Bau von dem Gemeingeist, dem Reichthum und der Kraft einer Bevölkerung, die ihn möglich machten! Das gesammte Vermögen aller Bürger manches Königreichs würde in unserer Zeit nicht Gleiches hervorbringen können, wenn auch die Kunst es noch vermöchte.

Dies Gebäude (aufgeführt im 14ten und 15ten Jahrhundert) bildet ein regelmäßiges Viereck, von dem jede Seite 320 Fuß lang ist. Die dem Markte zugekehrte Hauptfronte ist 120 Fuß hoch, und die Mitte trägt den herrlichen Thurm, ein wahres Wunderwerk, das wie leichte, zarte Filagränarbeit in tausendfach verschlungenen Formen 370 Fuß hoch in die Wolken steigt. Die colossale, 20 Fuß hohe Statue des streitfrohen Himmelsfürsten — Sankt Michael, der den Drachen erwürgt — von vergoldetem Kupfer, prangt auf der Spitze, und mit dem flammenden Schwerte macht er den Wächter der Stadt. Die innere Ausstattung ist des Aeußern ganz würdig. Sie ist die alte geblieben unter dem Wechsel der Zeit und der Herrscher. Alle Räume sind mit den kostbarsten Brüsseler Tapeten behangen, die Decken, Treppengeländer mit kunstvollen Schnitzereien verziert. Der Gemäldeschatz, obschon vielfach beraubt, ist noch immer einer der bedeutendsten in den ganzen Niederlanden.

Durch die RUE DE LA VIOLETTE, in der Richtung nach dem Thore von Namur, kam ich zum alten Getreidemarkte, mit dem ehemaligen Oranischen Palais, jetzt dem National-Museum. Die Sammlungen bestehen aus einer Gemälde- und Antikengallerie, einer Bibliothek von 200,000 Bänden, einem Kupferstich- und einem reichen Naturalienkabinet. Einige der schönsten Piecen sind der königlichen Akademie zum Sitzungslocale angewiesen. Das Gebäude ist im reichen, altgothischen Style und von einem Grafen von Nassau, 1502, vollendet worden, nachdem der Bau schon anderthalbhundert Jahre früher begonnen hatte. — Von hier aus wanderte ich durch die RUE DE L'HOSPITAL und die DE LA MADELEINE; unversehens stand ich vor dem größten Pallaste Brüssels, und mit freudigem Erstaunen las ich über dem Haupteingange **Palais de l'industrie.** Der Fleiß hatte also hier wirklich sein königliches Haus!

In dieses Pallastes sich an und über einander reihenden Sälen und Zimmern, welche die befreundete Hand der Macht mit königlicher Pracht dekorirt hat, sind alle Erzeugnisse von Belgiens Gewerbthätigkeit zur Schau ausgestellt und dem Geringstscheinenden ist ein Ehrenplätzchen eingeräumt. **„Voilà notre galérie de Versailles,“** sagte

15*

leuchtenden Blicks, mein Brüsseler Freund, und die Phrase machte mir eine schlaflose halbe Nacht. Ich nahm sie kopfschüttelnd auf und am Ende gab ich ihm Recht. Ein und zwanzig Säle und Zimmer füllten blos Modelle und Musterexemplare von allen anerkannt-guten Maschinen für jede Art von Industrie und Gewerbe, für Haus- und Landwirthschaft. Diese Säle sind immer und allem Volk geöffnet und mit dem lebhaftesten Interesse sah ich Hunderte von Handwerkern und Landleuten zeichnen, messen, probiren, sich zusammen gruppiren und über den Werth und Unwerth des Untersuchten diskutiren. — In dem untern Stocke sind die Räume für die Gewerbschule; dort sah ich 1600 junge Leute (Lehrlinge von allen Handwerkern ꝛc.) mit Zeichnen, Modelliren, der Mathematik, Mechanik und Experimentiren in der gewerblichen Chemie unter der Anleitung von einigen 30 Lehrern beschäftigt. — Belgiens ehrenvolles Voranschreiten in allen Zweigen der Industrie, das Wunder seiner Nationalwohlfahrt, ist mir, seit meinem Besuche des PALAIS DE L'INDUSTRIE, kein Räthsel mehr.

Die nächste Straße führt nach der RUE ROYALE, der schönsten und größten Brüssels, deren eine Hälfte Fronte gegen den herrlichen Park macht, welchen wir in einem frühern Theile dieses Werkes schon beschrieben haben. Hier raste der harte Kampf um Belgiens Unabhängigkeit in den Augusttagen 1830 am hartnäckigsten; aber jede sichtbare Spur davon wäre verlöscht, zeugten nicht die häufig abgerissenen Aeste und zerschossenen Stämme der hundertjährigen Bäume an der Außenseite des Parks von der Verwüstung, welche hier die Kanonenkugeln angerichtet haben müssen. Der königliche Pallast, dem Parke gegenüber, hat eine imposante Vorderfronte und sein Inneres ist sehr geschmackvoll meublirt. Der König residirt aber gewöhnlich in Laeken. — Nahe dabei ist der Pallast der Prinzen von Oranien, einer der schönsten Europa's. Alle Wände der innern Räume sind mit den edelsten Marmor- und Jaspisarten, die Fußböden mit wohlriechenden Zedern-, mit Rosen- und köstlichem Sandelholz ausgelegt, die Decken von den Händen berühmter Maler geziert, oder auf das reichste vergoldet. Die Meubles allein, zum Theil von massivem Silber, sind auf 6 Millionen Gulden geschätzt worden. Seit der Vertreibung des Hauses Nassau steht dieses Krongut seines ehemaligen Fürsten unter Sequester des Belgischen Volks. Der andern Seite des Parks gegenüber erhebt sich die prächtige Säulenfronte des PALAIS DE LA NATION, in welchem die beiden Häuser des belgischen National-Congresses ihre Sitzungen halten. Die Verzierung der Versammlungsräume ist sehr einfach; doch würdig. Am schönsten ist die Ausschmückung der Gallerie für die Zuhörer: das Volk. — Betrachten wir nun noch Brüssels gefeiertesten Gottestempel! und dann sey es für heute genug. Die Kathedrale von St. Gudule gehört zu den schönsten Denkmälern des byzantinischen Kirchenstyls. Ihre Erbauung fällt in das 13te Jahrhundert. Sie hat die Form eines länglichen Vierecks mit hervorspringenden Portiken und besteht aus dem Schiff mit 2 Seitenflügeln, welche von jenem durch nahe an 100 Fuß hohe Säulenbündel getrennt sind. Die Länge der Kirche mißt fast 400 Fuß. Kunstschätze der Oel- und Glasmalerei, Erzgießerei, der Metall- und Holz-

sculptur, hier bewahrt, lassen Tausende hieher pilgern, welche die Heilige Gudula nicht kennen, deren Leib hier in silbernem Sarge ruht. — Auch im Pallaste des Herzogs von Aremberg ist eine Gemälde- und Antikengallerie, welche unter die kostbarsten Europa's gehört. — Wir werden, da uns in diesem Werke noch ein drittes Bild aus Brüssel beschäftigen wird, später darauf zurückkommen.

CLXXX. Eppstein.

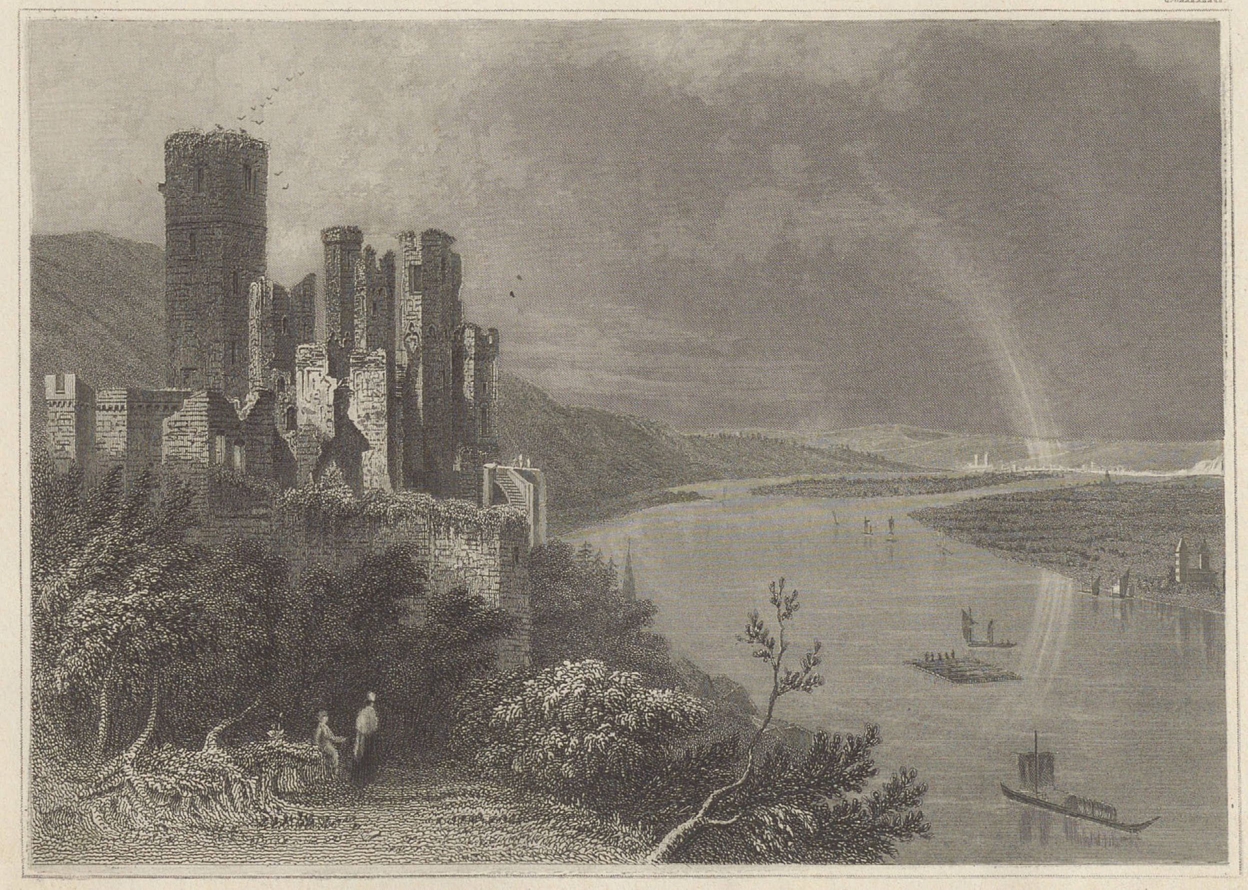
Ausgebrochen sind die Wappenschilde
Und die Zinnen über'm Brückenthor;
Wie verwaist im schweigenden Gefilde
Ragt des Thurmes Mauerkron' empor.
Doch noch kühn im Sinken halten
Wänd' und Wall am Felsen fest,
Baut auch in der Mauerblende Spalten
Längst die Eul' ihr räuberisches Nest.

Den südlichen und westlichen Abhang des Taunusgebirges schmückt eine Kette von Burg- und Klosterruinen, welche theils auf isolirten Bergkegeln, wie der Königstein und Falkenstein, theils auf den Kämmen langer Höhenzüge, theils auf den Felsen gebaut sind, welche die Schlucht- und Thalwände des Hauptgebirgs malerisch durchbrechen. In einem tiefen Bergkessel, umgeben von steilen, bewaldeten Höhen, ragen auf einem isolirten Felszacken die Trümmer der Burg Eppstein, die morschen Reste der alten Reichsburg, von welcher ein berühmtes Grafen- und Dynastengeschlecht Namen, Besitzungen und Rechte hatte. Mit stillem, düstern Ernste schaut sie in den Flecken,

gleichen Namens, welcher den Fuß ihres Felsens umgibt, und in den fruchtbaren Gau, dessen Schirm sie einst gewesen. Die vorhandenen bedeutenden Mauern, Thürme, zertrümmerten Bollwerke und Thorhallen zeugen von der ehemaligen Größe und Festigkeit dieser verödeten Burg, und lassen den tiefen Eindruck ahnen, den sie einst machen mußte, da noch ihre Zinnen blinkten und des Burgwarts Horn von ihrer Höhe in den Bergen wiederhallte.

Mancherlei interessante Erinnerungen der Vorzeit knüpfen sich an den Anblick dieser Ruinen. Auf ihrer frühesten Geschichte liegt ein undurchdringliches Dunkel. Niemand kennt ihren Erbauer, und die ältesten der Trümmer weisen in ihrer Bauart auf die Zeit Karl's des Großen zurück. Schon im elften Jahrhundert und bis zu Anfang des fünfzehnten gehörte das Geschlecht der Eppsteine zu den reichsten und mächtigsten Gebietern der ganzen Gegend. Ein Burggraf von Eppstein, berühmt durch seinen Zug in's heilige Land, kam 1058 auf den Kur-erzbischöflichen Sitz von Mainz. Er salbte die Kaiser Heinrich den Vierten und Rudolf. Mehrmals noch in den folgenden drei Jahrhunderten prangte das Geschlecht in der Würde des ersten Fürsten des Reichs. Allmächtig fast gebot, durch seinen Geist und seinen Einfluß, der Erzbischof Gebhard über die deutschen Fürsten. Er setzte die Kaiserwahl seines Vetters Adolf von Nassau durch, und sein Einfluß entthronte ihn auch wieder, als Adolf sich den Absichten des mächtigen Priesters widersetzte. Durch Erbschaften und Verheirathungen erwarb das Eppsteinische Haus im Laufe der Zeit die Grafschaften Diez, Königstein und Falkenstein — und zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, unter Graf Gottfried dem Siebenten, dehnten sich seine Besitzungen über die Hälfte von Nassau und der Wetterau aus. Aber wie oft an den höchsten Lebensglanz des Todes Nacht gränzt, so auch da. Schon Gottfried, das Erlöschen seines Stammes ahnend, verkaufte die Hälfte von Eppstein an den Landgrafen von Hessen und verwendete einen großen Theil des erlösten Geldes auf fromme Stiftungen. 1505 erlosch das Geschlecht, der Rest der Besitzungen fiel an Mainz. Von diesem und von Hessen erwarb sie in spätern Zeiten durch Kauf und Tausch das Fürstenhaus Nassau.


Stadt-
bücherei
Elbing



BURG STOLZENFELS
am Rhein

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXXXI. Stolzenfels am Rhein.

Jede Gegend erhält einen eigenen, romantischen Reiz, wenn wir sie von einer Ruine des Alterthums herab übersehen; zumal eine Gegend wie diese. Was für Contraste des Leblosen und Lebendigen, der Zerstörung und des Gedeihens drängen sich dem Auge da auf, und welche Reihe anziehender Betrachtungen werden dadurch herbeigeführt!

Vor fünf und zwanzig Jahren stand ich auf der nämlichen Höhe und schauete mit Entzücken in das schöne Land. Mit einem Blicke übersah ich die Gegend von Coblenz, welche, wie ein blühender, duftender, üppiger Garten, von waldigen Höhen zum Schutz und zum Schmuck bekränzt, sich in dem südlichen Himmel sonnt. Wie jetzt zog der klare Strom in stiller Majestät durch das herrliche deutsche Land hin, und die Burgen und Berge, und die Städte und Landhäuser besahen sich wohlgefällig in seinem Spiegel. Keine Flagge wehte damals auf Ehrenbreitstein; mit finsterm Ernste blickten die verlassenen, unverwüstlichen Mauern von ihren Felswänden nieder in die schäumende Tiefe, wie die ewige Zeit auf das flüchtige Leben und Treiben der Menschen. — Napoleon! dachte ich damals und fluchte ihm, dem Tyrannen der deutschen Erde.

Es sind erst fünf und zwanzig Jahre; — eine Spanne Zeit! aber welcher unermeßliche Abgrund hat sich, scheidend, zwischen damals und jetzt gelegt. Wie ist Alles in ihr anders geworden! Meine damalige Furcht, meine späteren Hoffnungen, meine Wünsche, meine Erwartungen, — alle traf das nämliche Schicksal; nur mit dem Unterschiede, daß ich jene belache, diese beseufze. Ich selbst bin verändert. Ein fünf und zwanzigjähriger Flügelschlag gegen die niedrige Decke enger Verhältnisse hat meinem Geiste die Schwingen gestumpft und die Kraft zum Himmelsfluge ist hin. Wohl bewegt Furcht und Hoffnung meine Brust noch wie damals; aber wie haben ihre Gegenstände sich verändert! Noch fünf und zwanzig Jahre, und der kleinste Raum ist groß genug für Den, der die Erde zu klein hielt für die mögliche Wirksamkeit eines Menschen. Oder ich lebe noch und bin ein Greis, und denke über die Furcht und Hoffnung von jetzt, wie jetzt über die von damals! Wie gelassen werde ich dann am grünen Tische des Lebens stehen, ein nüchterner, kalter Zuschauer, wenn Gewinnsucht und Verzweiflung die Gesichter verzerren, und mit welchem selbstspöttischen Lächeln des kühnen Pointeurs gedenken, der dem bankhaltenden Schicksal so manchmal sein VA BANQUE! hinwarf. Aber gereuen? Nein, gereuen wird es mich nicht! denn das Leben ist Handlung, und wehe Jedem, welcher das Schicksal nicht fordert, der, reinen Herzens, Kraft und Drang in sich fühlt es zu überwinden, und mit Kampfesfähigkeit ausgerüstet, Kampf und Sieg nicht sucht! — „Ein Krautkopf ist besser, als solch ein Ritter auf der Ofenbank,“ sagt Falstaff.

Verzeih', lieber Leser, die arge Abschweifung. —

Die Burgruine Stolzenfels, eine der prächtigsten am Rhein, liegt bei dem Dorf Capellen auf einem Felsen, der sich kühn über den Strom herüberbeugt. Wohl verdient sie den stolzen Namen. Sie war in der Zeit ihres Glanzes, im 12. und 13. Jahrhundert, die gewöhnliche Sommerresidenz der Trier'schen Erzbischöfe, und viele Kaiser des Reichs in jener Zeit hielten hier Hoflager und Feste. Sie war der Schauplatz der überaus prächtigen Feierlichkeiten zur Verlobung der schönen Isabella, Tochter Königs Heinrich des Dritten von England, mit Kaiser Friedrich dem Rothbart, dem Hohenstaufener. In den Turniren, die hier gehalten wurden, soll, wie die Chroniken erzählen, mehr Blut geflossen seyn, als in manchem Treffen.

Das Schloß galt später mehr für ein Staatsgefängniß, denn für eine fürstliche Residenz, und hatte bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts Trier'sche Besatzung. 1688 erstürmten die Franzosen die Veste, sprengten ihre Werke und steckten sie in Brand. Sie wurde nur zum Theil wieder hergestellt, verfiel von neuem und kam 1825 als Geschenk der Stadt Coblenz, an ihren jetzigen Besitzer, den Kronprinzen von Preussen, der ihre Restauration beabsichtigte, die großen Kosten derselben jedoch gescheut hat.

So wird Stolzenfels wohl Ruine bleiben und als solche die schöne Gegend noch in künftigen Jahrhunderten schmücken.

CLXXXII. Hirnischkretschen.

Die Landschaftnatur hat das Große, daß sie nirgends klein ist, und das Eigenthümliche, daß sie niemals ermüdet. Am Sternen- und Wolkenhimmel, auf Bergen und an Strömen, in Felsen-Thälern und auf blumigen Wiesen geht nichts Einförmiges vor, und wenn auch die Contouren Familienähnlichkeiten zeigen, so wird doch der Beschauer an ihrer Ausfüllung niemals den Reiz der Abwechselung vermissen.

Aber was der Natur gelingt, wird ihrer Nachbildnerin, der Kunst, unendlich schwer. Im kleinen Bilde treten die Umrisse fast allein vor's Auge, und sind in einer Reihe solcher Bilder die Haupt-Charakterzüge gleich, so wird sie unfehlbar übersättigen. Darum werden lange Serien von landschaftlichen Darstellungen einer und derselben Gegend selten gefallen, und wohl in keiner Beziehung gilt das „VARIETAS DELECTAT“ unbestrittener.



Chr. Daumerlang sculp. Nbg.

HIRMKRETSCHEN

an der Elbe

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

CLXXXIII



INNERES der NIKOLSKOI – KIRCHE

Petersburg

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

M. U. 59838 IV pred. str. 123

Der Stahlstich hieneben ist der fünfte aus der sächsischen Schweiz in diesem Werke. Hirnischkretschen, der südliche und schönste Endpunkt der berühmten Gegend möge die Reihe auf passende Weise schließen.

Hirnischkretschen liegt schon auf böhmischem Gebiet. Nur für das Mauth= und das Herrenhaus, (jetzt ein vortrefflicher Gasthof), ist an der prächtigen Elbe Raum, die hier durch die böhmische Felsmauer sich den Weg nach Sachsen brach. Dicht hinter den Gebäuden steigen die Steinwände 300—400 Fuß hoch senkrecht auf. Das Dorf selbst, (welches nichts Merkwürdiges enthält), liegt seitwärts in einem finstern Thale, vom Kamnitzbach bewässert. Brausend sucht der Bach den Strom, der ihn verschlingt.

Der Gasthof ist der gewöhnliche Ruhe= und Erholungspunkt für die Reisenden nach einer mühevollen, aber lohnenden Bergwanderung, und in der schönen Jahreszeit trifft man darum hier fast immer ein buntes Gewühl von fröhlichen Menschen. Nachtlager wird gemeinlich in Schandau gehalten und die Fahrt dorthin gegen Abend zu Wasser gemacht. Sie ist, günstigen Himmel voraussetzend, eine der genußreichsten Partien der ganzen Tour. Man übersieht den Strom auf einer großen Strecke und ein herrlicher Anblick ist's, wenn die scheidende Sonne ihren großen Spiegel, in dem sie den langen Tag über sich beschaut hatte, wie oben den Himmel, mit Rosen= und Purpurstreifen färbt, während sie die stolzen, mit Berg, Wald und Felsen geschmückten Ufer noch mit ihren letzten goldnen Strahlen bestreut. Bald sieht man Schandau mit dem blinkenden Kirchthurm und den hervorragenden Felsen der Schrammsteine am Winterberge, geröthet und gehoben und glänzen wie von allgemeiner Freude. Hinunterwärts aber streckt in seiner ganzen Mäjestät der hohe Lilienstein sein dunkles Haupt, wie ein ungeheures Trauerdenkmal, in die Wolken, dicht neben der Königin des Tages wallendem Feuergrab. —

CLXXXIII. Die Nikolskoy-Kirche in Petersburg.

Die Nicolskoy=Kirche gehört unter die Hauptkirchen Petersburgs, und ist nach der Kasankirche unstreitig die schönste. Sie ist in italienischem Style gebaut und gilt als eins seiner besten Muster. Ihr Inneres hat einige Aehnlichkeit in Dekoration und Anordnung mit der Peterskirche in Rom; freilich in einem viel kleinern Maßstab; denn jene übertrifft diese der Masse nach um mehr als das fünffache.

CLXXXIV. Der Horeb.

Seitdem die Dampfschifffahrt eine wöchentliche, regelmäßige Verbindung zwischen Marseille, Palermo, Triest und Alexandrien hergestellt hat, seit einigen Jahren, ist eine Reise nach Aegypten was Alltägliches geworden. Von Paris nach Cairo dauert die Fahrt eine Woche, und sie ist kürzer, sicherer und bequemer, als vor fünfzig Jahren eine Tour von Frankfurt nach Leipzig war. Schwärme von Europäern durchziehen jeden Sommer das alte Wunderland, und die fashionable Welt gibt sich Rendezvous bei den Pyramiden wie an einem Kurort.

Eine Pilgerfahrt nach dem Sinai gehört zu den interessantesten Exkursionen von Cairo aus, und da sie eben nicht sehr kostspielig und ganz sicher ist, wird sie selten unterlassen. Sie geschieht auf Dromedaren, mit Caravanen, welche in der besseren Jahreszeit täglich von Cairo abgehen, und die oft Menschen aus allen Völkern vereinigen. Die Dromedare sind die angenehmsten Lastthiere, und man sitzt die zwölf Stunden einer Tagereise wie in einem Lehnsessel. Der Weg geht über Suez, das an der nördlichsten Spitze der westlichen jener beiden gabelförmigen Enden des rothen Meeres liegt, welche das steinigte Arabien einschließen, in dessen Mitte die majestätische Berggruppe des Sinai emporsteigt. Bis Suez ist Wüste. Man zieht auf einer Straße, die eigentlich aus einer Menge paralleler Fußpfade besteht, von den Kameelen getreten, die in breiten Reihen neben einander gehen. Die weite, öde Fläche gewährt einen traurigen Anblick. Dromedar-Skelette liegen rechts und links am Wege, von den armen Opfern, welche der Ermattung und der Grausamkeit ihrer Treiber erlagen. Dann und wann fällt der Blick auf eine flüchtige Gazelle, oder auf einen hoch am Himmel kreisenden Adler, oder es erschreckt eine Kette Rebhühner, die dicht vor den Füßen des Reisenden plötzlich aufschwirrt. Caravanen von und nach Cairo, deren Führer, auf Eseln voranreitend, schon von weitem mit Zeichen und Zuruf sich begrüßen, wie begegnende Schiffe auf dem Ocean, ziehen an einander vorüber und bringen zuweilen Leben und Abwechselung in die Scene.

Das erste Nachtlager in der Wüste macht einen tiefen Eindruck. Es gibt ein Bild vom Leben der alten Hirtenvölker, und man denkt unwillkührlich an Moses und seine Israeliten, die vor 4000 Jahren den nämlichen Weg wanderten und an der nämlichen Stelle rasteten. Der Haltruf des Führers wirkt wie ein elektrischer Schlag auf die Menschen. In einem Augenblick ist Alles in Bewegung und Thätigkeit. Im Nu erhebt sich auf dem brennenden Sande eine Barake aus Kisten, Schläuchen und Sattelgeräthe, und ausgebreitete Mäntel und Decken dienen zum Dache. Die Küche ist gleich fertig; denn ein schmaler, fußtiefer Graben ist bald gescharrt, und ein



L. Daut sc. Nbg.

DER HOREB in der ARABISCHEN WÜSTE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

paar Dornbüsche und trockner Kameelmist geben Holz und Kohlen für den Pilau; das Wasser aber, frisch aus den Schläuchen, schmeckt köstlich, wie Nektar. Die abgezäumten Dromedare suchen sich in der Weite ein kümmerliches Futter; wenn sie zurück kommen, reicht man ihnen einige Hände voll trockener Bohnen, und sie lagern sich um die Reisenden, dicht an einander, in Reihen, wie ein lebendiger Wall. Den Rest des Tages nehmen die Rüstungen für die Nacht hinweg, die schnell hereinbricht. Brennendes Roth breitet sich plötzlich über Himmel und Sandfläche aus; bald ist die Dämmerung verschwunden, der Mond kommt und gießt ein stilles, bleiches Zauberlicht über die einsame Landschaft. Um rothflackernde und knisternde Feuer gruppiren sich die charaktervollen Gestalten der braunen Araber in ihren weißen Mänteln; manche plaudern, erzählen Geschichten und Thaten der Wüste; andere handthieren umher; noch andere strecken sich zur Ruhe. Ein paar aus jeder Gruppe sind mit Brodbereiten beschäftigt; der eine knetet den Teig aus Bohnenmehl in einer hölzernen Schüssel; der andere formt Brodkuchen daraus, ähnlich den Matzen der Juden. Auf glühendem Sand sind sie bald gebacken, und noch heiß verschlingt sie der Araber, Kameelmilch dazu trinkend. Nach dem Mahle rücken die braunen Kerls in kleinere und größere Kreise zusammen, und nun geht es an's Erzählen der immer frischen Mährchen und Sagen, oder von mitgemachten Fahrten und Abenteuern, Karavanenüberfällen und Plünderungen u. d. gl., wozu das unstäte Wegelagerer-Leben der Araber immer neuen und unerschöpflichen Stoff bietet. Aber den lauschenden Europäer beschleicht ein unheimliches Gefühl; denn wenn er ihre Erzählungen vom Gewande der Poesie entkleidet, sieht er sich unter einer Horde von Räubern.

Suez ist modern und für das alte Kolzun erbaut, von dessen Mauern sich das Meer zurückzog. Der Ort, welcher sich vom Karavanentransit und etwas Schiffbau dürftig nährt, ist arm; die Luft ist ungesund, die Gegend erbärmlich; es ist die Wüste ohne Baum und Pflanze. Der Pascha von Aegypten unterhält eine schwache Garnison in einem die Stadt beherrschenden Fort. Alle Lebensmittel kommen von Cairo, und jeden Sommer dezimiren ansteckende Fieber die Bevölkerung. Doch ist durch die von den Engländern vor Kurzem hier etablirte regelmäßige Dampfpacketfahrt nach Bombay ein bedeutender Schritt zur Belebung des Verkehrs und zur Aufhülfe des Orts geschehen; einige neue, schöne Gebäude und Waarenmagazine, Eigenthum der Britten, zieren bereits den Hafen, und die sich neu gestaltenden Verkehrverhältnisse zwischen Indien und Europa weissagen für Suez eine glänzende Zukunft.

Von Suez wendet sich der Weg einem Sumpfe zu, den einige Palmengruppen umsäumen, die ersten, welchen man von Cairo aus begegnet. Die Pfütze trägt den Namen: „Quellen des Moses." Hier wird ausgeruht und gerüstet zum beschwerlichen Zuge durch die Steinwüste, welche unmittelbar bei den Quellen beginnt.

Es ist eine todte, aber höchst imposante Natur, diese Sahara der Felsen. Man möchte der Tradition beinahe Glauben schenken, nach welcher das steinigte Arabien vordem ein Ocean von Lava gewesen, geronnen in dem Augenblick, wo seine ungeheuern Wellen, vom Orkan gegeiselt, als Berge zum Himmel aufschlugen. Weit

und breit, in Höhen und Tiefen, herrscht die todte Versteinerung: jähe Felsenwände, tief ausgefurchte Thäler, finstere Schluchten und ungeheuere Spalten. Hie und da ist ein Thal bestreut mit tiefem, losem Sande, dessen Fläche seine Gestalt mit jedem Windstoße verändert: der einzige Wechsel der Formen in dieser unveränderlichen Natur. An Vegetation, an Keim und Pflanzenwuchs ist fast nirgends zu denken. Blos aus Felsspalten saugen einige verkümmerte, caktusartige Gewächse dürftige Nahrung. Regen fällt nie in dieser Wildniß: — und die wenigen, kleine Oasen nährenden Quellen haben einen bituminösen, schweflichten Geschmack, Zeugniß gebend von des Bodens vulkanischem Ursprung.

Nach einem erschöpfenden Tagesmarsch gelangt man nach Wadi Garandel, dem Elim des alten Testamentes. Um eine erdpechhaltige, kaum genießbare Quelle grünen Akazien, Tamarinden und einige Dattelpalmen von riesenhafter Größe. Hier wird Halt gemacht und gerastet.

Ungern trennt man sich von den grünen Büschen Garandels, um von neuem die Steinwüste zu durchwandern. Ein ermüdender Weg von 5 Stunden führt zur Hamman Faraum, der zweiten Oase. Es ist ein kleiner, mit Binsen überwachsener Sumpf, in dessen Nähe eine niedrige Mauer einen schmalen Raum mit einigen Grabsteinen einfaßt: den Friedhof schiffbrüchiger Engländer, die an der Küste Gut und Leben verloren.

Kalkgebirg zieht sich in Hohlwegen und Thälern auf dem Wege hin, mit abenteuerlichen, wilden Formen, und roth, braun, schwarz und weiß ragt es tausendspitzig gegen den Himmel; eine furchtbare Natur, die den Wanderer mit unheimlichen Vorstellungen bedrängt und ihn an die phantastischen Gebilde arabischer Schauermährchen erinnert. Seitwärts, tief im Hintergrunde, erhebt sich der Serbal, einer der Bergriesen des steinigten Arabiens.

Das berühmte Thal Faran ist das Ziel der dritten Tagereise. Sein Eingang ist enge, und zu beiden Seiten thürmen sich rosenfarbene Granitmassen auf. Im Hintergrunde ragt der Serbal. Um ihn stehen Hunderte von Felsthürmen und spitzigen Kegeln, wie ein Heer bewaffneter Trabanten um einen König.

In diesem Thale schlängelt sich ein klarer, murmelnder Bach zwischen immer grünen Ufern, welche Flora täglich mit neuen Kränzen schmückt. Palmen- und Akazienwäldchen verbergen einige Hütten von Stein, die Wohnungen einer Anzahl von Hirtenfamilien, welche sich in diesem Paradiese der Wüste niedergelassen haben. Ich will nicht versuchen, das Entzücken zu schildern, das den Reisenden bei dem Anblicke der Oase ergreift, welche selbst die wilden Beduinen nur mit Freudengeschrei begrüßen.

Die nächste Tagereise bringt endlich zum Ziele. Ihre erste Hälfte führt von neuem durch die abenteuerliche Felsenwelt: Mittags aber lohnt die noch schönere und größere Oase Mackscharath für die ausgestandenen Strapazen im reichsten Maße. Am Eingange dieses Thals sind die Ruinen einer alten Stadt; Reste einer Wasserleitung und von Grabmonumenten im ältesten, phönizischen Style. Auch eine verfallene christliche Kirche steht da — der Rest eines Klosters, das einst hier stand. Die Trümmer tragen den traditionellen Namen Moses-

Stadt; der große Gesetzgeber soll sie gegründet haben. Die Schönheit der Natur in diesem Thale geht über alle Vorstellung. Ein Gehölz von prächtigen Palmen und schlanken Nadelbäumen beschattet die Oase, und eine Gebirgsmauer von licht-rothem Porphyr schützt sie vor brennenden Winden. Klare Bäche durchrieseln üppige Wiesengründe, und unter den breitschattenden Bäumen rauchen kleine, mit Gärtchen umgebene, arabische Wohnungen. Heerden von Dromedaren und Ziegen weiden, und eine unzählige Menge Rebhühner sind so zahm, daß man sie häufig mit Stöcken erreichen kann. Es ist das Eden der Wüste.

Drei volle Stunden lang ist diese Oase, die in einem Akaziengehölze endigt, in dessen Nähe wilde Beduinen einige Grotten zu Wohnungen eingerichtet haben. — Von da an wird der Weg sehr beschwerlich. Immer bergan gehend versperren große Felsblöcke bei jedem Schritte den Pfad. Er wird zuletzt so steil, daß die Reisenden absteigen und ihre Dromedare beim Zügel führen müssen. Nach 5stündigem, unaufhörlichem Steigen wird eine Hochebene erreicht: die nämliche, wo die Israeliten lagerten und dem goldenen Kalbe opferten, während Moses auf der Spitze des Berges war, des Berges, dessen bloßer Name hinreicht, in der Erinnerung jedes Lesers unvergeßlich eingeprägte Züge aufzufrischen und seinen Geist in die Tiefe der heiligen Geschichte zu tauchen. Der Sinai — eine ungeheuere Granitmasse, die den Himmel selbst zu tragen scheint — tritt hervor in seiner zermalmenden Majestät.

Die Ebene verengt sich zu einem Thale, weiterhin zu einer Schlucht, deren Mitte das berühmte Katharinenkloster einnimmt; dasselbe, welches seit 14 Jahrhunderten gegen christliche Pilger Gastfreundschaft übt. Es ist ein festes, citadellenartiges Gebäude, umgeben von hohen Mauern. Thüren hat es nicht, um es vor Ueberfall und Plünderung besser zu schützen. Man steigt zu einer, in 20 Fuß Höhe angebrachten Maueröffnung auf einer Strickleiter hinan. Ein großer Garten, ebenfalls mit hohen Mauern eingefaßt, aus denen sich einige Cypressen erheben, macht den Vorbau.

Die Brüderschaft besteht aus dreißig griechischen Mönchen. Ihre Regel ist sehr streng, und sie essen niemals Fleisch. Der Gottesdienst währt Tag und Nacht. Die Mönche wechseln bei demselben ab, und alle häuslichen Verrichtungen gehen ebenfalls reihum. Die Kirche ist schön, und eine Kapelle schließt den Ort ein, wo der „feurige Busch" gestanden haben soll, in dem der Herr dem Moses erschienen war. Man nährt sich ihm nur auf den Knieen und barfuß. — Der Klostergarten ist groß, vortrefflich bewirthschaftet und trägt das köstlichste Obst.

Gleich hinter dem Kloster steigt man zu dem durch die biblische Geschichte geheiligten Theile der Sinaigruppe auf. Diese besteht aus zwei an einander gränzenden Höhen, oder vielmehr aus einem Gebirge mit zwei Gipfeln, welche die Araber als Gabel Mousa (Mosesberg) und Gabel Katarin (Katharinenberg) unterscheiden. Nach der Volks-Tradition ist der erstere der eigentliche Sinai, der letztere der Horeb, wo Moses die göttliche Berufung zu seinem großen Werke empfing. Dieser wird vom Kloster aus vorzugsweise bestiegen. Es gingen sonst

Stufen hinan bis zum Gipfel; aber nur stellenweise existiren noch Spuren dieser Felsentreppe. Der jetzige Pfad ist zerrissen, und rothe Granitblöcke, die im Wege liegen, machen den Aufgang an vielen Stellen sehr beschwerlich. Nach halbstündigem Steigen gelangt man an einen weit vorspringenden Felsen, aus dessen Tiefe eine ergiebige, krystallhelle Quelle sprudelt, die den vortrefflichsten Labetrunk reicht. Einige ausgehauene, mit Moos bedeckte Sitze bei der Quelle laden zum Ausruhen.

Hat man eine halbe Stunde weiter geklettert, so erreicht man eine kleine Kapelle, der heil. Jungfrau geweiht. Diesem Gebäude gegenüber ist eine hohe Treppe, zwischen 2 Felswänden, unvollkommen in den Granit gehauen, und sie führt zu dem plump gebauten Elias-Kloster, das jetzt unbewohnt ist. Eine Cypresse, von riesenhafter Größe und dem höchsten Alter wiegt sich an der ehrwürdigen Stelle, wo, nach der arabischen Ueberlieferung, Moses die zehn Gebote von Gott empfing. Der Fußsteig wird steiler, schwieriger, bis die oberste Spitze erreicht ist. Sie ist kegelförmig, oben platt, etwa 30 Schritte im Umkreise. Hier steht ein christliches Kapellchen, roh aus Granit aufgeführt, schlecht erhalten, ohne Thüren und Fenster. Auf der andern Seite, etwas tiefer, haben auch die Moslims eine kleine Moschee, die sie in hoher Verehrung halten. Daneben ist eine schöne, runde Cisterne.

Die Aussicht vom Gipfel des Horebs ist bewundernswürdig; man übersieht fast alle Gebirge der Halbinsel und weithin das rothe Meer, mit seinen Eilanden, ja sogar bei ganz heiterm Himmel das ferne Hochgebirge Afrika's. Die lachende Fernsicht bildet einen seltsamen Kontrast zu der traurigen Einöde des Vorgrundes, den Hinblick in die düstere Felsenwelt und in die öden, alles grünen Schmucks und alles Lebens beraubten Thäler. Aber, obschon für das irdische Auge alles Reizes beraubt, wie vielen bieten des Sinai und des Horebs geheiligte Wüsten dem geistigen! Wie ergreift der Anblick dieser Gegenden, wo Moses, der größte Mann und Gesetzgeber, den nicht nur sein Volk, den vielleicht die Menschheit gehabt hat, die schwerste Sendung vollendete, welche die Vorsehung einem Sterblichen beschieden. Diese Wüsten waren es, die er zur Bildungsschule eines Volks erkohr, das aus einer Sklavenhorde zu einer cultivirten Nation zu erheben, es gegolten! Und wie that er's! mit welcher Selbstverleugnung ohne Beispiel hat er die erste, hartnäckige Generation durch vierzigjähriges Verweilen in dieser Oede untergehen lassen, bis nach deren Tode ein neues Geschlecht erstand, fähig, sich einzurichten im Lande seiner Väter nach den Gesetzen, die er ihnen entworfen! Wie wunderbar sind sie durchdacht alle diese Gesetze! Wie umfassen sie das Größte bis zum Kleinsten, wie sind sie berechnet, sich des Geistes seiner Nation in allen Umständen des Lebens zu bemächtigen und zu ewigen Gesetzen zu werden? — Und die hauptsächlichsten sind es geworden und werden es bleiben, nicht blos seinem Volke, sondern allen Nationen, denen im Reiche der Bildung eine Zukunft beschieden ist. Oder sind die Gesetztafeln, welche Moses von dem Gipfel des Sinai getragen, nicht die unterste Grundlage aller Civilisation auf Erden? und werden sie je aufhören, es zu seyn?


Stadt-
bücherei
Elbing

CLXXXV



DIE CATHEDRALE

im Antwerpen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXXXV. Antwerpen.

Hat auf Regenten und Staaten die Natur gerechnet? Gewiß nicht! sondern auf das Wohlergehen der Menschen in ihren Reichen. Der höchste Regent bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts so gut unterworfen, als der Geringste. Sein Stand legt jenem die Verpflichtung auf, ein getreuer Haushalter dieser Naturgesetze zu seyn, und seine Macht, die er nur durch andere Menschen hat, auch nur zum Wohle derselben zu gebrauchen.

In der Geschichte schlechter und verwahrloster Fürsten erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unsers Geschlechts. Was geschehen kann, geschieht, und Wunder geschehen nicht, um einen Mißbrauch der Macht, wäre es auch der ausschweifendste, zu hindern. Aber ein anderes Naturgesetz, welches für jede Wirkung eine gegenseitige hervor ruft, das Gesetz der Wiedervergeltung, macht, daß das Böse, welches Andere verdirbt, zuletzt immer selbst verderbe. Zwar büßen schlechte Fürsten Frevel und Unvernunft öfters später, als sie der schlechte, gemeine Bürger büßt; weil jene immer nur mit dem Ganzen Rechnung halten, in welcher das Elend und der Jammer der Einzelnen lange unterdrückt und unterschlagen werden können; aber früher oder später rächt es sich doch, und wenn nicht immer an der Person des übelthuenden Fürsten selbst, doch an seinen Nachfolgern und am Staate mit desto gefährlicherem Sturze.

Für diese Wahrheiten liefern die Regentenleben Belege in allen Zeiten. Die stärksten vielleicht das Leben Philipp's des Zweiten. Niemals waren die Verbrechen und Irrthümer eines Monarchen furchtbarer in ihren Wirkungen, niemals ist auch schrecklicher und dauernder die Vergeltung gewesen. Philipp war ausgestattet von der Natur mit einem umfassenden Geiste, arbeitseifrig, freigebig, im Besitz der größten irdischen Macht; doch der schrecklichste, durch einen grenzenlosen Ehrgeiz, Starrsinn, finstern Aberglauben und die tiefste Menschen- und Rechtsverachtung genährter Mißbrauch dieser Macht verkehrte die Periode seiner Herrschaft zu der unheilvollsten, die je ein Reich gehabt hat. Durch die Verwüstung der Hülfsquellen der ihm anvertrauten Länder erreichte er nichts, als das Heraufbeschwören der Rachegeister, welche seit drittehalb Jahrhunderten über sein Geschlecht und Spanien die Geißel der Wiedervergeltung schwingen. Ihn selbst zwangen sie, auszuleeren den Kelch des tiefsten Menschenelends. Schrecken und Furcht waren die Elemente seines Daseyns, und der Gewaltige, welcher die Giftmischerei als Handwerk trieb und Banditen zum Zeitvertreib dang, zitterte vor Gift und Dolch noch auf dem

Marterbette, wo er, aufgezehrt von der gräßlichsten Krankheit, fünfzig Tage lang mit dem Tode rang. Ist Philipp ein Schrecken der Völker gewesen, so bleibt sein Loos nicht minder ein Schrecken für alle Tyrannen. —

Mancher meiner geehrten Leser wird glauben, daß ich mich von meinem Gegenstande entferne, wenn ich von Philipp dem Zweiten rede; dem ist nicht so. Antwerpen ist die Ueberschrift für das schwärzeste Blatt in der Geschichte dieses Monarchen.

Nachdem Venedig gesunken war, stieg Antwerpen, das Herz des gewerbfleißigen Flamands, zu einer Handelsgröße empor, von der nur das heutige London einen Begriff geben kann. Die spanische Herrschaft berechtigte es zum direkten Antheil am amerikanischen und ostindischen Handel; als Glied des Hansabundes streckte es seine Verbindungen in den tiefsten Norden aus. Unter dem Schutze der damals allmächtigen spanischen Flagge, liberaler Gesetze und einer fast republikanischen Freiheit, versammelte es die unternehmendsten Kaufleute der Erde in seinen Mauern. Ueber 200,000 Einwohner bewohnten seine 12,000 Häuser; öfters lagen 3000 Schiffe zugleich in seinem Hafen und es war nichts Ungewöhnliches, daß die Fahrzeuge viele Wochen lang harren mußten, ehe sie an den Kayen zum Entlöschen gelangen konnten. Gränzenlos war der Reichthum hiesiger Kaufleute und bekannt ist die Thatsache, daß, als Karl der Fünfte einst bei einem solchen Flamändischen Rothschild speiste, dieser nach aufgehobener Tafel den Schuldbrief des Kaisers über zwei Millionen Dukaten vor dessen Augen verbrannte mit dem Bemerken, er sey bezahlt durch die Ehre des kaiserlichen Besuches. Die Venetianer, von denen sich viele hier ansiedelten, gestanden selbst, daß Antwerpens Handel zu dieser Zeit größer gewesen, als der ihrer Vaterstadt in ihrer blühendsten Epoche.

Aber was unter dem Zusammenwirken der günstigsten Verhältnisse Jahrhunderte gebaut und eine Reihe von Fürsten mit sorgsamer Hand gepflegt hatten, riß die Faust eines Despoten in wenigen Jahren nieder. Karl der Fünfte, der, wenn er auch kein weiser Monarch gewesen ist und nicht weniger Einfalt besaß, als Macht, wollte doch das Beste seiner Länder. Er war den Flamändern besonders gewogen, achtete sie als die damals reichste, aufgeklärteste und gewerbfleißigste Nation der Erde hoch und suchte ihr Glück und ihren Wohlstand durch Verleihung der wichtigsten Privilegien zu erweitern. Die Geißel der Inquisition, unter der seine übrigen Länder bluteten, hielt er fern von des Fleißes und des Weltverkehrs Wohnsitz. Im Angesicht der Notabeln Flamands war es, als der alternde Beherrscher des spanischen Weltreichs seinem Sohne Philipp das Gelübde auflegte, das Land einst mit Güte zu regieren und mit väterlicher Gesinnung zu erhalten, was er sorgsam und zu so großem Gedeihen gepflegt und herangezogen hatte.

Aber konnte ein Philipp, bei dem Blutgerüste, Mönchthum, Inquisition, Unwissenheit und Aberglaube als die Grundpfeiler galten, auf denen sich der Bau der Fürstengewalt erheben müsse, ein Volk lieben, das seines Rechts und seiner Kraft sich bewußt, Achtung forderte von seinem Herrscher? Bestätigung und Schutz

verlangte für seine so lange genossenen Privilegien? Schirm in der unbeschränkten Ausübung der Gewissensfreiheit? Unmöglich! — Zu allen Zeiten war Rechtsbehauptung der Völker den Despoten ein Gräuel und synonym mit Rebellion und Empörung. Folglich auch dem spanischen Philipp. Haß im Herzen gegen das brave Flamand, sandte er, es zu demüthigen, die verworfensten Menschen als Machthaber in's Land und errichtete ein System der raffinirtesten Plackerei und Bedrückung da, wo er kurz zuvor ein väterliches Regiment feierlich angelobt hatte. Die Großen des Volks wurden mit Verachtung behandelt, die Städte mit maßlosen Steuern beladen, der Handel durch Zölle, Abgaben und Beschränkungen aller Art gedrückt und gehemmt; auf die unablässigen Beschwerden gab er höhnende Antwort. Endlich ergriffen die Flamänder das letzte Rechtsmittel gegen Tyrannen: — sie ergriffen die Waffen. Philipp dekretirte nun für das großentheils protestantische Land Ausrottung der Ketzerei, Einführung der Inquisition, Aufhebung aller Privilegien — und ein Heer spanischer Mönche, Henker und Waffenknechte sandte er her, den gefürchteten Alba an der Spitze, die aufrührerischen Protestanten zu gleicher Zeit zu bekehren und zu züchtigen. So entstand ein Krieg, der über ein halbes Jahrhundert gedauert hat und in dem ein verhältnißmäßig kleines und schwaches Volk gegen den mächtigsten Fürsten der Erde, zum Erstaunen der Zeitgenossen, zur Lehre für die Nachwelt und allen Nationen für immer ein herzerhebendes, begeisterndes Beispiel, seine Freiheit, seine Unabhängigkeit erkämpfte. Vergeblich bluteten 18,000 Flamändische Bürger, Hohe und Niedere, unter dem Beile des Scharfrichters; vergebens erschöpfte der gewissenlose Monarch alle Mittel der Macht: Gift, Dolch, Verrath, Lüge, Bestechung und Versprechung; vergebens sandte er Heer auf Heer und schickte Flotte auf Flotte: an der Flamänder eisernem Heldensinne zerschellten alle Anstrengungen und Anschläge des Despoten.

Unter tausend Todesgefahren errang sich die Nation ihre Unabhängigkeit und Freiheit. Freilich nicht ohne die schmerzlichsten Opfer. Nach mancher gewonnenen Schlacht durchzogen die spanischen Heere sengend und brennend das Land von einem Ende zum andern, und ein großer Theil der Bevölkerung, die das Schwerdt verschonte, fraß das Elend. Das größte aller Opfer brachte Antwerpen. Nachdem es in einer langen Belagerung heldenmüthig widerstanden, fiel es in Alba's Gewalt (1585), der Rest seiner Vertheidiger endigte auf dem Blutgerüste, und Flamme und Plünderung theilten sich in ihre Habe. Schon vor der Belagerung waren viele Kaufleute mit ihren Geschäften in das durch seine Lage geschütztere Amsterdam geflüchtet. Alba erbaute die in unsern Tagen durch ein zweckloses Gladiatorenspiel so berühmt gewordene Citadelle, um die Zwingherrschaft über die zertretene Stadt dauernd zu begründen, und vor dem blutigen Kriegsgott floh des Handels friedlicher Genius. Als endlich im Westphälischen Frieden die Schelde für die Niederlande geschlossen wurde, verging auch der letzte Rest seines durch Philipps Faust zerschlagenen Handelsflors und nicht ein Schatten blieb zurück.

Seit dieser Katastrophe blieb das einst so herrlich gewesene Antwerpen, obschon mancher Wiederaufstrebungsversuch gemacht wurde, ein Platz, der mehr durch Erinnerung als durch die Gegenwart Bedeutung hatte. Die städtische Bevölkerung überstieg im vorigen Jahrhunderte niemals 50,000, und sank oft viel tiefer herab. Erst nach Wiedereröffnung der Schelde, (durch welche Napoleon sich den Ruhm erwarb, Antwerpens zweiter Gründer zu seyn) fing (1807) eine glücklichere Periode an. Im genannten Jahre klarirten wieder 1800 Fahrzeuge in den lange Zeit verödet gewesenen Hafen ein. Doch konnte unter Napoleons eisernem Scepter, obschon der Industrie des Festlandes günstig, der Welthandel nicht gedeihen, und nur erst seit dessem Sturze, 1815, nahmen die Antwerpner Geschäfte einen dauernden, jährlich immer größeren Aufschwung. Seit der Abtrennung Belgiens von Holland ist der ganze belgische Verkehr mit dem Auslande in Antwerpen vereinigt, und je mehr sich ost- und südwärts die Linien ausdehnen, auf welchen das neue, mächtige Transportmittel, Dampfkraft auf Eisenbahnen, in Anwendung kommt, desto blühender wird sein Handel mit Deutschland und Frankreich werden, welchen es den nordholländischen Plätzen bereits größtentheils entwunden hat. Die Anzahl der jährlich in Antwerpen einlaufenden Fahrzeuge übersteigt 5000, die der größeren Schiffe ist etwa 1000. Sein überseeischer Handel, der den von Amsterdam und Rotterdam überflügelt hatte, ist zwar seit der Trennung von Holland geringer geworden, doch bleibt es unter den Weltmärkten immer in der vordersten Reihe. Antwerpen hat gegenwärtig über 80,000 Einwohner, und seine Bevölkerung ist noch im Wachsen.

Die Stadt liegt am rechten Scheldeufer, acht deutsche Meilen vom Meere, und bildet einen Bogen von fast zweistündiger Länge, dessen Sehne dem Strome zugekehrt ist. Sie wird durch die Citadelle an der Südseite der Stadt, und durch die Forts TÊTE DE FLANDRE und MONTEBELLO, jenes jenseits der Schelde, und überdies durch starke Vorwerke vertheidigt. In seiner äußern Erscheinung trägt Antwerpen die unverkennbaren Merkmale der früheren Herrlichkeit und des neueren Aufblühens. Die Menge, die Größe und die altväterliche Pracht der öffentlichen Gebäude erregt Erstaunen, und einige Straßen bestehen fast ganz aus Pallästen. Die merkwürdigste ist die PLACE DE MER, und man hält sie in Hinsicht ihrer Breite und der imposanten Architektur ihrer meisten Wohnungen für die schönste in Europa. Sie würde es vielleicht unbestritten seyn, würde sie nicht verunstaltet durch kleine, niedrige, alte Häuserchen, welche die lange Linie der Palläste an vielen Stellen unangenehm unterbrechen: — ein Uebelstand, den Antwerpen mit allen alten Städten gemein hat, und der begründet ist in der republikanischen Gesinnung und Freiheit seiner ehemaligen Bewohner. Ohne Arg baute ehedem der kleine Handwerker sein Häuschen neben dem Pallaste des reichen Handelsherrn und Rathmanns. Beide waren Bürger und jeder einer vollkommenen Rechtsgleichheit sich bewußt. Es gab noch keine Hauptstädte, in denen sich Quartiere befinden, von denen die vornehme Welt jeden andern Bewohner ausschließt. Der Graf und der Handwerker, der Millionair und der Bettler waren Nachbarn. Das ist freilich jetzt vieler Orten anders.

Die Kayen sind stattlich und laufen eine Stunde lang am Scheldeufer hin. Sie sind mit schattenden und blühenden Bäumen bepflanzt und machen die Lieblingspromenade der Antwerpner aus, auf welcher es nie an Leben, Abwechselung und Unterhaltung gebricht. Die durch Napoleon ausgetiefte Schelde trägt die größten Kriegsschiffe ohne alle Gefahr bis in die Bassins, welche der Kaiser, groß genug für die Aufnahme von 50 Linienschiffen und eben so vielen Fregatten, innerhalb der Stadt anlegte. Es war seine Absicht, Antwerpen zum ersten Seehafen und Arsenal seines Reichs zu erheben und zu gleicher Zeit ein zweites London und ein anderes Portsmouth daraus zu machen. Er verwendete auf die Arbeiten zu diesem Zwecke 80 Millionen Franken. Die unermeßlichen Werfte für den Bau von Kriegsschiffen wurden in Folge eines dem eifersüchtigen England zugestandenen Artikels des Pariser Vertrags von 1814 geschleift, und die Docks selbst dem friedlichen Handel zum Gebrauche übergeben. Als die deutsche Hansa blühete, hatte der Bund da, wo jetzt die Docks sind, Bassins für seine Schiffe, seine Speicher und Contore; noch ist sein alter Pallast, der Oesterling, übrig — die einstige Wohnung der Faktoren und Kommis jenes merkwürdigen Vereins. Sie enthält außer 600 Wohnzellen eine Menge feuerfester Waarengewölbe, welche jetzt als Ställe benutzt werden. — Antwerpen hat eine Börse, die prächtigste und zugleich die älteste Europa's. Es gab eine Zeit, wo sie den Mittelpunkt des Weltverkehrs ausmachte und täglich 9 bis 10,000 Kaufleute aller Nationen sich hier versammelten. Das Rathhaus, die Post, das neue Theater sind sehenswerthe Gebäude. Das Arsenal war berühmt. Es ging im Bombardement der Holländer (1830) in Flammen auf und liegt noch in Ruinen. Auch die großen Waarenhäuser, welche damals mit ihrem, viele Millionen werthen Inhalte verbrannten, sind erst zum Theil neu aufgebaut. Der jetzige Seehandel des Platzes erfordert so ungeheuere Speicher nicht mehr.

Die Krone aber unter allen Gebäuden Antwerpens ist die Cathedrale. Der Bau dieses Gotteshauses, eines der herrlichsten der Christenheit, mit dem höchsten, (447 Fuß hohen), Thurme in der Welt, wurde in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts begonnen und nach 95 Jahren (1518) nicht vollendet, sondern aufgegeben: denn der eine Thurm ist nur halb fertig und viele Verzierungen, die nach dem ursprünglichen Plane diesen Wunderbau schmücken sollten, blieben weg. Zerwürfnisse im städtischen Gemeinwesen, Religionspartheiungen und vielleicht auch der Umstand, daß der Handel nicht mehr den reichen Gewinn abwarf, an den man früher gewöhnt war, machten, daß die Antwerpener am Ende wenig Lust mehr zur Dombausteuer zeigten, — die nämlichen Ursachen, welche auch anderwärts die Vollendung so vieler ehrwürdigen Denkmale der altdeutschen Baukunst hinderten. Die Länge dieses ungeheuern Gebäudes, dessen Bau und Verzierung, nach jetzigem Werthe, über 60 Millionen Gulden gekostet hat, ist nahe an 500 Fuß, und die Breite des Schiffs (die Seitenschiffe eingeschlossen) 230 Fuß. Die Decke wird von 125, beinahe 200 Fuß hohen, Säulen getragen.

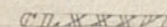
Die unsterbliche Kunst eines Rubens und mehrer seiner berühmtesten Schüler und Zeitgenossen zierte das Innere dieses Gotteshauses. Das Rubens'sche Bild, die Kreuzabnahme, ist allein mehr werth als manches königliche Museum, und ist des großen Malers Meisterstück. Von Napoleon nach Paris entführt, wurde es 1815 wieder zurückgebracht und von den Antwerpenern so festlich empfangen wie ein Triumphator. — Das Haus, welches Rubens bewohnte und die Jakobskirche, wo sich ein würdiges Denkmal über seiner Ruhestätte erhebt, wird kein Fremder unbesucht lassen. Die Augustiner=, die St. Andreaskirche und die der Dominikaner bewahren noch viele Werke der besten Maler der Flanderschen Schule: außer mehrern von Rubens, Gemälde von Van Dyck, Seghers, der Teniers, O. Mathys, Vennius, Jordans, die fast Alle Antwerpener von Geburt waren, und wetteiferten, die öffentlichen Gebäude ihrer Vaterstadt zu verzieren.

CLXXXVI. Die Bergfeste Stolpen in Sachsen.

Voll Bedeutung schaut aus blauen Lüften
In des Thales frohbelebte Triften
Stolpen's Zinne schwermuthsvoll hinab;
Wo gedankenvoll in sich versunken
Die verlassene Liebe schauertrunken
Einem Könige flucht' und sich in's Grab!

Diese bedeutungsvollen Verse waren vor einigen Jahrzehenten in einer Fensterscheibe eines Zimmers dieser kleinen verfallenen Bergveste des Meißner Landes zu lesen. Sie kamen von der schönsten und geistreichsten Frau ihres Jahrhunderts — jener Geliebten des prachtliebenden Königs August des Zweiten von Polen, durch deren Gefangenschaft Stolpen eine Berühmtheit ganz eigenthümlicher Art erlangt hat.

Die Gräfin Cosel, die als Gemahlin des kursächsischen Cabinetsministers von Hoymb an den Dresdner Hof kam, hatte König August durch ihre Schönheit und Bildung so bezaubert, daß sie bald eine vollkommene



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger


Stadt-
bücherei
Elbing

Herrschaft über ihn übte. Sie ließ sich von ihrem Gemahl scheiden; der Kaiser erhob sie zur Reichsgräfin, und die deutsche Maintenon herrschte im Sachsenlande lange Zeit mit der Laune und Willkühr eines Despoten. August, der Starke, war ihr Sklave, und sie forderte von ihm und er brachte ihr jedes Opfer. Er baute ihr einen glänzenden Pallast in der Hauptstadt (das jetzige Coselsche Palais in Dresden), Lustschlösser auf dem Lande, und Alles, was Pracht und Ueppigkeit nur ersinnen konnten, machten diese Wohnungen zu Feenschlössern. Das Mobiliar einer einzigen kostete über 200,000 Thaler, und man hat berechnet, daß für die grenzenlose Verschwendung, zu welcher jene Frau den König veranlaßte, die enorme Summe von 10 Millionen Thalern nicht ausreichte. Ihre Herrschsucht war so zügellos wie ihre Prachtliebe: ihr Wille galt durch das ganze Reich als Befehl, und wer ihr zuwider war, mußte fallen. Weder Rang, noch Verdienst, noch Reichthum, noch die persönliche Freundschaft des Königs schützten gegen die Abneigung einer Frau, welche mit ihrer strahlenden Schönheit und einem unwiderstehlichen Liebreiz — einer Zauberin gleich — die Rache selbst entwaffnete, wenn sie es wagte, sich ihr zu nahen.

So hatte sie 10 Jahre lang vollkommene Herrschaft geübt; durch ihre Verschwendung war das Land verarmt, vom Hofe und von der Verwaltung das aufrechtgehende Verdienst entfernt und alle Gebrechen der Maitressenschaft lasteten auf Sachsen mit dem furchtbarsten Druck. Keine Stimme wagte eine Klage; — denn Furcht vor der vernichtenden Macht der Cosel hielt jede zurück. Da unternahm es der alte Feldmarschall Flemming, dem verblendeten Könige, während dessen Anwesenheit in Warschau, wohin ihm die kranke Maitresse nicht folgen konnte, die Augen zu öffnen. — Die Gräfin, deren Kreaturen den König bewachten, erfuhr zwar den Anschlag sogleich und reiste, ihrer Allgewalt über den schwachen Fürsten sich bewußt, auf der Stelle nach Warschau; aber an der schlesischen Grenze wurde sie von Husaren, auf geheimen Kabinetsbefehl des Königs, arretirt und nach Dresden zurückgebracht. Als sie die Nothwendigkeit einer Reise in das Ausland zur Herstellung ihrer Gesundheit vorschützte, ließ man sie ziehen. Sie ging nach Berlin, kehrte plötzlich nach Halle zurück, wurde hier von neuem arretirt und als Staatsgefangene auf die alte Bergfeste Stolpen gebracht, welche ihre 43jährige Haft berühmt gemacht hat. August, der sich gegen seine Vertrauten offen äußerte, daß ihr persönlicher Zauber und die Herrschaft ihres Geistes durchaus unwiderstehlich sey, sah sie nie wieder und fürchtete seine Schwäche selbst so sehr, daß er ihre Briefe nie beantwortete, nicht einmal öffnete, sondern ungelesen verbrannte. Nach August's Tode bot man ihr die Freiheit an; aber die heroische Frau, welche noch immer, und bis in's hohe Alter, die Reize der Schönheit bewahrte, verschmähete das Geschenk mit stolzem Hohne. Als während des siebenjährigen Kriegs Friedrich der Zweite Sachsen besetzt hielt, ließ er ihr eine Pension zahlen; da dieß in geringhaltigen Münzsorten geschah, so dankte sie zwar höflich für die Großmuth, befahl aber, die Wände einiger ihrer Zimmer mit den Ephraimsthalern zu benageln und sie ließ diese Friedrichs-Tapeten, wie sie sie nannte, allen Fremden, die nach Stolpe kamen, zeigen, wobei es an beißenden

Bemerkungen nicht fehlte. Geistige Unterhaltung war in ihrer 43jährigen Gefangenschaft ihr einziger Genuß und noch am späten Abende ihres Lebens (sie starb, 1759, als 80jährige Matrone) unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel mit den größten Geistern ihrer Zeit in mehren Ländern. Ihren kleinen Garten bebaute sie selbst. Als eine merkwürdige, psychologische Erscheinung ist zu bemerken, daß, obschon diese Dame vom Augenblicke ihres Sturzes an unbegränzten Haß gegen den König bei jedem Anlasse bekannte und bethätigte, Haß doch nur die äußere Form einer abgöttischen Liebe war, welche nichts schwächen oder auslöschen konnte, wie sie — bei der Nachricht von August's Tode — selbst gestand. Ihre hinterlassenen Memoiren, welche merkwürdige und frappante Aufschlüsse über wichtige Verhältnisse ihrer Zeit, die der Schleier des Geheimnisses bedeckt, enthalten sollen, wurden bei ihrem Tode unter Siegel gelegt, und ihre Veröffentlichung, welche sie angeordnet hatte, nicht gestattet.

Stolpen wird von Denen, welche die schönen Gegenden Dresdens und Meissens bereisen, häufig besucht, und ein Kastellan zeigt die von der berühmten Gefangenen bewohnten Zimmer, welche so gut wie irgend ein MEMENTO MORI Stoff geben können zu ernsten Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge.

CLXXXVII. Samaria.

Das alte Samaria, Israels Hauptstadt, die Nebenbuhlerin Jerusalems, ist längst von der Erde verschwunden. Nach dreimaliger Zerstörung, zuerst durch Salmanassar, den Assyrer-König, dann durch Hyrkanus, zuletzt durch die Römer, lag es wüste und verlor sogar den Namen. Erst die Kaiserin Helene fand seine Stätte wieder auf und sie erbaute auf derselben ein Kloster und eine christliche Wallfahrtskirche, deren malerische Trümmer unser Stahlstich darstellt. Ein kleines und elendes Dörfchen von etwa 20 Häusern, auf einem Absatz des Berges gelegen, den die berühmte Königsstadt einst ganz bedeckte, ist der bettelnde Erbe des großen Namens. Aber weit und breit ist Alles öde und wüst und das Geschrei der Geier und das Geheul des Schakals sind die einzigen Töne, welche an der Stelle gehört werden, von welcher einst Rauchopfer dampften und der Preiß des Allmächtigen von den Lippen seines erwählten Volkes zum Himmel aufstieg.



RUINE zu SAMARIA
im Palestina

Paris: Institut Bibliographique


Stadt-
bücherei
Elbing


Stadt-
bücherei
Elbing

CLXXXVIII



FESTUNG PETERWARDEIN an der DONAU
im Sirmien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CLXXXVIII. Peterwardein.

Ich stand im Begriff — so erzählt ein reisender Schwede — das türkische Gebiet zu verlassen. Ein großes Gebäude erhebt sich gerade auf der Grenze und steht halb auf österreichischem Grunde, halb auf wallachischem Boden. Zu beiden Seiten ziehen sich Pfahlzäune hin, an welchen ein paar tausend Kühe, Ochsen und Pferde entweder angebunden standen, oder von ihren Treibern hin- und hergeführt wurden. Ich ritt ein durch ein großes Thor. Das Innere des Raumes theilte eine lange Tafel. Es war gerade Markttag: auf der einen Seite standen die Walachen, größtentheils als Verkäufer; auf der andern ungarische und siebenbürgische Handelsleute, meistens Juden. Nach geschlossenem Handel ward das Geld auf den Tisch gezählt, das aus der Walachei kommende in Essig gelegt, das Vieh aber durch einen Teich getrieben und nach dieser Vorsichtsmaßregel von den Käufern nach Hause geführt. Auf gleiche Weise geschieht auf der ganzen türkisch-österreichischen Grenze der Verkehr zwischen den Landbewohnern, ohne daß Berührung oder Gefahr der Pestansteckung stattfindet.

Das Thal aufsteigend näherten wir uns der Contumazanstalt. Eine Schanze mit einer Batterie von einigen Kanonen bildet den ersten befestigten Punkt gegen die Walachei hin.

Diese Station, in einer Gebirgsgegend, von deren Höhen der Blick in das unabsehliche ungarische Flachland, welches die Theiß und die Donau wie zwei strömende Meere durchziehen, fällt, ist ein Glied des Sanitätscordons über Meer und Land, welchen Europa um das türkische Reich gezogen hat, um sich vor der Geißel der orientalischen Pest zu schützen. Das von Bären und Wölfen bewohnte Gebirge, welches den österreichischen Kaiserstaat, von der Donau bis zur russischen Grenze, von türkischem Gebiete scheidet, bildet eine natürliche, durch Militär-Cordons gesicherte Barriere, durch welche vier fahrbare Straßen führen. Die Quarantäne-Anstalten an denselben sind sich einander ziemlich gleich. Sie bestehen, außer den eigentlichen Contumazhäusern, aus einer Kapelle, einem Wirthshause, einem Hospitale, einer Waarenniederlage, einer Kaserne und den Wohnungen der Offizianten, unter denen sich immer auch ein Arzt, ein Apotheker und ein Wundarzt befinden.

Die Contumaz ist eine Haft besonderer Art und ihr ist Jeder, der, aus der Türkei kommend, österreichisches Gebiet betritt, ohne Rangunterschied unterworfen. Der Reisende wird zu einem der Contumazhäuser gewiesen: — hölzerner, mit Kalk getünchter, schlechter Baracken, welche isolirt stehen und deren jede mit einem hohen Pallisadenzaune umgeben ist. Innerhalb der Verpfählung angelangt, nähern sich ihm mehre Personen bis auf eine gewisse Entfernung. Ein Mann mit einem dicken Bund Schlüssel gibt ein Zeichen in's Haus zu treten, und kaum ist der Fremde über die Schwelle, so wird die Thüre hinter ihm verschlossen. — Er hat dann Muße, sein Gefängniß

zu untersuchen. Eine Stube von 10 bis 12 Fuß in's Gevierte, mit ein paar vergitterten Fenstern, die nie gesäubert worden, schmutzige Wände, eine schwarz beräucherte Decke, die mit Spinnweben verziert ist, sind Dinge, welche eben kein Uebermaß von Comfort versprechen. Ein plumper Tisch, dahinter eine Pritsche, machen das Mobiliar aus. Ein Walache trägt Bagage und Mantelsack herein, begleitet von dem Manne mit dem Schlüsselbund, der wie ein Kerkermeister aussieht. Vorsichtig bleibt dieser an der Thüre stehen, dem walachischen Diener seine Verrichtungen anweisend. Den Reisenden bedeutet er, daß er sich Niemanden nähern, Niemanden berühren dürfe. Der Aufwärter geht und kommt wieder mit einem Arm voll Betten, die er auf der Pritsche ausbreitet. Mit ihm erscheint der Arzt: meistens ein unwissender Mensch, der das elende Leben auf der Contumazanstalt dem Verhungern vorzieht. Auch er hält sich vorsichtig an der Thüre, thut in gebrochenem Latein einige Fragen und entfernt sich wieder; der Kerkermeister schließt die Thüre ab und der Reisende ist allein. Wohl mag er sich nun einbilden, er sey ein Verpesteter.

Der Abend kömmt, die Schlüssel rasseln, die Thüre öffnet sich: herein tritt ein alter Schnurrbart, die Pfeife im Munde und einen ekelhaften sauern Essiggeruch von sich hauchend. Er hält eine Matratze im Arme, die er neben das Lager des Fremden hinwirft, sagend, er erscheine auf des Direktors Befehl, um ihn zu bewachen. Zwei Schreiber folgen, mit Papier und Schreibzeug, pflanzen sich an der Tafel hin und verlangen genaue Angabe des Kleiderverzeichnisses, protokolliren solches und gehen weg mit der Warnung, daß bei schwerer Verantwortlichkeit während der Quarantainezeit nichts davon entfernt, auch nichts gewaschen werden dürfe. Der Wächter fragt, ob der Reisende essen und trinken wolle. Bejaht er es, so bringt jener eine Flasche sauern Wein, ein großes Glas voll Raki (Zwetschenbranntwein) und irgend ein roh und schlecht zubereitetes Gericht, das er, ohne Tuch, auf den schmutzigen Tisch stellt. Selten wird der Reisende den sauern Wein trinken, wenn er gutes frisches Quellwasser haben kann; aber dieß ist gemeinlich nicht zu erlangen.

Alles vereinigt sich, um den Aufenthalt in der Contumaz unerträglich und wahrhaft kerkermäßig zu machen — schlechte Nahrung, Mangel aller Bewegung und aller gewohnten Bequemlichkeit: kein Wunder daher, daß es selten an Kranken fehlt. Selbst zum Gottesdienst dürfen in der ersten Woche der Contumazzeit die Eingesperrten nicht zusammen kommen. Nachdem die ersten 8 Tage überstanden sind, läßt zwar die rigoröse Behandlung etwas nach; aber jeder Berührung eines Andern, sey es auch nur eines Mitgefangenen, wird bis auf den letzten Augenblick streng abgewehrt.

Es ist begreiflich, daß das überall allmächtige Gold auch an diesen Orten der Verwünschung sich manches verschaffen kann, was der ärmere Reisende entbehren muß. Selbst Bücher leiht der Kerkermeister gegen schweres Geld, um die unerträgliche Langeweile zu tödten: — sie werden in einer am Ende einer Stange befestigten Büchse überbracht und bei der Zurücknahme dem Essigbade unterworfen. Im letzten Stadium der Contumaz ist wohl auch etwas mehr Freiheit und ein Spaziergang in einem erweiterten Bezirke erlaubt. — Für die Grenzbewohner ist natürlich ohnehin die Contumaz einfacher und kürzer. Gewöhnlich wird Alles, was den Tag über von Bauern die

Gränze einpassirt, in eine große Schuppe zusammengesperrt und nach 3 oder 5 schlimmen Tagen, während welcher sich jeder beköstigen und betten mag, so gut er kann, läßt man den Haufen, nachdem er summarisch geräuchert und mit Essig besprengt worden, weiter ziehen. Dringt aber die Pest nahe an die Gränzen vor, dann hört alle Kommunikation unter den Bewohnern auf.

Endlich gehen die drei langen Marterwochen zu Ende. Am letzten Morgen erscheinen Doktor und Apotheker mit Gehülfen, die sprühende Kohlpfannen tragen; jene werfen Salpeter handvollweiß darauf, und die Kerls marschiren um den auf Erlösung Harrenden herum wie Zauberer, ihn in ihrem höllischen Dampfe fast erstickend. Der Inspektor kömmt und zählt die vorher mit Pestessig besprengten Kleider und Wäsche, während ein Schreiber das Verzeichniß derselben laut abliest. Trifft Alles richtig zu, so werden sie in „grausiger Ordnung" wieder in Koffer und Mantelsack gepackt. Der Inspector wechselt mit dem Arzte ein paar Fragen, tritt dann zu dem Reisenden und erklärt ihm in höflichem Tone: er sey rein. Er vernimmt es, wie das „Gnade!" ein Verurtheilter. Aber nun erscheinen eine Anzahl Personen, zum Theil mit schmählichen Rechnungen, zum Theil mit trotzender, bittender Miene, Trinkgelder für geleistete und nicht geleistete Dienste erwartend; — für Alles muß bezahlt werden, und das Nachtlager auf der harten Pritsche kostet mehr als das Eiderdaunen-Bett eines Hotels in Paris.

Ein äußerst romantischer Weg führt von Xupanek an dem linken Ufer der schäumenden Cserna hin und dann durch das Bella-Recca-Thal nach Mehadia, einem schönen Flecken, in dessen Nähe merkwürdige Ueberreste einer Römerstraße, einer Wasserleitung und die Ruinen eines Castrums, aus der Zeit Trajans, sehenswerth sind. Die berühmten, schon den Römern bekannten Herkulesbäder liegen eine Meile von Mahadia entfernt in einem engen, von hohen, waldigen Bergen umschlossenen Thale, das von der Cserna durchströmt wird. Man findet hier, in diesem fernen Winkel Ungarns, alle Annehmlichkeiten eines fashionablen Kurorts, elegant eingerichtete Wohngebäude, vortreffliche Gast- und Traiteurhäuser, Versammlungssäle, Casino, Lesekabinets, Theater ꝛc. ꝛc. — und so reizende Parkanlagen und Spaziergänge, als in irgend einem Bade Deutschlands und der Schweiz. Die nahe Gebirgswelt zeigt sich im Schmucke der schönsten Alpenlandschaften: Wasserfälle, Gießbäche, Bergschluchten, Felsenhöhlen, und kleine stille Seen in heimlichen Gründen. Jenseits Mehadia wird der letzte Arm des Gebirgs überstiegen, und von seinem Kamm fällt der Blick auf die ungeheuere, sich bis Pesth erstreckende Ebene, die den Flächenraum von halb Preussen einnimmt. Unabsehlich streckt sie sich aus, von schimmernden Strömen wie von silbernen Heerstraßen durchzogen.

Bald sind die Höhen verlassen und man ist eingetreten in das ungarische Tiefland. Keine einzelne Häuser mehr, wie in der Moldau und Walachei; sondern weit aus einander liegende große Dörfer mit regelmäßigen Straßen; die Häuser einförmig, aus Lehmbacksteinen, mit Strohdächern, langweilig anzusehen. Keine großen Oekonomie-Gebäude hinter den Häusern: das Getreide liegt im Freien aufgeschichtet, des Ueberflusses Unwerth verrathend. Selten eine Obstpflanzung, oder ein Garten an einem Bauernhause, oder sonst etwas, was andeute, daß

die Menschen andere als thierische Bedürfnisse kennen. Männer und Weiber, in Schafpelze gekleidet, sind Leibeigene des hohen Adels dieses Landes, denen sie wie die unzähligen Schafheerden angehören, welche sie hüten. Wenn einer der gnädigen Eigenthümer eine öde Strecke auf seinen Besitzungen anbauen will, so nimmt er eine Anzahl Menschen und Thiere von einer cultivirten Stelle weg und versetzt sie dahin; er versieht sie mit aus Lehm bald hergerichteten Wohnungen, gibt dem Dorfe einen Namen, richtet ein paar Brunnen her und genießt dann die Früchte des menschlichen Fleißes. Die Woche gehört zur Hälfte dem Herrn, zur Hälfte dem Bauer; aber da die Tage der Feier und die der schlechten Witterung ihm zufallen, so hat er oft nur einen Tag für sich und von dem schmalen Ertrag bekommt noch der Geistliche Frucht= und Blutzehnt. Rentirt aber dem Herrn die Ansiedelung nicht genug, so läßt er den größern Theil der Bevölkerung aufbrechen und ein neues Colonistendorf gründen.

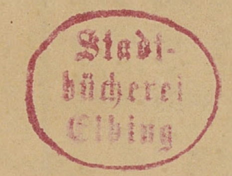
Je weiter man in der Ebene, der Theiß und Donau zu, vordringt, desto seltener und dürftiger zeigt sich der Anbau. Da, wo die beiden Ströme sich vereinigen, strecken weite Sümpfe sich aus, welche Krankheiten, besonders das sogenannte ungarische Fieber, begünstigen und die Gegend ungesund machen. Man passirt die Theiß nahe bei ihrer Mündung vermittelst einer Fährte. Die beiden Ströme gewähren einen majestätischen Anblick. Spiegelglatt und klar wälzt sich die Theiß in fast halbstündiger Breite der noch mächtigern und prachtvolleren Donau zu. Das Land zwischen der Theiß und der Donau ist Sumpf und Einöde: der Weideplatz aber von ungeheuern Schafheerden angefüllt. Sie bestehen aus Merinos, welche erst seit wenigen Jahren hier eingeführt worden. Schäfer in Fellen mit wildem Blick und noch wildere Hunde bewachen sie. Von einem Sandhügel jenseits der Theiß erblickt man in 5stündiger Entfernung die Thürme von Peterwardein, das Neusatz, wie Ehrenbreitstein Coblenz, gegenüber liegt, und stolz von seinem Felsen auf die Donau hernieder schaut.

Peterwardein ist das Gibraltar Ungarns und die stärkste Festung der ganzen österreichischen Monarchie. Sie steht auf einem, auf drei Seiten von der Donau umspülten, 3 bis 400 Fuß hohen Felsen und enthält mit der untern Stadt, die zum Theil auf der niedrigern Landzunge gebaut und durch gewaltige Außenwerke vertheidigt ist, an 6000 Einwohner.

Peterwardein besitzt alle zu einem großen Waffenplatze gehörigen Anstalten: Kadettenschule, Militair=Hospital und ein weltberühmtes Zeughaus, mit dem Kriegsbedarf zur Ausrüstung einer Armee von 30,000 Mann. Eine Schiffbrücke verbindet die Festung mit der schönen Freistadt Neusatz, welche in der nahe bei ihr vortrefflich angebauten Ebene dicht am andern Ufer liegt. Noch vor 90 Jahren war der Raum, auf dem jetzt 3000 Häuser in schönen Straßen prangen, eine Viehweide! Die erste Ansiedelung fand nach Belgrads Eroberung durch die Türken statt. Sie zählt jetzt über 20,000 Einwohner, von welchen die orientalischen Christen 5 Kirchen, die Katholiken, Reformirten, Lutheraner und Juden jede dieser Partheien ein Gotteshaus besitzen.

Inhalts-Verzeichniss des 4ten B.

BIBLIOTEKA
BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

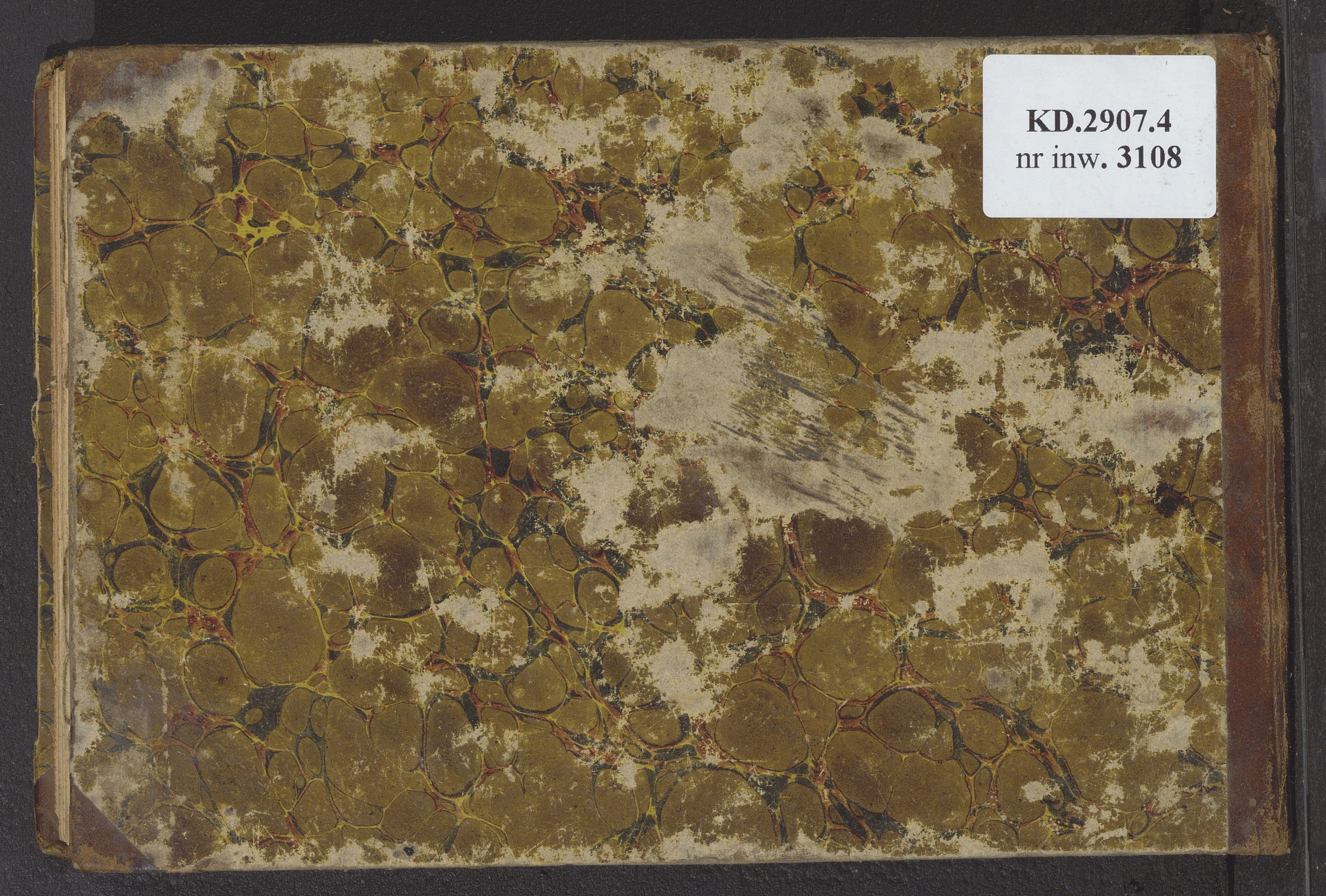

Stadt-
bücherei
Elbing





ROTANOX
oczyszczanie
X 2008

Ż


KD.2907.4
nr inw. 3108